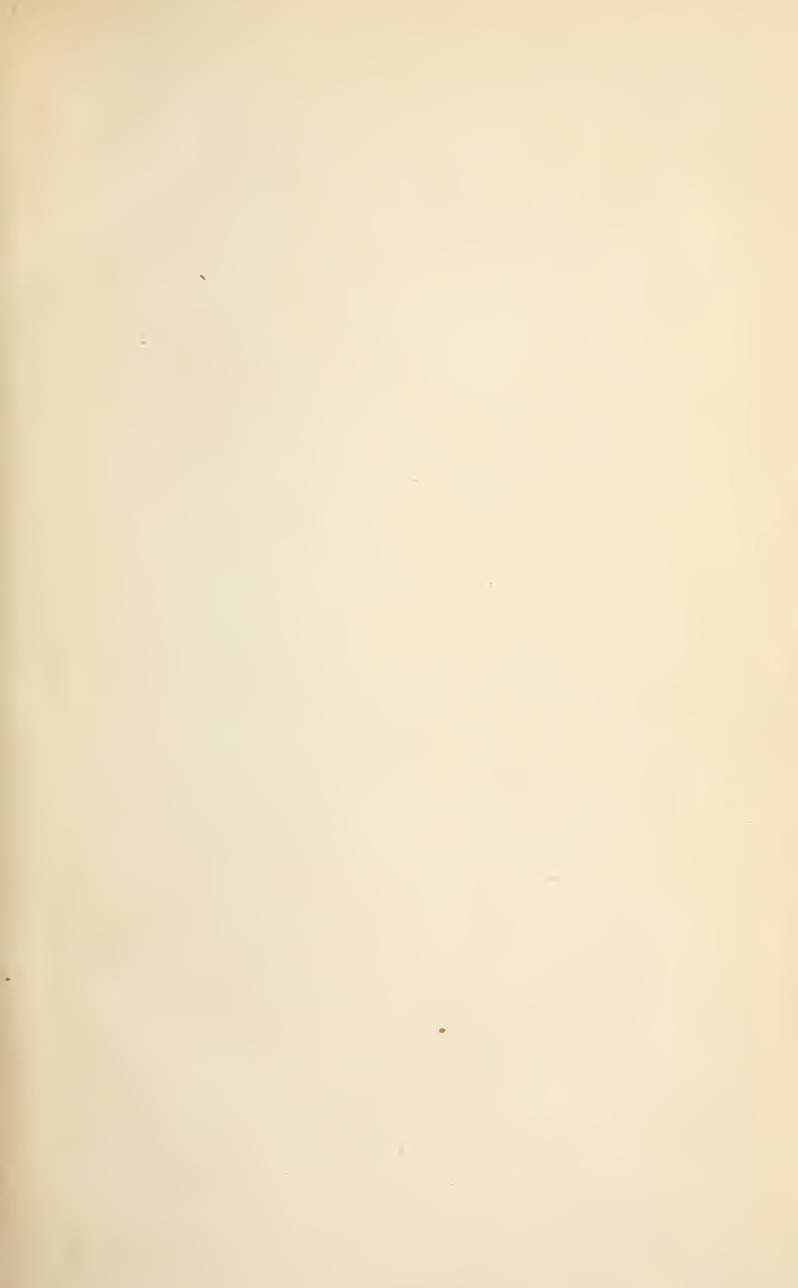
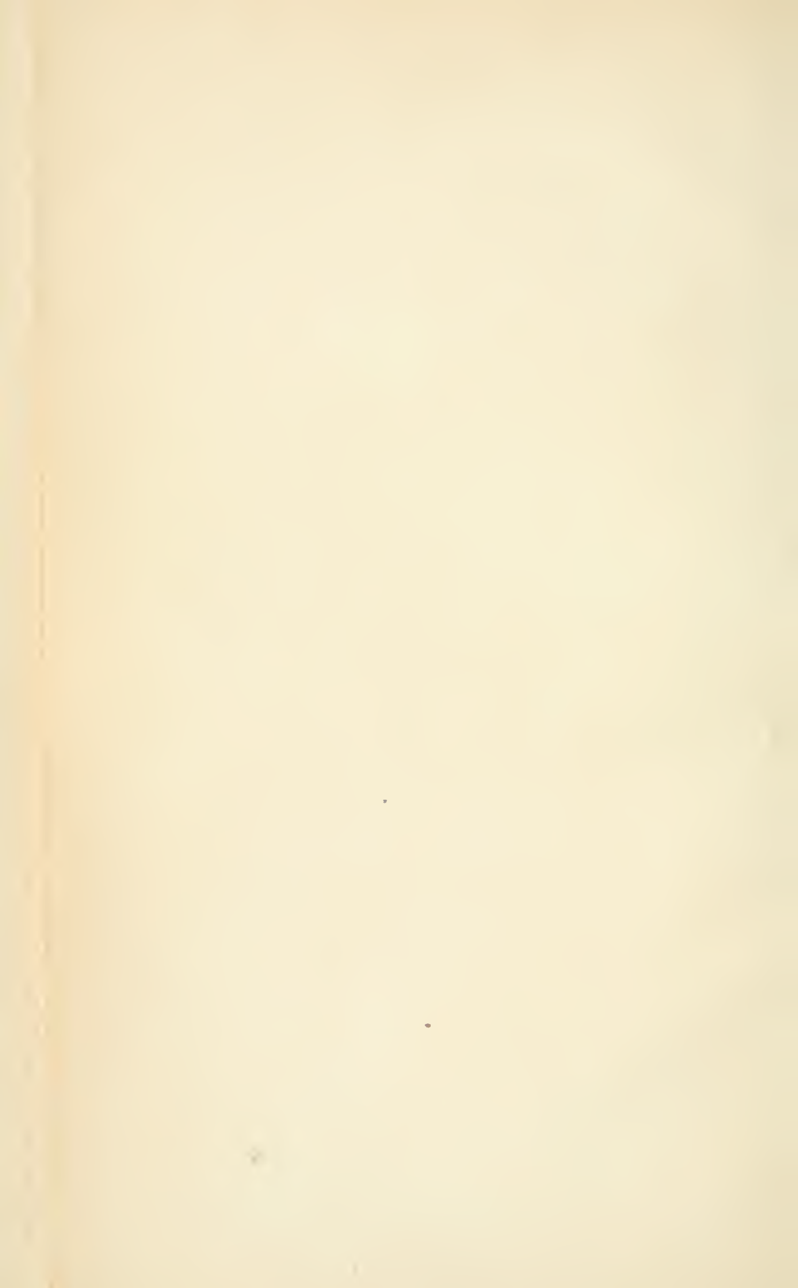












Hermann Lotze



Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Gedichte

von

Hermann Kurz.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Dichters.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

An Personen.

Seite

Bilder und Märchen.

Uebersetzungen.

Hermann Kurz.

Sei mir, Dichter, willkommen! denn dir hat wahrlich die Muse
Heiter Lippen und Stirn und beide die glänzenden Augen
Mit unsprödem Kusse berührt; so küsse mich wieder.

Mörike: An H. Kurz.

Am 10. October 1873 schlossen sich diese „glänzenden Augen", die durch alle Trübsale eines vielgeprüften Lebens nicht verdunkelt worden waren, für immer. Eine der edelsten, tapfersten und liebenswürdigsten Dichtergestalten, deren Deutschland in diesem Jahrhundert sich zu rühmen hatte, wurde durch einen raschen Tod uns entrissen; nicht der Letzte, aber der Jüngste aus dem Kreise jener schwäbischen Dichter, der sich an Uhland als ihren Freund und Meister angeschlossen hatten. G. Schwab, Wilh. Hauff, W. Waiblinger, Justinus Kerner, L. Seeger, L. Bauer, Karl Mayer u. A. waren vorangegangen. Es war einsam um den Ueberlebenden geworden. Das Schicksal und sein eigenes Gemüth hatten ihn mehr und mehr von dem literarischen Treiben des Tages abgesondert, und als die Kunde seines Todes erging, war selbst in den Nekrologen bedeutender Zeitungen eine seltsame Unsicherheit darüber wahrzunehmen, ob der Dichter von „Schiller's Heimathjahren" (Hermann Kurz in Tübingen) und der Verfasser der Literaturgeschichte (Heinrich Kurz in Aarau) eine und dieselbe Person gewesen seien.

Woher diese frühe Verschollenheit eines noch Lebenden und Thätigen? Hatten seine Freunde, die ihn fraglos für einen echten und wahren Dichter hielten, durch die Gediegenheit und Anmuth seiner menschlichen Eigenschaften sich über den Werth seiner dichterischen Gaben täuschen lassen? War der lebhafte Beifall, mit welchem selbst das größere Publikum seine beiden Romane und die Nach- und Ausdichtung von Gottfried's Tristan begrüßt hatte, nur eine zufällige Gunst des Glückes gewesen, durch besondere Zeitumstände veranlaßt und vergänglich mit dem Wechsel der Tagesstimmung? Daß Hermann Kurz in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens völlig verstummte, daß der Dichter hinter dem Forscher zurücktrat und mit der Uebung endlich auch die Kraft der Phantasie, die Neigung zu poetischen Aufgaben in ihm versiegte, war ja nicht die Ursache, sondern die Folge der langen Vernachlässigung, in welcher er hingelebt hatte, im Kampfe mit zwiefacher Noth: der Niedergeschlagenheit über sein erfolgloses Ringen und den bittersten Sorgen um seine äußere Existenz. War Deutschland zu reich an wahren Dichtern, daß es ein so echtes und glücklich angelegtes Talent übersehen durfte, oder zu arm, um einem so redlichen Arbeiter zu seinem Lohn zu verhelfen?

Die Antwort auf diese Fragen gibt das Leben des Dichters selbst. Dieses Leben ausführlich zu erzählen und damit dem deutschen Volk das Bild eines seiner trefflichsten Söhne vor Augen zu stellen, ist eine Aufgabe, die hoffentlich früher oder später von einem wahrhaft Berufenen gelöst werden wird. An dieser Stelle, zur Einleitung in die zum ersten Male gesammelten poetischen Werke des abgeschiedenen Freundes, kann es nur auf andeutende Umrisse abgesehen sein. Nicht allein des beschränkten Raumes wegen, da eine würdige und wahrhaft in die Tiefe dringende Lebensschilderung das Bild jener ganzen Epoche zu entwerfen hätte, welcher Kurz angehörte, der politischen wie literarischen Bewegung, an der er handelnd und leidend seinen ehrlichen Antheil hatte, der Freunde und Gegner, der Förderungen und Hemmungen, die ihm aus den öffentlichen Zuständen erwuchsen: eine Darstellung, die allein einen Band füllen und freilich durch eine Auslese aus den

zahlreichen, vom echtesten Humor übersprudelnden Briefen unseres Freundes einen hohen Reiz gewinnen würde. Vielmehr erschien es als die dringendere Pflicht, dem theuren Todten zuerst das Denkmal zu errichten, zu welchem er selbst die zerstreuten Bausteine hinterlassen hatte: eine Gesammt-Ausgabe seiner Werke, die seiner Nation in Erinnerung bringen sollte, was sie an ihm besessen, ohne ihm nach Verdienst dafür zu danken, und so für eine eingehendere Beschäftigung mit der Person des Dichters erst das Interesse zu erwecken; derjenige aber unter den Freunden, der in den letzten Jahren dem Verewigten am nächsten gestanden und daher die Herausgabe der „Werke" übernommen hatte, mußte schon bei der flüchtigen Durchsicht des reichen Materials zu der Erkenntniß kommen, daß er mit allem guten Freundeswillen nicht im Stande sein würde, eine Biographie zu verfassen, die ihm selbst und den vielen Heimathgenossen und Jugendgefährten des Dichters in Wahrheit genügen könnte.

Mein persönliches Verhältniß zu Hermann Kurz datirt erst aus dem Jahre 1858. Für ein warmes Wort, das ich über das erste Bändchen seiner „Erzählungen" in dem damals von mir redigirten Literaturblatt zum deutschen Kunstblatt gesagt hatte, dankte mir ein herzlicher Brief, der die Anregung gab zu einer lebhaft geführten Correspondenz, bis im Jahr 1863 ein Besuch, den Kurz in München machte, und den ich im Jahre darauf in Tübingen erwiederte, uns von Angesicht zu Angesicht einander finden und festhalten ließ. Wir sind seitdem in treuer und nie getrübter Freundschaft zu einander gestanden, durch die Schicksale ernster Mannesjahre, durch gemeinsame Arbeit, durch getheilte Freuden und Heimsuchungen immer inniger verbunden. Zuletzt stand es fest, daß kein Jahr vergehen durfte, ohne daß wir uns an irgend einem weltabgeschiedenen Ort seines geliebten Schwabenlandes begegneten und wenigstens einige Tage lang statt des Nothbehelfs von Feder und Papier des mündlichen Austausches froh werden mußten. Ich darf daher wohl glauben, in der Erkenntniß dessen, was ein Leben, das Mühe und Arbeit war, aus dem Menschen und Dichter

gemacht hatte, hinter keinem der älteren Freunde zurückzustehen. Aber seine Jugend hatte ich doch nicht getheilt, von den Stätten, Personen und Verhältnissen, die auf den Werdenden eingewirkt, besaß ich doch nur eine historische Kunde; mit welchem Gesicht der noch hoffnungsreiche Mann in die Welt geblickt, wie jene „glänzenden Augen" bei den ersten literarischen Erfolgen geleuchtet, welcher Zug seine Lippen umspielt haben mochte, als er in den politischen Kämpfen der vierziger Jahre, und leider noch ein gut Stück darüber hinaus, aufrecht, aber mehr und mehr vereinsamt, im Kampf der Parteien seine Fahne hochhielt, von alle Dem war in dem Gesicht des Alternden wenig zu lesen; was er mich im Gespräch davon erfahren ließ, bestand aus hingeworfenen Zügen, die, selbst wenn ich sie sorgfältig aufgezeichnet hätte, sich nicht zu einem deutlichen Gesammtbilde vereinigen ließen. So lange aber Augenzeugen und Schicksalsgefährten leben, gebührt es ihnen, von ihrem vorangegangenen Mitkämpfer Zeugniß abzulegen. Sie sind uns die frischen und echten Localfarben zu dem leichtumrissenen Bilde schuldig, das hier entworfen werden soll, den mit mannichfacher Staffage belebten landschaftlichen Hintergrund, die wechselnde Beleuchtung, in welcher Zeit und Umstände die Gestalt unseres Freundes erscheinen ließen.

Nur in so fern den Heimath- und Jugendgenossen leicht das unbefangene Urtheil gerade über das Charakteristische und Unmittelbarste einer bedeutenden Erscheinung verloren gehen, oder doch durch eigene Vorliebe und Abneigung getrübt werden mag, darf der Fremdere hoffen, einer solchen Aufgabe hie und da gerechter zu werden, als selbst die liebevollsten Stammesverwandten. War es doch auch gerade das offene Eingeständniß einer Verschiedenheit des Naturells und der Erziehung, was in jenem ersten kritischen Erguß über die Art und Kunst des schwäbischen Dichters von diesem selbst als zutreffend anerkannt wurde und dem Jüngeren die Sympathie des weit Gereifteren eintrug. Schon damals war mir der durchwaltende Unterschied im Wesen des süd- und norddeutschen literarischen Geistes aufgefallen: die straffere Concentration der

Bildung im Norden, gegenüber dem provinziell Eigenartigen im Süden, dort das energischere Hervortreten des künstlerischen Verstandes und einer gewissen Stilconvention, hinter welcher das Persönliche zurücktritt; hier das behagliche Vorwiegen des höchst individuellen Temperaments, ein bequemeres Sichgehenlassen, ein übermüthiges Sprossen und Wuchern der subjectiven Laune, hie und da auf Kosten der Aufgabe und einer entschiedenen Wirkung in weiteren Kreisen. Das Recht dieses lebendigen Stammesbewußtseins, seine erfrischende Wirkung auf die Nationalliteratur, die in allzu weit getriebener Centralisation zu erstarren Gefahr läuft, hatte ich hervorgehoben. „Aber freilich muß das besonders lebhafte Heimathsgefühl darauf gefaßt sein, daß es Leser anderen Stammes nicht in gleicher Weise anheimeln will. Dasselbe Recht, mit welchem die Süddeutschen behaupten, von der Königlich Preußischen Prosa nicht gemüthlich erwärmt zu werden, dürfen norddeutsche Leser in Anspruch nehmen, die dem mundartlichen Humor schwäbischer oder bayerischer Erzähler nichts abzugewinnen vermögen . . . Solch ein sorgloses Einspinnen in das innigste Heimathsbewußtsein ist der Grund, weßhalb ein so bedeutendes Talent wie Hermann Kurz im nördlichen Deutschland noch immer nicht durchgedrungen ist. — Wir aber gehören eben zu Denen, die von seiner Natur en bloc angezogen werden, während das Publikum im Großen und Ganzen immer nur das einzelne Kunstwerk sieht und von ihm aus zu dem Künstler durchdringen will."

Mehr als irgend ein anderer der deutschen Stämme hat bekanntlich der schwäbische seine Eigenart an Geist und Gemüth der auflösenden Macht des modernen Weltlebens gegenüber behauptet. Das gerechte Bewußtsein seines inneren Reichthums, der Tiefe und Kraft seiner Anlage, seines von frühesten Zeiten an höchst bedeutsamen Eingreifens in die politischen und geistigen Schicksale des deutschen Volks mußte die ihm eingeborene Pietät gegen historisch Ueberliefertes und die tiefe Abneigung gegen fremdartig Hereindringendes seit Jahrhunderten in ihm befestigen. Und dies um so unbedenk-

licher, als mit jenem conservativen Element ein liberales, ja radicales Freiheitsbedürfniß im Charakter des schwäbischen Volkes sich aufs Beste vertrug. In der Enge und Abgeschlossenheit kleinstaatlichen und kleinstädtischen Lebens, das Allen lieb und heimlich war, genoß jeder Einzelne der schrankenlosesten persönlichen Freiheit, die freilich auf politischem Gebiet, gerade wegen des ihr anhaftenden Eigensinns, nicht immer wohlthätig in die Entwicklung der deutschen Dinge eingriff, auf dem Gebiet der Wissenschaft dagegen den Anstoß zu gewaltigen Bewegungen gab. Das Weltbürgerthum Schiller's, die Gedankenfreiheit, die er im Jugendüberschwang gefordert und durch sein ganzes ringendes Leben bewährt hatte, — von allen deutschen Stämmen hat es keiner so ernst damit genommen, wie der seiner Landsleute. Und wieder unter diesen wird kaum ein bedeutender Zeitgenosse zu finden sein, der diesen tiefgegründeten Gegensatz stärker ausgeprägt und reiner versöhnt in sich getragen hätte, ein echterer Schwabe und wärmerer Weltbürger, zugleich pietätvoller und voraussetzungsloser, conservativer und radicaler gewesen wäre, als Hermann Kurz.

In der „Hauschronik" und den „Jugenderinnerungen", die er selbst aufgezeichnet (Gesammelte Werke Bd. 8 und 9), finden wir den Boden geschildert, in welchem der historische Sinn des Dichters wurzelte. Mit leiser Selbstironie bei allem Heimweh nach diesen idyllischen Zuständen berichtet er, wie er mit seinen frühesten Erinnerungen noch im alten Reiche lebt, obschon die Stadt seiner Väter, — Reutlingen — zu der Zeit, als er in ihr das Licht erblickte, lang den Fall der Kaiserkrone gesehen und noch länger eine der freien Städte des heiligen römischen Reiches zu heißen aufgehört hatte. — „Der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Vergangenheit äußerte sich so wunderlich, daß man zum Beispiel einen Weinberg, der, vom Hagel oder Frost beschädigt, jene halb schwarze, halb rothe Färbung blicken ließ, spottweise etwas nannte, was man doch selbst geworden war, nämlich ‚wirtenbergisch'."

Dieses hochgesteigerte reichsbürgerliche Selbstgefühl, von welchem noch mancherlei ergötzliche Proben mitgetheilt werden, wurde bei unserm jugendlichen Romantiker noch beson=

ders bestärkt durch den Familiengeist, der ihn in einzelnen überlebenden Erscheinungen die ganze „gute alte Zeit" erschauen ließ. „Wie konnte ich," fährt er fort, „an der Ehrwürdigkeit einer Zeit zweifeln, aus welcher mein Großvater stammte, ein zu Anfang der zwanziger Jahre mehr als achtzigjähriger Greis, der noch unter Kaiser Karl VI. geboren war! — Wie konnten mir die Vorzüge eines reichsstädtischen Rathes fraglich sein, in welchem (eben dieser Großvater,) der alte Glockengießermeister gesessen hatte!"

Nun erzählt er in der ihm eigenen schalkhaften und innigen Weise die hundert kleinen Geschichten, Knabenabenteuer, historischen Legenden und Familienereignisse, die er in treuestem Gedächtniß behalten hat. Wir hören alle die Quellen rauschen, aus denen früh seine Heimathsliebe, wie späterhin seine Dichtung sich nährte, und nicht genug können wir es beklagen, daß diese farbenfrischen Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben nicht über die Schülerjahre hinausreichen. Ob er bei längerem Leben Kraft und Neigung gefunden hätte, auch von seinen Wander- und Meisterjahren Rechenschaft abzulegen? Ich kann es nicht glauben. Seine Jugendzeit stand ihm als ein Stück fertiger historischer Dichtung vor der Seele; was dann gekommen war, trat ihm nicht von „dem goldnen Duft der Morgenröthe umwoben" entgegen, noch nicht von der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge" befreit, da er die herben Erfahrungen seiner Mannesjahre nur allzu sehr in sich selbst und um sich her nachwirken fühlte, und er vermied es sogar, im Gespräch auf diese Zeit zurückzukommen.

Eine Lücke jedoch bemerken wir auch in seinen Jugenddenkwürdigkeiten, die uns an dieser Stelle am empfindlichsten ist: in beide großelterliche Häuser werden wir eingeführt, in das des Herrn Senators, Glockengießers und Spritzenmeisters zu Reutlingen, der so viel Kinder hatte, wie der Erzvater Jacob, und in das Haus des „akademischen Druckerherrn" Schramm zu Tübingen, der seine Tochter Christiane dem Sohne des Reutlinger Glockengießermeisters in die Ehe gab. Von den Eltern selbst fehlt jeder Bericht; und doch wird beiden von anderer Seite nicht minder Treffliches und Liebens-

werthes nachgerühmt, als der Sohn von den älteren Generationen der beiden ehrsamen Bürgerfamilien zu sagen weiß.

Freilich mag die Erinnerung an den Vater durch dessen frühen Tod in der Seele des Knaben verdunkelt worden sein, und auch mit der Mutter fühlte er sich allzu nah und selbstverständlich verbunden, um sie zum Gegenstande besonderer Beobachtung zu machen, wie ja überhaupt das Nächstliegende, täglich Gewohnte die Kinder-Phantasie minder beschäftigt und schwächere Spuren zurückläßt. Gleichwohl erscheinen Beide in den Erzählungen Anderer über das Mittelmaß ihrer Umgebung hinausragend. Der Vater, Gottlieb David Kurtz*), der sich in seiner Geburtsstadt Reutlingen als Kaufmann etablirt hatte, wird uns als ein Mann von gewecktem, regsamem Geist geschildert, voll Humor und Freiheitsbedürfniß, letzteres theils durch den demokratischen reichsbürgerlichen Zug in seiner eigenen Familie, theils durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz genährt. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer Schiller's, den er bei jedem Anlaß zu citiren pflegte, und keine größere Freude konnte ihm werden, als wenn der ältere seiner beiden Söhne, unser Hermann, der ihm am 30. November 1813 geboren worden war, schon als Kind für Reim und Rhythmus empfänglich, ihm ein Schiller'sches Gedicht hersagte.

Unter diesen idealen Neigungen scheint die Führung des kaufmännischen Geschäftes gelitten zu haben. Unglückliche Unternehmungen führten den Verlust des Vermögens herbei, der Kummer um den zerstörten Wohlstand untergrub die Gesundheit des Vaters, und nachdem er noch eine Zeitlang, durch seine hektischen Leiden reizbar gemacht, in freudloser Verstimmung seine schwierige Lage ertragen hatte, nahm ihn am 13. Sept. 1826 ein früher Tod von der Seite seines Weibes und seiner beiden Knaben hinweg.

---

*) Das t in dem Familiennamen, welches die Reutlinger Verwandten immer mit einem gewissen Stolz, in Bezug auf den alten, der Familie vom Kaiser verliehenen Wappenbrief beibehalten hatten, wurde von dem Dichter im Jahr 1848 aufgegeben. Um den Grund befragt, erwiederte er: Nun habe aller Zopf ein Ende.

Der Mutter fiel nun die Sorge für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder anheim. Das Wenige, was über die ebenfalls früh aus dem Leben Geschiedene mitgetheilt wird (sie starb am 16. Febr. 1830), läßt kaum erkennen, ob sich auch hier, wie so oft im Leben bedeutender Menschen, die alte Erfahrung wiederholt habe, daß die geistige Signatur von der Mutter, der Charakter vom Vater stamme. Auch die Mutter wird als eine Frau von feinem, tiefem Gemüth und nicht alltäglicher Geistesbildung gerühmt. Dennoch scheint an der dichterischen Anlage des Sohnes das väterliche Blut größeren Antheil gehabt zu haben, als das mütterliche, wie denn auch die zweite Mutter des frühverwais'ten Knaben, die alte „Frau Dote", die nach dem Tode der Schwägerin für diese eintrat, den energischen, heiteren und eigenthümlichen Geist, der in der väterlichen Familie zu Hause war, deutlich erkennen läßt. Diese älteste Schwester des Vaters, welcher ihr Neffe in dem „Wittwenstüblein" (Ges. Werke Bd. 8) ein so herzbewegendes Denkmal gesetzt*), war, als sie auch ihren

*) Ein Gedicht auf ihren Tod (9. Aug. 1834) möge hier eingeschaltet werden, das sich unter den Chiffern C. M. K. (Clara Margarete Kenngott) in der ersten Gedichtsammlung ihres Hermann findet:

Die Morgenglocke rief: dem wachen Tage
Erschloß ich die erfrischten Augen wieder,
Und drüben sanken deine lieben Lider
Beim Schlummerlied vom selben Glockenschlage.

O könnt' ich dir, statt thatenloser Klage,
Den Weckruf senden auf des Sangs Gefieder!
Doch machtlos sinkt das Lied am Sarge nieder,
Und stumm verneint das Grab die bange Frage.

Nur dies Vollbringen will ein Gott mir schenken:
Ob deiner Grabesstätte heil'gen Gründen
Aus meiner Liebe, meinem Dank und Sehnen,

Aus deiner Treue warmem Angedenken
Dir eine ew'ge Lampe zu entzünden
Und sie zu nähren mit dem Oel der Thränen.

zweiten Gatten, einen Landpfarrer, verloren hatte, in die Vaterstadt zurückgekehrt und hatte sich schon damals mit der Wittwe ihres Bruders in die Sorge für die Knaben getheilt. Ungern widerstehe ich der Versuchung, aus den „Liebesbriefen", die der junge Student noch in späterer Zeit mit dem alten, ungelehrten Pflegemütterchen wechselte, das Bild zu vervollständigen, das der Dichter selbst so liebevoll von seiner treuen Hüterin uns hinterlassen hat. Alle rührende Einfalt und Anmuth, alle Treuherzigkeit und muntere Frische einer echten „Natur" ist in diesen vergilbten, „übel orthographirten" Briefblättchen niedergelegt, von denen der Neffe der Schreiberin selbst auf ihre Frage bekennt: „wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheites sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Kratzfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche: ich habe den herzlichsten Respect davor und muß doch lachen."

Das trauliche Verhältniß zu dieser Pflegerin seiner Kindheit dauerte fort, auch als Hermann, nachdem er die ersten Schuljahre zu Hause zugebracht hatte, nach glücklich bestandenem „Landexamen"*) in das niedere Seminar zu Maulbronn gelangte. Seiner eigenen Neigung gemäß, die ihm schon früh das besondere Interesse der Tante Pfarrerin gewonnen hatte, sollte er sich dem geistlichen Beruf widmen.

Er selbst hat uns (in dem fünften Buche seiner „Denk- und Glaubwürdigkeiten," Ges. Werke Bd. 8), von der fröhlichen Maulbronner Zeit eine anschauliche Schilderung entworfen.**) Einer seiner damaligen Mitschüler, Eduard Zeller (jetzt bekanntlich Professor der Philosophie in Berlin), ergänzt uns auf das Wünschenswertheste dieses Jugendbild durch eigene Aufzeichnungen, die ich hier im Wesentlichen mit den Worten des Verfassers folgen lasse.

---

*) Die nähere Erklärung dieser württembergischen Institution findet sich in der Novelle „Die beiden Tubus" (Ges. Werke Bd. 10,

**) Vergl. auch das Gedicht „Maulbronn" im ersten Bande der Ges. Werke.

Als Hermann Kurz im Herbst 1827 in Maulbronn eintrat, war er ein hochaufgeschossener junger Mensch, dessen körperliche Kräftigkeit aber seiner Länge so wenig entsprach, daß man vielmehr eine Anlage zur Schwindsucht bei ihm zu bemerken glaubte. Seine Kenntnisse stellten ihn noch in das oberste Drittheil der Promotion; auch an Talent ragte er unter seinen Kameraden hervor. Nur suchte dieses Talent von Anfang an seine eigenen Wege und zeigte wenig Neigung, sich dem vorgeschriebenen Studiengang zu fügen. Eben so wenig waren die sonstigen Einschränkungen der Seminarordnung nach seinem Sinn, und mancherlei kleine Uebertretungen derselben führten, namentlich in den letzten Jahren des Maulbronner Aufenthalts, zu Disciplinarstrafen, während die verpönteste Verletzung der Hausordnung, die häufigen nächtlichen Spaziergänge, zu denen das Seminar auf heimlichen Wegen verlassen werden mußte, niemals zur Anzeige kamen.

Schon damals war Kurz' Interesse weit mehr den neueren, als den klassischen Literaturen zugewendet. Für seine eigenen poetischen Versuche aus dieser Zeit diente ihm außer Uhland namentlich auch Gustav Pfizer zum Vorbild, und an Formgewandtheit war er seinen jungen Mitstrebenden früh schon überlegen. Einer der Repetenten, der später als Pfarrer in Rietenau verstorbene Rau, wegen seines jugendfrischen, humanen Wesens bei den Schülern sehr beliebt, erwarb sich im Winter 1829/30 das Verdienst, freiwilligen Theilnehmern Unterricht im Englischen zu ertheilen. Nach Beendigung des Cursus, der natürlich nicht über die Elemente hinausgegangen war, setzte Kurz mit einem seiner Stubengenossen diese Studien fort und wagte sich mit Hülfe der alten Eschenburg'schen Uebersetzung sofort an den Hamlet. Später kamen Ossian, Gedichte von Th. Moore, W. Scott, namentlich aber Byron an die Reihe, für welchen Kurz eine leidenschaftliche Neigung hatte. In ähnlicher Weise trieben dann die beiden Freunde, nur mit Wörterbuch und Grammatik, auch das Italienische, was Kurz späterhin wohl zu Statten kommen sollte.

Zunächst aber gaben die englischen Studien Veranlassung

zu einem ersten, wenn auch freilich noch namen- und ruhmlosen schriftstellerischen Auftreten. Nur zur eigenen Uebung war ein Theil der gelesenen Gedichte metrisch übersetzt worden. Als sich endlich eine ganz stattliche Reihe solcher Uebertragungen zusammengefunden, zu denen auch noch ein dritter Freund einige Beiträge geliefert hatte, drang Kurz darauf, diese Erstlinge drucken zu lassen. Ein Vetter in Reutlingen, dessen Verlagsgeschäfte sich freilich bisher auf den Druck von Kalendern und Reutlinger Volksbüchern beschränkt hatten, ging auf den ehrenvollen Antrag der jungen Klosterschüler bereitwillig ein, und so erschien denn im Frühjahr 1832 ein Sedezbändchen von 200 Seiten, unter dem Titel: „Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und Andern, in teutschen Uebertragungen. Reutlingen, Druck und Verlag von C. G. Kurtz." Reichlich drei Viertheile dieser Uebersetzungen sind Kurz zuzuschreiben. Die Vorrede hatte der Freund verfaßt. „Es war aber auch eine Vorrede, die sich gewaschen hatte, eine Vorrede, die dem Leser sagte, daß man ihm hier ‚goldene Früchte, wenn nicht in einer silbernen, doch wenigstens in einer angemessenen Schale anzubieten wünsche'. Ich gestehe, daß ich sie nicht ganz neidlos bewundert habe."*)

Nicht über ein Dutzend Exemplare dieses unscheinbaren Büchleins wurden abgesetzt, und der Herr Vetter schloß den Rechenschaftsbericht der ersten Messe mit den Worten, die in der späteren Schriftstellerlaufbahn unseres Freundes oft genug mit Seufzen wiederholt werden sollten: „So stehet es mit den Poesien!" Wie schon damals das Zartgefühl des jungen Autors, das ihn durchs Leben begleitete, einen eigenen Verlust leichter verschmerzte, als den Gedanken, irgend Wen, und sei es der wohlhabendste Verleger, in Schaden gebracht zu haben, wie er auf den Gedanken gerieth, den Reutlinger Vetter durch einen gangbareren Artikel zu enschädigen und ihm zu diesem Zweck eine Bearbeitung der alten Faustsage im

*) Denk- und Glaubwürdigkeiten, Buch V., Ges. Werke Bd. 8, S. 57.

Format der Reutlinger Volksbücher in Verlag gab,*) möge am Schluß der „Denk- und Glaubwürdigkeiten“ in des Dichters eigenen Worten nachgelesen werden.

Inzwischen war Kurz im Herbst 1831 mit seiner Promotion in das Tübinger Stift übergegangen, nachdem er das neu eingeführte Concursexamen ohne Schwierigkeiten bestanden. Er hatte trotz aller Allotria die Schulstudien nicht vernachlässigt, wie denn überhaupt ein stark ausgesprochener wissenschaftlicher Sinn, eine philologische Ader, vor Allem ein echtes Gelehrten-Gewissen mit seiner Dichterphantasie lebenslang unzertrennlich verbunden waren.**)

Noch im letzten Vierteljahr des Maulbronner Aufenthalts war David Friedrich Strauß für einen Professor, der nach unliebsamen Zwischenfällen seine Entlassung genommen hatte, als Repetent eingetreten. Sein geistvoller und lebendiger Unterricht gewann ihm schon jetzt für die philosophischen Vorlesungen, die er 1832 als Repetent in Tübingen eröffnete, an seinen Maulbronner Schülern eine begeisterte Zuhörerschaft. Auch Hermann Kurz ergab sich hier mit großem Eifer der Philosophie, wandte sich aber bald wieder zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, der Poesie, zurück, da er ungeduldig auf ein letztes Ergebniß drang und daran verzweifeln mußte, die ewigen Probleme der Betrachtung auch nur für

---

*) „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben von Georg Rudolph Widmann; hernach übersehen und wieder herausgegeben von Ch. Nikolaus Pfitzer, med. Dr. Nürnb. A. 1674. Jetzt aber auf's Neue aufgelegt und mit 16 Holzschnitten verziert. Reutlingen, Druck und Verlag von B. G. Kurtz,“ mit einer Vorrede, welche der Herausgeber „dem Setzer an seinem Kasten frischweg in die Lettern dictirte.“

**) „Er konnte sich wochenlang, wie er es nannte, der Faulheit befleißigen, kehrte aber dann unerwartet wieder zu einer eben so langen als unausgesetzten Thätigkeit zurück.“ („Das Wirthshaus gegenüber“, Ges. Werke Bd. 8.)

sich selbst zu einem raschen Abschluß zu bringen. Mit desto größerer Wärme gab er sich dem Lehrer und Meister hin, der in jenen Jahren so recht das Innerste seines Wesens traf und befruchtete, ihm in Geschichte, Sage und Dichtung zum Führer wurde und später bis an seinen Tod dem jüngeren Mitstrebenden freundlich verbunden blieb. Ludwig Uhland hielt damals außer seinen Vorlesungen eine Art von poetischem Seminar, in welchem Stilübungen eingereicht und besprochen wurden. Durch diese fleißig besuchten Stunden knüpfte sich ein persönlicher Verkehr zwischen dem hochverehrten Manne und der strebsamen Jugend an, der für Kurz auch nach Uhland's Verdrängung aus dem Lehramte fortdauerte. Sein Nachfolger, Gustav Pfizer, setzte jene Stilübungen fort. Unter den Jüngeren der damaligen Universitätslehrer aber war es besonders der geistvolle Moritz Rapp, mit welchem Kurz persönlich in nähere Berührung kam. Vielfache Verbindungen mit Commilitonen dienten gleichfalls vor Allem literarischen Interessen, und diesen ersten Tübinger Jahren verdankte Kurz einen guten Theil jener ausgebreiteten Belesenheit in den romanischen und englischen Poeten, von welcher späterhin seine literarhistorischen Forschungen ein so rühmliches Zeugniß ablegten.

Zunächst aber trugen alle diese redlichen Beschäftigungen mit der gaya scienzia nur dazu bei, den inneren Zwiespalt zu steigern, in welchem er sich mit seinem vorgezeichneten Lebensberuf fühlte. Die obligaten theologischen Studien wurden mehr und mehr vernachlässigt, und der Geist der Ungebundenheit, aus seinem poetischen Temperament entsprungen, durch Philosophie bestärkt und durch den Umgang mit Freunden genährt, die gleich ihm ihre Genialitätsperiode durchzumachen hatten, brachte ihn mit der halbmilitärischen, halbklösterlichen Disciplin des Stiftes in immer bedenklichere Conflicte. Er selbst hat uns sein Bild aus jener übermüthigen Zeit, mit deutlichster Porträt-Treue, hinterlassen, nur nach seiner Art von allerlei humoristischen Schlaglichtern umspielt, die eben nur für schärfere Augen die ganze Liebenswürdigkeit dieser Jünglingsgestalt durchschimmern lassen. In

der Novelle „Das Wirthshaus gegenüber“ *) ist das tolle Treiben der kleinen Studenten-Gesellschaft geschildert, deren Seele, wie wir annehmen dürfen, unser Freund gewesen sein wird. „Ein schmächtiger Jüngling mit einem kleinen blonden Schnurrbart“ tritt darin auf, „den die Andern seiner von blauen Schnupftüchern stets gefärbten Nase wegen Cäruleus nannten“. Nach einer andern Tradition soll ihm ein blauer Rock, den er im Widerspruch mit dem klösterlichen Schwarz der Stiftskleidung zu tragen pflegte, zu dem Namen „das blaue Genie“, oder kurzweg „der Blaue“ verholfen haben. Da jene Novelle spätestens schon im Jahr 1836 entstand, dürfen wir sie als ein unverfälschtes Zeugniß von dem in Scherz und Ernst übersprudelnden Geiste betrachten, der in jener Genossenschaft sein Wesen trieb. Es stände wahrlich besser um den „Wein“, der unserer Zeit credenzt wird, wenn allerorten und in jedem Jahrgang der junge Most sich in ähnlicher Weise „absurd geberdete“.

Indessen haben freilich altehrwürdige Institute und ihre Lenker und Pfleger ein gutes Recht, das „Geniale“ als das Regelwidrige zu verpönen und die ihrer Zucht anvertraute goldene Mittelmäßigkeit vor dem ansteckenden Beispiel unbotmäßiger Talente zu behüten. Nach vergeblichen Versuchen, das „blaue Genie“ zur Unterwerfung unter die gestrenge Hausordnung zu bewegen, mußte schließlich sein unfreiwilliger Austritt aus einem Verhältniß erfolgen, in das ihn überhaupt nur der Drang seiner äußeren Lage geführt hatte. Eine Reihe witziger Epigramme auf das Stift, seine Einrichtungen und einzelne der dortigen „maßgebenden Personen“, die erst in verstohlenen Abschriften und dann sogar gedruckt von Hand zu Hand gingen, stießen dem Faß den Boden aus.

Doch war der Bann des Herkommens immerhin noch zu stark, als daß die endlich erlangte Freiheit den jungen Missethäter dazu verführt hätte, zugleich mit dem Stift auch dem theologischen Studium den Rücken zu kehren. Vielmehr wandte er den Rest seines kleinen Vermögens dazu an, in

*) Ges. Werke, Bd. 8.

Tübingen seine Studien zu vollenden und sich für das Examen vorzubereiten. Es scheint ihm Ehrensache gewesen zu sein, der Welt zu beweisen, daß es nicht der Geist, sondern der Buchstabe jener alten Tradition gewesen sei, wogegen er sich aufgelehnt. Ueberdies war zu jener Zeit und zumal an jenem Ort das Auskunftsmittel, das heutzutage allen jungen Durchgängern aus dem Bereich strenger Fachstudien nahe liegt, noch nicht herkömmlich: ein entlassener Tübinger Stiftler, der sich in die Schriftstellerei geflüchtet und ein amtloses Literaten- oder Journalistenleben erwählt hatte, wäre im Anfang der dreißiger Jahre nicht viel besser angesehen worden, als wenn er kurzweg in die böhmischen Wälder gegangen wäre.

Und so bestand denn unser Freund mit seiner „Promotion" zusammen im Herbst 1834 die theologische Prüfung und erhielt auch alsbald das Vicariat bei einem mütterlichen Oheim, Mohr, welcher Pfarrer in Ehningen bei Böblingen war. Hier erst scheint ihm die Unmöglichkeit klar geworden zu sein, Beruf und Neigung, geistliche Pflichten und geistige Rechte mit einander in Einklang zu bringen. Nach ziemlich kurzer Probezeit legte er im Jahr 1836 seine Stelle nieder und siedelte nach Stuttgart über, um dort jenes freud- und leidvolle Schriftstellerleben zu beginnen, das gerade zu jener Zeit einen mächtigen Reiz für ihn haben mußte, da die Hauptstadt Württemberg's damals einen Kreis der geistvollsten Männer beherbergte, die den fröhlich aufstrebenden, hoffnungsvollen jungen Genossen mit offenen Armen willkommen hießen.

Es kann hier nicht davon Rechenschaft gegeben werden, wie sich Kurz' Verhältniß zu den Einzelnen gestaltete. Seiner bewundernden Hingebung an Eduard Mörike hat er selbst in dem Gedicht S. 74 einen innig schönen Ausdruck geliehen, und wenn in viel späterer Zeit politische Meinungsverschiedenheit die beiden Naheverbundenen einander entfremdete, wie denn in der Enge kleinstaatlicher Zustände auch ein geringeres Mißverständniß schwer wieder auszugleichen ist, so hatte doch in Beiden die alte Neigung zu tiefe Wurzeln geschlagen, um je zu vergehen.

Als in dem Vorwort zu Mörike's Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (im deutschen Novellenschatz Bd. 4)

sich für Kurz die Gelegenheit bot, dem langentbehrten Freunde ein herzliches Zeichen seiner unveränderten Gesinnung zu geben, war ihm das eine tiefe, innere Genugthuung, wie es schon den Jüngling gedrängt hatte, in dem „Wirthshaus gegenüber“ sein Gefühl für diesen Dichter, „dem sich Alles unter seiner Hand zu Gold verwandelt,“ in enthusiastischen Worten auszuströmen.

Auch ist von all den Anderen, die damals in längerem oder kürzerem Verkehr mit unserem Freunde standen — nur die Namen Ludwig Seeger, Gustav Schwab, Justinus Kerner, Nicolaus Lenau, Berthold Auerbach, Graf Alexander von Württemberg, Rudolph Kausler seien hier genannt — eine tiefer dringende Einwirkung auf die Entwicklung des Dichters schwerlich nachzuweisen. So hoch er Uhland hielt und so dankbar er sich als Schüler von Schwab und Pfizer bekannte, auf seinen Stil, zumal im eigentlich Lyrischen, hat doch nur Mörike einen hie und da deutlich erkennbaren Meistereinfluß geübt. Manches von seinem Schönsten und Tiefsten ist, dem unbewußten Zuge dieser Wahlverwandtschaft folgend, in Tonarten gedichtet, die der ältere Freund zuerst angeschlagen*), und jene zarte Mischung von Schwärmerei und Schalkheit, von Bildung und Naivetät, von historischem Sinn und spielender Märchenphantasie ließe sich in gleicher Weise selbst in den reifsten Werken beider Dichter nachweisen, in denen auch der Jüngere die volle Selbständigkeit der Form gewonnen hatte.

Auch eine Schicksalsverwandtschaft sollte Beiden zu Theil werden. Noch im Jahr 1836 konnte Cäruleus-Kurz**), nachdem er den Freunden Mörike's Märchen „Der Schatz“ vorzulesen versprochen hatte, „wehmüthig“ hinzusetzen: „Ich freue mich auf diese Zusammenkunft von wenigen Getreuen. Denn es werden außer uns nicht Viele sein, die den reichen Lorbeer

---

*) Einen weiteren Beleg dafür, wie groß die Familienähnlichkeit des Talents in Beiden gewesen, finden wir in Mörike's Operntext „Die Regenbrüder“ (Iris 1839), dessen letzte Scenen, da der Dichter durch Krankheit verhindert war, von Hermann Kurz in völlig gleichem Ton hinzugedichtet worden sind.

**) „Das Wirthshaus gegenüber“, S. 176.

auf dem Haupte dieses Dichters schauen.“ Und weiterhin: „Allerdings, weil die Poesie keine Tendenz hat, darum bleibt Mörike seinen Zeitgenossen so fremd. In seinem Vaterlande weiß vollends Niemand etwas von ihm: freilich, dort hat man das Herz nicht, sich ohne Vorgang für einen Genius zu erklären. — O dieses Land ist das Nazareth von Teutschland! Es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn.“

War es das Fehlen einer „Tendenz“ allein, was die Muse Mörike's in den Schatten drängte? Und war die württembergische Heimath damals wirklich die einzige Gegend Deutschlands, auf die das Wort gepaßt hätte, daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande?

Weder das Eine noch das Andere möchte sich erweisen lassen. Zwar wird Niemand verkennen, daß die Zeit des jungen Deutschlands nicht sonderlich dazu angethan war, einer in Märchen und höchst persönlichen lyrischen Confessionen sich offenbarenden Dichterseele gerecht zu werden. Aber waren es denn in Uhland's Gedichten nur die tapferen politischen Gesinnungstöne gewesen, die ihn, trotz der kühlen Ablehnung Goethe's, so rasch zum Sänger des ganzen deutschen Volkes gemacht hatten? Und hatte seine engere Heimath sich etwa nur zögernd den übrigen deutschen Stämmen in der Anerkennung des Propheten angeschlossen? Waren nicht Schwab's und Kerner's Namen überall genannt, viele ihrer Gedichte zu allgemeiner Popularität gelangt und Hauff's Novellen und Erzählungen, von dem klassisch gesprochenen „Lichtenstein“ zu schweigen, weit über die Grenzen Schwaben's hinausgedrungen? Auch diese Dichtungen hielten sich außerhalb der Tageskämpfe, und die Zeit, so begierig sie aus dem berauschenden Becher trank, den die politische Muse ihr reichte, so wenig verschmähte sie die „Milch der frommen Denkart“, die Uhland und seine Jünger, die letzten Hüter der mehr und mehr absterbenden Romantik, in Liedern und Balladen, Novellen und mittelalterlichen Romanen ihr darboten.

Was also trug die Schuld an jener Verkennung eines Talentes, das an eigenthümlichem Reiz und echtem Gehalt

sicherlich den Meisten der glücklicheren Zeitgenossen überlegen und dem Haupt der „Schule" mindestens ebenbürtig war?

Ich glaube die Erklärung einzig und allein darin zu finden, daß es der künstlerischen Physiognomie Mörike's an einem leicht erkennbaren Profil gebrach, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler im Guten oder Schlimmen auf die Massen wirken soll. Nur in seltenen Fällen, oder in Zeiten eines ungewöhnlich gesteigerten Kunstgefühls, ist es das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft eines begabten Menschen, das feine persönliche Verhältniß des dichtenden Individuums zu der umgebenden Welt, was die Phantasie des Publikums beschäftigt und einen populären Erfolg begründet. Nun vollends in erregten Epochen, wo politische oder sociale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten, — wie wäre da müßige Zeit und hingebende Stimmung zu erwarten, wie sie nothwendig sind, um die feinsten Aufgaben literarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie Mörike, aus so wundersamen und scheinbar widersprechenden Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von kecker, hie und da barocker Phantastik und der schlichtesten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: — in der That, die Zeit und seine nächste Umgebung konnten sich wohl mit der Schwierigkeit der Aufgabe entschuldigen, wenn sie die Räthsel dieser Erscheinung nicht so spielend lös'ten, wie jenes kleine Häuflein geistesverwandter „Getreuer", das sich einen Beruf daraus machte, den geheimnißvollen Schatz zu heben. Viel Werthloseres war auf dem Markt zur Geltung gekommen, weil es ein deutliches Gepräge und so viel Legirung mit geringerem Metall erhalten hatte, wie nöthig ist, um Gold und Silber in Umlauf zu setzen. An dieser Fügsamkeit in die hergebrachten Formen hatte es Mörike von jeher gefehlt; und der jüngere Freund, der sich an ihn anschloß, wurde vielleicht gerade von dieser stolzen Unbekümmertheit angezogen und in seinem eigenen Hange bestärkt, bei dem, was er als Poet der Welt zu Liebe thun wollte, wenig da-

nach zu fragen, ob die Welt auch damit „vorlieb" nehmen würde.

So ließ er denn auch, statt abzuwarten, bis er mit gesammelter Kraft einen Schlag zu thun vermöchte, schon im Jahr 1836 ein erstes Bändchen lyrischer Dichtungen*) in die Welt gehen, 204 kleine Seiten, auf denen neben dem Schönsten und Ergreifendsten, was ihm an Liedern gelungen, mancherlei Unreifes und Problematisches mit unterlief, dazu eine Reihe Uebersetzungen, die ebenfalls nicht dazu beitrugen, die Bekanntschaft des Publikums mit dem neuen Poeten zu erleichtern. Seine lebhafte Neigung zur Musik**) und der Umgang mit dem trefflichen Silcher hatten ihn angeregt, mancherlei Volksweisen, zumal irischen und italienischen, Texte unterzulegen. Diese seine Lieder zu fremden Melodieen verbreiteten sich um ihrer Sangbarkeit willen rasch, ohne daß doch der Name des Verfassers „auf Flügeln des Gesanges" mit ihnen umhergetragen worden wäre. Sein „Trinklied im Frühling":

„Der Himmel lacht und heitre Lüfte spielen"

wurde ein Lieblingslied der Sängervereine, ja sogar ein allgemein verbreitetes Volkslied, und wie oft habe ich als junger Student im Hause Franz Kugler's die „Serenade" nach einer sicilischen Melodie singen hören:

Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!

dann jene lieblichen Th. Moore'schen Strophen:

Oft in der stillen Nacht,
Eh Schlummer band die Glieder,
Bringt vor'ger Tage Pracht
Ein süß Erinnern wieder.

---

*) Gedichte von Hermann Kurtz, Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung.

**) Es sind noch einige eigene Liedercompositionen aus früher Zeit von ihm vorhanden. Auch findet sich das Fragment eines Operntextes „Die Insel Felsenburg" und ein fertiges Libretto, nach Byron's „Insel" bearbeitet, in seinem Nachlaß.

und andere Lieder nach Thomas Moore, ohne daß von dem deutschen Dichter und Uebersetzer irgend einmal die Rede gewesen wäre.

Auch der buchhändlerische Erfolg scheint die Erwartungen des Autors wie des Verlegers getäuscht zu haben. Wenigstens erschien das Novellenbüchlein*), das bald darauf in die Welt ging, in anderem Verlag, und die nächste seiner Publicationen**) wieder in einem andern, und dies unstäte Herumwandern seiner Muse von einem Verleger zum andern, das freilich durch die geringe Theilnahme der Lesewelt verursacht wurde, hat sicherlich dazu mitgewirkt, das Publikum in seiner Theilnahmlosigkeit zu bestärken.

Obwohl freilich die Hauptschuld an dem ausbleibenden Erfolg wiederum in der Sache selbst gesucht werden muß. Zwar enthielten die Genzianen schon einige jener musterhaft erzählten Novellen (Simplicissimus; der schwäbische Mercur; wie der Großvater die Großmutter nahm), die den Beruf des Dichters zur volksthümlichen Erzählung außer Zweifel stellten. Daneben aber standen die tollen Schwänke und Schnurren aus der Studentenzeit, die heute, wo das Bild des Dichters vollendet vor uns steht, seinen Freunden so werthvoll sind, während sie damals wohl im besten Falle nur Befremden erregt haben mögen. Erst der fertige Künstler kann den Anspruch machen, daß die Welt auch an seinen persönlichen Liebhabereien und den übermüthigen Auswüchsen der Entwicklungsjahre Interesse nehme.

Mehr noch als die „Genzianen" trugen die „Dichtungen" dazu bei, den Eindruck, den der junge Dichter machte, zu verwirren. Hier brachte er bunt durcheinandergereiht Verse und Prosa, Märchen und Dorfgeschichten, epische Fabeleien in Hexametern und zwei kleine „Komödien", die eine in Knittelreimen, die andere in martellianischen und trochäischen

---

*) Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz. Stuttgart, bei Karl Erhard, 1837.

**) Dichtungen von Hermann Kurtz. Pforzheim. Verlag von Dennig, Finck u. Comp. 1839.

Versen. War es zu verwundern, wenn das Buch als eine Sammlung poetischer Studien betrachtet und bei allem Talent, das sich in den verschiedensten Formen hier erkennen ließ, doch nicht für voll genommen wurde? Weder ein ganzer Lyriker trat hier in die Zeit hinein, noch ein reifer epischer Dichter, und vollends kein ausgewachsener Dramatiker mit so entschieden ausgeprägter Physiognomie, daß man eine klare Vorstellung von dem empfangen hätte, was er gab und in Zukunft zu geben gesonnen war. Ja es hat beinahe den Anschein, als sei es dem Dichter in trotzig jugendlichem Selbstgefühl mehr darum zu thun gewesen, stutzig zu machen und mit dem Publikum noch eine Weile Versteckens zu spielen, als sich geneigte Leser oder gar wohlwollende Kritiker zu gewinnen. In einer längeren barockenepischen Dichtung, „Die Reise an's Meer" *), die von der kostbarsten humoristischen Laune durchweht ist, entläßt uns der Dichter mit einem so starken Gefühl der Enttäuschung über die fehlende Pointe, daß wir trotz des Nachworts, welches eine Art Entschuldigung stammelt, doch nur glauben können, es sei auf eine Neckerei des Lesers von vorn herein abgesehen gewesen. Aber der „geneigte Leser" ist im Allgemeinen eine „ernsthafte Bestie" und versteht nur Spaß, wo er überzeugt ist, daß es in gutem Ernst auf einen rechten Spaß abgesehen sei. Hier nun erst recht, wo er sich durch 35 Seiten der halsgefährlichsten Hexameter hatte durcharbeiten müssen, um dann zu erfahren, daß ihn der Dichter nur bis ans Meer geführt habe, ihn dort aber stehen lassen müsse, weil er selbst bis dato das Meer noch nicht gesehen habe und daher nichts davon zu sagen wisse. Einen solchen Spaß pflegt selbst der geduldige Deutsche übelzunehmen und ihn dem Humoristen, für dessen liebenswürdige Harmlosigkeit er sonst noch nicht hinlänglich gewonnen ist, eine Weile nachzutragen.

---

*) Man wird sie in dieser ersten Gesammtausgabe vergeblich suchen, da der Dichter in seiner späteren Ueberarbeitung des seltsamen Products und dem Bemühen, die Verse lesbar zu machen, kaum über die ersten Seiten hinauskam.

Es war Zeit, daß Hermann Kurz sein Talent aus diesen zerstreuten Vorpostenplänkeleien zurückzog und zu einem Hauptschlage zusammenfaßte. Und glücklicher Weise gerieth ihm ein Stoff in die Hände, wie er für sein Naturell nicht günstiger sich hätte wünschen lassen.

In jenem „Epilog zu der Reise an's Meer" hat er ein Wort über sich selbst gesagt, das als Motto für sein gesammtes Schaffen gelten kann:

„Denn ich habe das Meer nicht gesehn! Nur, wo ich geboren,
Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
Nicht nur, weil ich von je die Heimath fleißig betrachtet,
Jegliches eingeprägt den leicht vergessenden Sinnen,
Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
Busch und Baum als Verwandte mir wies und jeglichen Hügel,
Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte.
Mögen Andere so in anderem Boden gedeihen,
Daß ich in ihrem Gesang, in treuem Spiegel, erschaue,
Was mir der eigne versagt: doch wenn sie es freventlich vorziehn,
In das Blaue zu schweifen, wo Boden und Wurzel versagt ist,
Und ihr Land zu verschmähn, — sie mögen's auf ihre Gefahr thun.

So klar erkannte er seine wahre Kraft und die Grenzen derselben. Mit welcher begeisterten Liebe mußte ihn daher die Aufgabe erfüllen, die ihm in dem Roman „Schiller's Heimathjahre" entgegentrat.

Wir wissen aus seinen „Jugenderinnerungen", welch tiefen Eindruck Hauff's Lichtenstein auf seine Knabenphantasie gemacht hatte. Ein glücklicher Instinct hielt ihn davon ab, durch einen Stoff aus ähnlich entlegener Zeit in die Gefahr der Nachahmung zu gerathen, so sehr ihn seine Kenntnisse der mittelalterlichen Geschichte und Cultur und sein altreichsbürgerliches Blut dazu verlocken mochten. Aber daß er es im Stillen auf ein moderneres Seitenstück zu jenem schwäbischen Volksroman abgesehen hatte, wird denen, die seiner Entwicklung bis hieher gefolgt sind, außer Zweifel sein.

Er hätte keine bessere Wahl treffen können, als die Sphäre, in der diese seine erste größere Arbeit sich bewegt. Alles traf hier zusammen, um seine Neigung während der

langen, für den langsam und gewissenhaft Arbeitenden um so langwierigeren Anspannung beständig rege zu erhalten und ihn durch die Hoffnung auf einen vollen Erfolg zu ermuthigen. Eine Zeit von höchst charakteristischen Lebensformen, noch von halbromantischem Duft umflossen und doch schon mit all ihren geistigen Aufgaben dem Morgenroth einer neuen Weltepoche zugekehrt; historische Figuren von dem stärksten persönlichen Gepräge: — ein Herzog Karl, der Tyrann mit den eifrigen Humanitätstendenzen, der unglückliche Freiheitssänger Schubart, sein glücklicherer und größerer Nachfolger, „Friedrich der Große von Schwaben," wie er scherzweise genannt worden ist, damals noch im ersten Jugenddrang; und um diese historischen Gestalten die mannigfachen Typen des schwäbischen Stammes, die dem Dichter so vertraut waren, daß ihm war, als fahre er nur fort, Familiengeschichten zu erzählen. Dazu ein landschaftlicher Hintergrund, der in der That „Busch und Baum als Verwandte ihm wies," wo er trotz dem Pfeifer von Haardt im Lichtenstein Weg und Steg kannte, sein theures Reutlingen selbst, Stuttgart, Ulm und jene heimlichen Pfarrdörfer, die er aus den Tagen seines kurzen Vicariats liebgewonnen hatte. Ueberall stand er hier „auf sicherem Boden", überall wehte die Luft der Heimath ihn an und beflügelte seine Erfindungskraft.

Mit sicherem Tact hatte der Dichter bei der Conception seines Werks die Heldenrolle keiner der berühmten historischen Personen zuertheilt; diese treten im Verlauf der Begebenheiten nur episodisch auf. Seine Gewissenhaftigkeit hielt ihn von der modernen Unsitte fern, Roman und Biographie zu vermischen und die Lücken anekdotischer Ueberlieferung durch sentimentale Erfindungen auszufüllen. Einer der unscheinbareren Zeitgenossen, der aus der Chronik der Karlsschule nur den Wenigsten bekannt war, ein junger Candidat der Theologie, der mit Schiller selbst als Lehrer in vorübergehender Beziehung gestanden hatte, schien ihm passender zum Träger der eigentlichen Handlung, der bunten, stellenweise hochromantischen Abenteuer, aus denen das Gewebe dieses Romans zusammengefügt werden sollte. Und so lautete

auch der Titel des Buchs ursprünglich „Heinrich Roller", bis der Verfasser dem geschäftskundigen Rath des Verlegers folgte und den gefeiertsten Namen in den Titel hineinwob, eine Nachgiebigkeit, die er sich selbst nie ganz verziehen hat, da er sich bewußt war, etwas Anderes damit verheißen zu haben, als sein Buch zu halten vermochte.

Dasselbe entstand, wie schon erwähnt, langsam, oft unterbrochen durch ein wiederholtes Studium der Quellen oder durch nothgedrungene Lohnarbeit, dem fertigen Werk aber ist nirgend anzumerken, daß es nicht aus Einem Gusse unter den glücklichsten Umständen zu Stande kam. Nirgends machen die hineinverarbeiteten Akten und Urkunden sich ungebührlich breit; die Figuren stehen, mit leichter Hand je nach ihrer Bedeutung für die eigentliche Handlung gegen einander abgetont und bewegen sich ohne schwerfällig psychologisirende Beglaubigung von Seiten des Dichters nach ihrem inneren Gesetz; nirgend begegnen wir jener Breite in der Schilderung der Außendinge, die der historische Roman seit Walter Scott als seine Erbsünde sich so gern erlaubt, nirgend jenen lyrisch gefärbten Naturbeschreibungen und einem Mißverhältniß in der Behandlung der erfundenen und historisch überlieferten Züge. Es ist eine völlig ausgereifte Kraft, die der schwierigen Aufgabe sich in jeder Hinsicht gewachsen zeigt, und eine so große Sicherheit des Tons, in glücklichster Mitte zwischen dem Stil der allerneuesten Novellistik und archaistischer Wunderlichkeit, daß nach dieser Seite hin das Buch wahrhaft unerreicht dasteht und der Verfasser selbst in seinen späteren Arbeiten hie und da Mühe hatte, sich auf gleicher Höhe zu erhalten.

Es konnte bei so viel anziehenden Eigenschaften des Inhalts und der Form nicht fehlen, daß das Interesse des Publikums, als die ersten Partien 1838 im Morgenblatte erschienen, sich lebhaft diesem Werke zuwendete. Aber der Unstern, der allen äußeren Erfolgen des Dichters treu blieb, verleugnete sich auch diesmal nicht. Man wird sich aus dem Roman des jungen Fräuleins erinnern, das den Stuttgarter Hofkreisen entflieht, sich unter die Zigeuner verirrt und

längere Zeit mit ihnen im Lande herumzieht. Die Schilderung dieser heimathlosen Vaganten, denen Kurz auch im „Sonnenwirth“ mit besonderer Vorliebe nachgeht, ist nach meinem Dafürhalten eine der Stellen, denen die Jugend des Dichters noch am meisten anzumerken ist. Das fahrende Völkchen beträgt sich im Wesentlichen so gesittet, ist so wohlgewaschen und anständig gekleidet, daß eine adelige junge Dame ihrer Erziehung nicht allzu große Schande macht, wenn sie sich eine Zeitlang in dieser bedenklichen Gesellschaft wohl fühlt. Trotzdem soll diese Episode in den höheren Kreisen so schweren Anstoß erregt haben, daß die Cotta'sche Buchhandlung den Verlag des Romans nicht zu übernehmen wagte und dadurch der Verfasser all jener Vortheile verlustig ging, die ihm die Verbindung mit jener einflußreichen Firma für jetzt und alle Zukunft gewährt haben würde.

Erst im Jahr 1843 konnte das Buch im Franckh'schen Verlage (Stuttgart) erscheinen. Es ist mir nicht gelungen, über die Aufnahme, die es in außerschwäbischen Kreisen fand, Näheres zu erkunden. Daß diese stattliche Leistung den Namen Hermann Kurz zuerst über die Grenzen seiner Heimath hinaustrug, ist unzweifelhaft. Doch scheint im Norden, wo gerade Immermann's Münchhausen so großes und gerechtes Aufsehen machte, dieses völlig tendenzlose Lebensbild aus dem verflossenen Jahrhundert, bei aller Anerkennung des Talents doch nur als ein specifisch schwäbisches Product betrachtet worden zu sein. Was aber weit entmuthigender auf den Dichter wirken mußte: im eigenen Lande reichte das Interesse nicht hin, die erste Auflage rasch in Umlauf zu bringen. Es währte ganze vierzehn Jahre, bis das Buch, in demselben Verlag, in „zweiter durchgesehener Auflage“ herauskam.

Sein bester Nothhelfer blieb dem Dichter auch diesmal treu. Mit welchem Humor er sich über die äußere Erfolglosigkeit seiner redlichsten Mühe und Arbeit zu trösten wußte, mögen die folgenden Verse aus seinem ungedruckten Nachlaß beweisen, die offenbar aus dieser Zeit stammen und hier nicht verloren gehen sollen, obwohl sie mit einem dicken Strich von

des Verfassers eigener Hand zu den Todten geworfen worden sind:

Ein Autor an einen andern.

Lieber, ich weiß (nicht von dir; denn schweigend erträgst du dein Schicksal),
Daß es schlecht um den Ruhm deiner Erzeugnisse steht:
Selten erquickt sich ein liebendes Paar an deinen Gedichten,
Und nur ein seltener Geist wagt sich an deinen Roman.
Ja, dein reiches Gemüth, vollständig kehrt' es von Leipzig;
Niemals hat noch die Welt edlere Krebse gesehn.
Aber wer hieß dich denn auch auf so wenig Bogen den Reichthum
Drängen? Durch's Nadelöhr geht dir das Publikum nicht.
Nein, dickleibig, o Freund, breitmäulig tritt auf den Markt hin!
Immer denselben Schrei, und sie vernehmen dich bald.
Schneid' aus den Fasern des Herzens, die tausendfältig du lenkest,
Schneide nur Eine heraus, zieh sie unendlich dahin,
Immer dieselbe, und bald, wie jener Sidonische Riemen,
Deckt sie ein weites Gebreit deines ästhetischen Ruhms.
Wie, und dein Bändchen Gedichte, so schlank beinahe wie Psyche,
Daß sich's im Haufen verliert, dünkt dir ein Wunder zu sein?
Nein, da kann ich dir noch ein größeres Wunder berichten:
Mittelmäßig, du weißt's, hielt ich von je, was ich schrieb;
Meine Werke, so dacht' ich, empfehle der leichtere Grad just;
Aber ich hab' mich getäuscht: höre, fürwahr, sie sind gut!
Sind vortrefflich! sie gehen nicht ab! und zum Bruder geadelt
Biet' ich die Scheere *) stolz dir, die verwandte, zum Gruß.
Höre nur an, was mein Sosius schreibt: „Von Euren Producten
Theilt' ich, Verehrtester, Euch gern was Erfreulichers mit;
Fruchtlos setzten wir selber den Preis auf die Hälfte herunter;
Aber sie rühren sich nicht, und nur die Hälfte verkauft
Würd' uns zufrieden und sohin in eine Lage versetzen,
Welche zur Zeit annoch unsere Firma nicht kennt." **)

---

*) Nämlich des Krebses.

**) Man vergleiche hierzu im 5. Buch der „Denk- und Glaubwürdigkeiten (Ges. Werke Bd. 8, S. 57) das „in unwillkürlichen Distichen" abgefaßte Original jenes durchaus nicht erdichteten Verlegerbriefes.

Schon während der ersten Stuttgarter Jahre hatte er sich dazu bequemen müssen, mit literarischer Lohnarbeit der Noth seiner äußeren Lage zu steuern. So entstanden eine Menge poetischer Uebersetzungen, deren Ertrag freilich zu der gewissenhaften Mühe, die sie kosteten, in keinem Verhältniß stand. Chateaubriand's „Atala", Thomas Moore's „das Paradies und die Peri", von Lord Byron „der Gefangene von Chillon", „die Insel", „Tasso's Klage", „die beiden Foscari", endlich, während eines Landaufenthalts bei dem verheiratheten jüngeren Bruder, die wahrhaft geniale Nachdichtung von Ariosto's „Rasendem Roland",*) die an übermüthiger Freiheit und gleichsam improvisatorischer Lebendigkeit des Tons alle Vorgänger hinter sich ließ.

Man fühlt es diesen Strophen wahrlich nicht an, daß die Stirn ihres Verfassers jemals von Sorgen umwölkt gewesen, daß keine Fürsten und Cardinäle dem deutschen Dichter wie dem italienischen ihre Gunst und Fürsorge angedeihen ließen. In jugendlichem Vollgefühl seiner Kraft und der fröhlichen Zuversicht, „daß der Tag des Edlen endlich komme", scheint er damals das Haupt aufrecht getragen und allen Fehlschlägen, allen Mißlaunen des Geschicks getrotzt zu haben. Wenn er einmal klagt, ist es nur über das Ungenügen an seiner Lösung von Aufgaben, die ihrer Natur nach unendlich sind, obwohl die Meisten es gerade mit ihnen am leichtesten zu nehmen pflegen. Ein paar fragmentarische Strophen, „Lamentation eines Uebersetzers" überschrieben, finden sich unter seinen früheren Papieren vor und mögen an dieser Stelle gerade in ihrer naiven, fast prosaischen Schlichtheit für den Ernst seines Strebens auch auf diesem Grenzgebiet der Kunst ein ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Wie schwer ist es, den Vollgehalt
Der fremden Worte ganz zu fassen!

---

*) (Hoffmann, Stuttgart 1840.) — Neue Ausgabe: Ariost's Rasender Roland. In's Deutsche übersetzt von Hermann Kurz. 3 Bde. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung 1855.

Wie schwerer noch, mit Allgewalt
Den Mutterlauten anzupassen!
Ich greife tief in jene Fluth
Der Stoffe, flüssig umgetrieben;
Doch was ist meinem Fleiß und Muth —?
Ein flüchtig Nichts! — zum Dank geblieben!

Und um mich her, welch schnöder Ton!
Viel spitzer Kiele kritzelnd Scharren!
Ihr Galoppiren spricht mir Hohn!
Ein Chor von hunderttausend Narren,
Die über den Kanal und Rhein
Beim Haar die fremden Gäste reißen
Und ihr geschändetes Gebein
Als Bild von „seltner Treue“ preisen!
— — — — — — — — —

Er sah endlich ein, daß er die Concurrenz dieser Hunderttausend nicht auf die Länge aushalten könne. Und so folgte er im Herbst 1843 der Aufforderung, nach Karlsruhe überzusiedeln, um sich dort an der Redaction der illustrirten Zeitschrift „Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung“ zu betheiligen.

Die fünf Jahre, die er in dieser Stellung zubrachte, waren in so fern bedeutsam für seine Entwicklung, als sie ihn lebhaft in die damalige politische Bewegung mit hineinrissen. Er hatte bis dahin nur geringe Neigung gefühlt, sich mit den Tagesfragen näher einzulassen. Sein Dichten und Trachten war den abgeschlossenen Zuständen, den historischen Entwicklungen der deutschen Vorzeit zugewendet, aus welcher er die Stoffe seiner dichterischen Arbeiten entnahm. Nun kam er an dem neuen Ort zu neuen Menschen, und die scharfe vormärzliche Luft des badischen Liberalismus fegte ihm die letzten romantischen Morgenträume aus dem Sinn. Im Verkehr mit Hecker, Bassermann, Matthy und anderen Führern der Volkspartei, in freundschaftlichem Umgang mit dem Dichter Ludwig Pfau, suchte er sich redlich in die politischen Aufgaben hineinzuarbeiten und ersetzte auch hier durch den Ernst seines

Gewissens, was ihm an eigentlichem Beruf zu einer solchen auf das Praktische gerichteten Thätigkeit fehlen mochte. Daß er es über den „Gefühlspolitiker" nicht hinausbrachte, wird ihm um so weniger zum Vorwurf gereichen, als die Politiker der That damals selbst unter den hervorragendsten Parteihäuptern bekanntlich selten waren und eine tiefere Einsicht in die nothwendigen Mittel zu den ersehnten Zwecken bei sehr Wenigen gefunden wurde. Ist es doch selbst in Börne's sämmtlichen Schriften nicht möglich, auch nur die Umrisse eines wirklichen Programms zur Neubildung des Staats, auch nur den Schatten einer greifbaren Realpolitik zu entdecken.

Um so rühmlicher spricht es daher für unsern Freund, daß sein bald nach der Uebersiedelung veröffentlichtes Schriftchen „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort. Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten. Ulm 1845" das Gegentheil jenes süddeutschen Pessimismus verrieth, der so lange die Wiedergeburt Deutschlands hintanhielt, daß der schwäbische Dichter seine Betrachtungen über Einheit und Föderalismus, deutsches Kaiserthum u. s. w. mit den an Paul Pfizer erinnernden Sätzen bevorwortet: „Nach Preußen müssen unsere Blicke gerichtet sein. Wenn Preußen sich bewegt, dann wird auch in die anderen Schlummerhallen und das Traumgemurmel der verzauberten Schläfer Leben kommen."

Unter den Waffen ruhen die Musen. Der Politiker war dem Dichter über den Kopf gewachsen, und der Erfolg seines Romans, der so weit hinter allen billigen Erwartungen zurückblieb, mochte Kurz wohl auch zu dem damals im Schwange gehenden Gervinus'schen Dogma bekehren, daß die Zeit der Poesie vorüber sei. Doch war es ihm bei allem ernstlichen Verzichten auf eigenen Dichterruhm unmöglich, jahrelang die Lebensluft der Poesie ganz zu entbehren. Und so vollbrachte er gleich zu Anfang seines Karlsruher Aufenthalts ein Werk der Pietät und Begeisterung für einen seiner Lieblinge, indem er Gottfried von Straßburg's „Tristan und Isolde" nicht nur in unsere Sprache umschrieb, sondern in

wundersamer Geistesverwandtschaft mit hinreißender Kraft und Anmuth den fehlenden Schluß hinzudichtete.*)

Ein seltsames Geschick hat es gefügt, daß im Wetteifer mit diesem herrlichsten unserer mittelalterlichen Herzenskündiger zwei Dichter unseres Jahrhunderts das Höchste leisten sollten, dessen sie in poetischer Form fähig waren. Immermann's völlig freie Nachdichtung des Tristanliedes ragt um eine Haupteslänge über Alles hinaus, was er in mancherlei lyrischen Formen gedichtet, — den Merlin vielleicht einzig ausgenommen, — und wer erfahren will, wie tiefer, zarter und stürmischer Töne der Lyriker Hermann Kurz mächtig war, möge die 3700 Verse lesen, mit denen er das Gedicht Gottfried's, als ein ebenbürtiger Erbe seiner bestrickenden Kunst, zu Ende führte.

Ueber sein Verfahren bei der Uebersetzung selbst hat er sich in dem gleich näher zu erwähnenden Schriftchen „Der Kampf mit dem Drachen" (S. 23 f.) in folgender Weise ausgesprochen: „Ich ehrte Immermann's Andenken zu hoch, als daß ich so bald nach dem Tode dieses großen Dichters eine unabhängige Behandlung der Tristanssage hätte versuchen mögen. Eine freie Uebersetzung Gottfrieds schien mir gar nicht am Platze, weil, wie ich sagte, der Zauber dieses alten Gedichtes doch nicht wiederzugeben wäre; auch meinte ich, wenn man einmal in einem und dem anderen Punkte von Gottfried abgehen wollte, so müßte man lieber ganz von ihm abgehen und etwas Eigenes schaffen. Unter diesen Umständen blieb mir also nur noch ein bescheidenes Drittes übrig, nämlich eine ganz getreue Uebersetzung, wobei ich noch meine besonderen Zwecke hatte. Nicht nur, statt durch eine neue Halbarbeit das alte Gedicht ersetzen zu wollen, gedachte ich vielmehr den Leser recht in dasselbe einzu-

---

*) Tristan und Isolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg. Uebertragen und beschlossen von Hermann Kurtz. 1844. Stuttgart und Cannstadt. Becher und Müller. — Neue Ausgabe 1847. Stuttgart. Ad. Becher's Verlag. Mit einer Einleitung, datirt: Karlsruhe im Frühling 1847.

führen, indem ich ihm den Commentar in die Uebersetzung verlegte, — sondern ich suchte auch zugleich recht durch die That für unsere alte Sprache zu wirken, ja von ihr zu retten, was noch irgend zu retten wäre, d. h. was sich von den alten Ausdrücken noch selbst erklärte, was noch eine Lebensfähigkeit hätte. So ließ ich z. B. gleich anfangs, wo Gottfried sein Dichten eine „Unmüßigkeit“ nennt, dieses Wort stehen: es ist so gar anschaulich; wer sich einen Augenblick besinnt, der sagt sich, daß Unmüßigkeit das Gegentheil von Muße sei, und zieht daraus, vom Zusammenhang unterstützt, den sehr einfachen Schluß, daß es wahrscheinlich „Beschäftigung“ bedeuten werde. — Dies nenne ich: den Commentar in die Uebersetzung verlegen. — Da ich mich Zeile für Zeile an meinen Urtext hielt, so war die Sache nicht so leicht, als es einem Unkundigen scheinen könnte; eine freie Uebersetzung mit modernen Ausdrücken wäre weit leichter gewesen, aber diese verabscheute ich.“

Ich habe diese Stelle vollständig mitgetheilt, nicht nur, weil sie klar und bündig den sehr eigenthümlichen Standpunkt bezeichnet, von welchem aus H. Kurz seine Aufgabe ins Auge faßte, sondern vor Allem, weil das verschollene Heftchen, dem diese Stelle entlehnt ist, den Dichter wie kaum ein anderes seiner Werke in Scherz und Ernst von der Charakterseite kennen lehrt.

Gleich nach dem Erscheinen des Tristanbuches hatte Oswald Marbach in einem Leipziger Literaturblatt einen leidenschaftlichen Ausfall dagegen gethan. Er erklärte, daß er selbst sich schon seit neun Jahren mit Gottfrieds „liebeathmendem Dichterwerke“ beschäftigt habe, und kündigte den ersten Theil seiner Bearbeitung als eine „Weihnachtsgabe“ an, der er auf keine bessere Art eine günstige Aufnahme bereiten zu können meinte, als durch die wegwerfendste Behandlung seines Vorgängers. Dieser hatte freilich in seiner eigenen Vorrede eingestanden, daß er die Arbeit in acht Monaten eines einzigen Winters zu Stande gebracht habe, Uebersetzung und Schluß, 19,554 Verse Gottfried's und 3700 eigene.

Diese Zahlen hatte sein Kritiker ihm vorgehalten und dann hinzugefügt: „Nähere Betrachtung lehrt, daß er — nämlich H. Kurz — auch eine große Anzahl der ärgsten, sinnentstellendsten Schnitzer bei der Uebertragung sich hat zu Schulden kommen lassen, und so zeigt sich, daß seine Arbeit eine liederliche, ihm nicht zum Ruhme und dem alten Dichtwerke nicht zur würdigen Förderung in der Anerkennung der Jetztwelt gediehene ist."

Selten wohl ist ein plumper Angriff mit so ritterlicher Anmuth, so überlegener Heiterkeit und unverwüstlicher Gewissensruhe abgewehrt worden, als unser Freund seinem Leipziger Rivalen gegenüber bewiesen hat. Der vollständige Titel der 61 Seiten langen Entgegnung lautet: „Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen, zum Besten des Tristansängers und Tristankritikers Herrn Oswald Marbach mit neu-, mittel- und alt-hochdeutschen, aber aller Welt verständlichen Glossen, gegeben Carlsruhe den 30. November 1844 von Hermann Kurtz. Stuttgart und Cannstatt. Verlag von Becher und Müller. 1845."

Der Raum verbietet mir leider, von diesem Cabinetsstück polemischen Humors, das vor den glänzendsten satirischen Streitschriften unserer Literatur noch den Reiz einer harmlosen Liebenswürdigkeit voraus hat, die in aller Hitze des Gefechts sich nie verleugnet, größere Proben mitzutheilen.*) Ich müßte es eben ganz hier abdrucken lassen, um die reizende Mischung von Phantasie und Humor, von ernstlicher dialektischer Kunst im Pariren der ungefügen Streiche und freiem Spiel des Witzes zur Anschauung zu bringen. Nur auf einen einzigen Zug möchte ich hinweisen, der vielleicht in aller polemisch-satirischen Literatur einzig dasteht und statt hundert anderer beweis't, welch eine anima candida in unserem Freunde auf Erden wandelte.

---

*) In der neuen Ausgabe, die der Verleger der Gesammelten Werke von der Tristan-Uebersetzung vorbereitet, wird hoffentlich auch diesem Nachspiel sein voller Platz eingeräumt werden.

„Herr M. hat meines Vaters Sohn eine „liederliche", von Schnitzern wimmelnde Arbeit vorgeworfen und von letzteren einen einzigen, den er nämlich dafür hielt, zum Beweise vorgebracht."

Diesen Beweis zu entkräften — es handelt sich um die Stelle „ich meine ir aller werlde niht als die, von der ich höre sagen — wendet Kurz all sein philologisches Rüstzeug auf und ist, nachdem er sich in der ganzen zweiten Glosse damit beschäftigt hat, der getrosten Meinung, seine Auffassung nach allen Seiten gerechtfertigt zu haben. Aber seine Gewissenhaftigkeit läßt es nicht dabei bewenden. Er schickt sein Manuscript an den „Gelehrten, für dessen Schüler er sich in der Vorrede zum Tristan bekannt hat," Franz Pfeiffer in Stuttgart, und erhält von diesem einen Bescheid, der nicht zu seinen Gunsten ausfällt. Jeder Andere würde sich dies zu Nutze gemacht und die zweite Glosse unterdrückt oder doch umgeschrieben haben. Nicht so dieser Ausbund eines loyalen Ritters ohne Furcht und Tadel. Er gönnt seinem Gegner auch einen kleinen Vortheil. Obwohl Jener ihm in 19,554 Versen nur einen einzigen — noch dazu immerhin fraglichen und jedenfalls nicht „liederlich" begangenen — Schnitzer hat nachweisen können, will er sich ihm gegenüber doch gern als einen fehlbaren Arbeiter hinstellen, der noch dazu in seiner Vertheidigung so hartnäckig auf seinem Irrthum besteht. Denn warum soll er sich besser machen, als er ist? „Ich habe mein arm Theil Gelehrsamkeit ausgekramt, stehe in meiner ganzen Blöße da, und muß es nun Herrn Marbach überlassen, die Früchte seines neunjährigen Studiums zu pflücken. Wenn er mir versichert, er habe im ganzen Gottfried mein „als" (in der Bedeutung, die Kurz ihm in jener Stelle gegeben) nicht finden können, so will ich ihm auf sein bloßes Wort hin glauben, daß er das Mittelalter fester am Zopf ergriffen habe, als ich" .... Aber „wenn ich Unrecht habe, wie stehen die Sachen dann? Besser denn zuvor. Dann ist zu den bisherigen vier Aufzügen unseres kleinen literarischen Drama's der nothwendige fünfte Schlußakt hinzugetreten. Nämlich zwei Schüler haben mit

einander disputirt und einander in ihren Schulsack blicken lassen. Zuletzt, als es genug war, ist der Altmeister aufgestanden, hat das Wort ergriffen, das Urtheil gefällt und jedem sein Recht und Unrecht gegeben. Es ist eine schöne Einrichtung unseres Gelehrtenstaates, daß der Spruch dann immer von dem beleidigten Theile publicirt werden muß. Auf diese Weise haben dann Parteien und Zuschauer immer etwas gewonnen, nämlich gelernt, und das ist der Humor davon, die Moral der Fabel."

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, auch noch die folgenden Stellen hier in extenso anzuführen. Das ganze Innere dieses seltenen Menschen thut sich darin auf.

„Meine Stuttgarter Freunde schreiben mir, durch die zweite Glosse büße ich „als Kritiker" einen Theil dessen wieder ein, was ich „als Dichter" gewonnen habe. Das muß ich mir gefallen lassen, denn ich will nicht mehr, als mir gebührt. Wenn ich nur nicht schon gar zu oft in dem weit schlimmeren Fall gewesen wäre, mir meine dichterischen Eroberungen nachher als Kritiker selbst wieder streitig machen zu müssen!

„Deßhalb haben sie, wie sie mir schreiben, mein Werkchen, das erst einige Wochen unter meinen andern Papieren stecken geblieben war, für jetzt noch dem Rachen der Presse vorzuenthalten beschlossen und geben es mir anheim, meine Ketzerei in der zweiten Glosse, so lang es noch möglich ist, zu vertuschen, indem ich mich dazu mit ihren — das weiß Gott! — sauer und wohl erworbenen Federn schmücke. Da müßte ich Schiller's Kampf mit dem Drachen nur halb gelesen haben. Ehre, wem Ehre gebührt! Irre ich, so irre ich mit Leuten, die gelehrter sind als ich. Deßhalb, da ich mich meiner Gelehrsamkeit keineswegs zu rühmen Ursache habe, will ich die Sache vorlegen, gerade wie sie liegt . . . . . Vielleicht, mein verklärter Meister Gottfried, lässest du *in* diesem Augenblicke dein anmuthiges, dein „gefüges" Lachen durch die himmlischen Räume erschallen und sprichst: „Ja, ja, das habe ich auf Erden auch erfahren, daß aller

Anfang schwer ist. Nur muß man redlich sein." — Also wohlauf, meine Freunde, in Gottes Namen: gebt Feuer! druckt!"

Bis zum Jahr 1848 hat Kurz in seiner Karlsruher Stellung ausgeharrt; die Februarrevolution trieb ihn in die Heimath zurück. Der „Poet" konnte sich in den politischen Kämpfen, die nun anbrachen, der „Abstimmung" nicht enthalten und ergriff gern die erste Gelegenheit, die sich dazu bot, indem er mit Ludwig Weißer zusammen die Redaction des „Beobachters" übernahm.

Als sein Kampfgefährte 1849 nach der Schweiz flüchten mußte, harrte Kurz allein auf dem schwierigen und vielbedrohten Posten aus, und wohl hat sein Nachfolger auf demselben in den warmempfundenen Strophen, die er dem heimgegangenen Freunde nachrief, den richtigen Punkt getroffen, wenn er sagt:

> Nie trat er auf den lauten Markt hervor,
> So lang der Freiheit Zeichen günstig wehten.
> Noth erst, die Andre beugt, hob ihn empor,
> Und nur in Lücken trieb sie ihn zu treten."

Und weiterhin:

> Fürwahr, die Freiheit, welche ohn' Entgelt
> Vielfache Dienste heischt von ihren Jüngern,
> Darf Den, wenn sie in Deutschland Must'rung hält,
> Beizählen ihren größten Opferbringern,
> Der seinen Genius ihr zu Dienst gestellt.

Wie treu er auch in diesem Dienste, der seine besten Kräfte zum Ruhen verdammte, durch sieben magere Jahre hindurch sich bewährt hat, lehrt ein Blick in die alten Jahrgänge jenes Volksblattes, die auf allen Seiten die Spur seines Talentes und seiner hochherzigen Gesinnung tragen.

In der That, ein adligerer Demokrat, ein vornehmer denkender Freund des gemeinen Mannes, ein mit stolzerer Seele sich den demüthigsten Bürgerpflichten opfernder Weltbürger hat niemals an einem Redactionstische gesessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen so muthvoll sub specie aeterni Sorge getragen. Daß er sich durch diese Pflichterfüllung jede Aussicht versperrte, in seiner Heimath irgend eine Förderung von Seiten der Staatsbehörden zu erlangen, konnte ihn natürlich auch nicht einen Augenblick irre machen, zu thun, was er für seine Schuldigkeit hielt.

Ich habe hier vor Allem den Spuren des Dichters zu folgen und mich um das Urtheil über den Politiker nur in so weit zu kümmern, als es den Menschen mit betrifft. Nach der Probe von seiner selbstlosen Redlichkeit, die er in jener literarischen Fehde abgelegt, wird es keiner Versicherung bedürfen, daß er sich selbst und seinen Gesinnungsgenossen auch in schwereren Kämpfen treu blieb. Das aber darf hier nicht verschwiegen werden, daß er nicht nur frei blieb von aller trotzigen Verbissenheit, in der so viele wackere Leute seiner Partei sich gegen den Strom der verwandelten Stimmungen und Geschicke des Vaterlandes stemmten, sondern auch den Muth hatte, einzugestehen, daß seine Wünsche und Hoffnungen irrig gewesen seien. Er war Großdeutscher und Anhänger der Trias-Idee gewesen, so lange er mitzusprechen hatte. Als er im Jahre 1871 seine „Geschichtsbilder aus der Melacszeit," die 1859 zuerst im Morgenblatte erschienen waren, als ein Buch herausgab, fühlte er das Bedürfniß, in der Vorrede es offen auszusprechen: „Die lebensunfähige Bundesform hat einem lebendigen Bundesstaatsgebilde Platz gemacht. Ob sie im Wege friedlicher Entwicklung zu verbessern gewesen wäre, ist eine Frage, über welche die Geschichte mit ehernem Tritte zur Tagesordnung gegangen ist.... Freilich war es nicht jedem Gemüthe gegeben, einem Bruderkriege zuzujubeln, und freilich konnte nicht jeder Verstand sofort mit einer Lösung sich versöhnen, aus welcher doch auch nur eine Art von Trias — und

ob eine so ganz beruhigende? — hervorgegangen war. Da plötzlich reicht uns das alte Verhängniß wieder einmal den bittern Kelch des Heils, und mit ungläubigem Staunen sieht die Welt den Mann, der leise gehend Napoleon's I. falsche Schritte zu meiden schien, köpflings in die plumpste Fußspur eines Ludwig XIV. hineintaumeln. So ward es ihm denn auch zu Theil, den Namen, den sein Oheim sich nur halb an uns verdiente, ganz zu erwerben, den Namen, der noch Armin's von Römerhand geflochtenen Lorbeer hinter sich läßt und fast unsern Stolz ein wenig dämpfen möchte: Creator haud dubie Germaniae .... Die Enkel haben das Verhängniß zu nützen gewußt: das Reich — nicht hohen und hohlen Klanges von ehedem, sondern zum ersten Mal in der Geschichte ein deutsches Reich — ist gegründet, und, ob nun wärmer oder kühler fühlend, im Reiche sind wir Alle. Der Nationalgeist hat, unvermeidlich zwar auf einen Anstoß des Auslandes, alsdann aber ganz aus eigener Macht und unter Kämpfen und Thaten, die kein Vorbild haben, sich seinen Körper geschaffen; was noch fehlt und was drückt, muß innerhalb der gewonnenen Form Abhülfe finden können."

Noch aber waren diese Tage des Friedens und der Versöhnung fern. Zu dem Kampf und Druck der politischen Lage in jenen traurigsten Jahren der Reaction kamen für Kurz häusliche Bedrängnisse und innerer Zwiespalt. Er hatte sich im Jahr 1851 verheirathet mit einem Fräulein aus einer russischen Familie, Marie von Brunnow, und so sehr diese Verbindung und die daraus entsprossenen fünf Kinder das Glück seines Herzens ausmachten, so schwer lastete doch die Sorge für die Erhaltung seines Hausstandes auf dem Vermögenslosen, der mit dem redlichsten Fleiß sich nicht emporzuarbeiten vermochte. Zudem mußte er fühlen, daß er an die politische Aufgabe seine Kraft fruchtlos verschwendete,

ohne doch den Trost zu haben, das zu thun, wozu er von Natur vor allem Anderen berufen war.

So gab er endlich im Jahr 1854 die Redaction des Beobachters in andere Hände, um ausschließlich sich der Vollendung seines zweiten größeren Romans, „Der Sonnenwirth“, zu widmen und andere poetische Arbeiten zu vollenden, die ihm am Herzen lagen. Nicht lange nach dem „Sonnenwirth“ erschien die kleinere Volksnovelle „Der Weihnachtsfund, ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben“, während eines Badeaufenthalts in Liebenzell entstanden, und in demselben Meidinger'schen Verlage (Frankfurt a. M. 1855) herausgegeben.

In beiden Dichtungen steht unser Freund wieder auf dem Boden, wo seine Kraft sich mit voller Sicherheit bewegte. Er bewies, daß die Zeit, die zwischen „Schiller's Heimathjahren“ und diesen neuen Schöpfungen lag, auch für das Ausreifen seiner Gestaltungskraft nicht verloren war, so wenig er von den Dornenhecken seiner Zeitungsfrohne poetische Früchte hatte ernten können. Aber er war inzwischen vom Schicksal zum M a n n e geschmiedet worden; der ganze furchtbare Ernst des Menschenlebens hatte sich ihm offenbart, und die übermüthige Stimmung, die in den Heimathjahren „Dichter und ihre Gesellen“ durchklingt und das fahrende Volk darin, bei allem recht geflissentlich betonten Quellenstudium, doch noch halb und halb in Eichendorff'scher Traumbeleuchtung zeigt, war den nackten, harten Umrissen und der energischen Farbe des wirklichen Tages und jener Nacht, die keines Menschen Freund ist, gewichen. Schwere Leidenschaftsprobleme, unversöhnliche Conflicte des einzelnen selbstherrischen Rechtsgefühls und individuellen Gewissens mit der Uebermacht der gesellschaftlichen Ordnung, der Kampf guter Menschen mit den Dämonen in der eignen Brust und der Tücke des Schicksals, das war es, was ihn nun zur Darstellung reizte und was er mit derselben „Redlichkeit“, mit der er alle seine Lebensaufgaben lös'te, ohne Beschönigung und Verschleierung aus dem rohen Stoff der Tradition herausarbeitete.

In den „Heimathjahren" hatte sich gelegentlich noch eine Vorliebe für die Culturformen an sich geltend gemacht. Auch der Sonnenwirth zeigt uns in den ersten Partieen, wo die Exposition der Zustände und localen Bedingungen zu geben war, eine nicht ganz zu rechtfertigende Breite. Die Materialien, die der Dichter zu verarbeiten hatte, sind ihm hier noch zu werthvoll, um überall Maß zu halten. Er ergeht sich in charakteristischen, höchst frappanten Schilderungen, die freilich vom gesundesten Naturgefühl und einem unendlichen Reichthum an Anschauungen zeugen, dennoch aber das Ebenmaß der Composition in etwas beeinträchtigen. Nirgend wohl ist der schwäbische Volksgeist so lebendig bis in seine Tiefen durchdrungen worden, wie in diesen einleitenden Kapiteln des Sonnenwirths, die eine wahre Fundgrube für den Erforscher des Stammescharakters sind. Die wissenschaftliche Ader des Poeten tritt hier noch ein wenig stark hervor. Aber sobald der Held selbst auf den Schauplatz tritt, wird sein inneres Schicksal das ausschließliche Interesse des Dichters, und mit wahrhaft bewundernswerther Meisterschaft führt er den Unglücklichen die dunklen Pfade, die ihn an Höhen und Tiefen vorbei seinem Verhängniß entgegentreiben.

Unsere Literatur besitzt nur ein einziges Werk, das sich diesem erschütternden Lebensbild an die Seite stellen ließe und ihm zugleich durch eine Verwandtschaft des Thema's nahe gerückt ist: Heinrich von Kleist's Kohlhaas. Beiden ist auch ein gewisses Absinken der künstlerischen Wirkung gegen den Schluß hin gemeinsam. Aber während das Trauerspiel des durch die Uebertreibung seines Rechts ins Unrecht fortgerissenen Roßkamms durch eine seltsame Phantastik einen abenteuerlichen Ausgang nimmt, in mystisch-romantischer Absurdität den Boden der realen Welt zuletzt unter den Füßen verliert, wird der Schluß des „Sonnenwirths" gerade durch einen allzu nüchternen Respect vor der historischen Wirklichkeit in etwas abgeschwächt.

Ein richtiger Tact hatte den Dichter empfinden lassen, daß die einzelnen Stationen der eigentlichen Verbrecherlaufbahn seines Helden kein Gegenstand für eine künstlerische

Darstellung sein könnten. Statt nun aber hier sich das Recht der freien Erfindung zu Nutze zu machen, um den blutigen Staub der Gerichtsakten von sich zu schütteln und, da eine versöhnende Lösung unmöglich war, wenigstens die tragische Höhe festzuhalten, spielte ihm seine Gewissenhaftigkeit den Streich, daß er zu Anfang des 38. Kapitels die Muse feierlich abdanken läßt, um „an ihrer Statt ihre Schwester mit dem stillen, unbewegten Auge, die Geschichtsschreibung, eintreten und in dem Aktenstaube wühlen zu lassen."

Er selbst war lebhaft davon durchdrungen, wie unzulässig dieses Auskunftsmittel gewesen, wie sehr dasselbe seinem Werk zum Schaden gereicht habe. Er hatte sich vorgenommen, diese letzten Partieen, deren Vollendung auch durch das Drängen des Druckers und häusliche Krankheitssorgen beeinträchtigt worden war, umzuschreiben und statt des trockenen urkundlichen Referats, das freilich gerade in seiner seelenlosen Härte den Geist der Zeit aufs Schneidendste kennzeichnet und für den „Verbrecher" eindringlicher als jede Schutzrede des Dichters auf mildernde Umstände plaidirt, wieder die freie Darstellung eintreten zu lassen.

Er ist darüber weggestorben, und wer möchte nun den Muth haben, diesen letzten Willen eigenmächtig zur Ausführung zu bringen, dasjenige mit ungenügender Kraft und Kenntniß zu versuchen, was dem Dichter selbst, der aus dem Vollen der Stimmung und des Stoffes schöpfen konnte, als eine unüberwindliche Schwierigkeit erschien!

Auch ändern sich, wenn ein Werk erst den Edelrost der Zeit an sich trägt, die Ansprüche und der Standpunkt des Betrachters. Man hört auf zu fragen, was hätte werden können, und beginnt zu würdigen, was geworden ist. Ich bin überzeugt, daß die Zeit nicht fern ist, wo man dieses Buch als eines der reichsten und mächtigsten „Volksbücher" im edelsten Sinne des Wortes anerkennen wird, ohne weiter daran zu denken, daß der Dichter gewisse Mängel des Stoffes nicht völlig hat überwinden können.

Der „Sonnenwirth" hatte ihm, außer lebhaftem Beifall

von Seiten der Kritik,*) das warme Interesse eines Verlegers eingetragen, wie er bisher noch keinem begegnet war, Meidinger in Frankfurt a. M. Als bald darauf Kurz seinen „Weihnachtsfund“ demselben wackeren Manne zum Verlag anbot, schrieb ihm dieser Phönix unter den Buchhändlern, er (Kurz) verstehe seinen Vortheil nicht. Diese Sachen, denen allerdings das große Publikum noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, seien zu gut, um sie so billig wegzugeben. Er könne auf die überbescheidene Forderung nicht eingehen und biete ihm daher ein beträchtlich höheres Honorar. Auch die „Heimathjahre“ wollte er in neuer (dritter) Auflage bringen, und jeder seiner Briefe fließt über von warmherziger Anerkennung und freundschaftlichem Eingehen auf Fertiges und Werdendes, für den vereinsamten Dichter fast noch werthvoller, als der materielle Rückhalt, den er hier endlich gefunden. Er konnte sich der Hoffnung hingeben, daß nun die Zeit des Hausirens mit seinen Büchern, des schüchternen Anklopfens und der achselzuckenden Abfertigungen vorbei sei, daß seine zerstreuten, bei kleinen Verlegern verkümmerten mannichfachen Arbeiten endlich einmal gesammelt werden und nun erst zu voller Wirkung gelangen würden. Auch diese, immerhin nicht unbescheidene Hoffnung auf ein besseres Glück sollte getäuscht werden. Sein Freund und Förderer starb, und Kurz war wieder auf den ungewissen Zufall und den ungewisseren „Geschmack des Lesepublikums“ angewiesen.

Daß diesem, von dem herben und trotzigen „Sonnenwirth“ zu geschweigen, selbst der „Weihnachtsfund“ nicht so

---

*) Selbst eine Berliner Kritik, obwohl sie das Buch nicht voll zu würdigen wußte, und es sogar für nicht mehr als eine criminalistische Studie in Form eines Romans gelten lassen wollte, erkannte an, daß hier „mit bewunderswerthem Talent ein bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Sittengemälde jener Zeit gegeben werde, so frappant und dichterisch wahr, daß man sich mitten in den Kreis der handelnden Personen versetzt glaubt.“ (Spen. Ztg. 30. Nov. 1854.)

recht munden wollte, so versöhnend hier der Schluß, so gewinnend die Hauptfiguren sind, ist freilich wohl zu verstehen, wenn man bedenkt, welche seltsame Sorte von Salon-Dorfgeschichten den Markt damals überschwemmt hatte, seit „der Herr Obermeister dieser unserer großen und ehrsamen Zunft", wie K. ihn nennt, den glücklichen Griff in das Leben und Weben seiner schwarzwälder Heimath gethan hatte. In jener köstlichen kleinen Satire auf den Modegeschmack an halb lehrhafter, halb kokett aufgeputzter Volksliteratur, die sich unter dem Titel „Auch eine Dorfgeschichte" am Schluß des achten Bandes der gesammelten Werke findet, hat Kurz seiner Stimmung so ergötzlich Luft gemacht, daß ich hier einfach darauf hinweise, um einer Schilderung seines Standpunktes überhoben zu sein. Was er selbst an Besserem und Echterem zu leisten vermochte, ist schwer in kurzen Worten auszudrücken, da die ästhetische Betrachtung nirgend um bezeichnende Ausdrücke verlegener ist, als gegenüber dem Einfachen, Ungekünstelten und Lebendigen. Und doch handelt es sich auch hier nicht um jenen allermodernsten photographischen Realismus, der das Ziel der Kunst nicht minder verfehlt, als die geschniegelte, manierirte Idealisirung einer früheren Zeit. Die einfachen, unverfälschten Gestalten, ihre Leiden und Freuden, ihr Wollen und Denken sind hier immer durch eine Dichterseele gegangen und haben den reinigenden Hauch derselben an sich erfahren, der das werthlos Zufällige von ihnen abgeschmolzen und ihre wahre und wesenhafte Erscheinung zu Tage gebracht hat. Auf Effecte freilich, wie die Menge sie liebt, auf künstliche Contraste des Naiven und Geistreichen, des Groben und Spitzfindigen, auf die übliche Maskirung von überfeinerten Culturmenschen in Bauernkitteln und Holzschuhen war es hier nirgend abgesehen.

So blieb denn wieder einmal, trotz des schönen ersten Anlaufs, der nachhaltige Erfolg aus. (Eine zweite Auflage erschien erst 1862 in anderem Verlage.) Und diesmal zu schwererem Schaden für unsern Freund, dessen Lage immer bedrängter wurde. Er hatte sich im Jahr 1858 nach Obereßlingen zurückgezogen zu seinem Freunde Hopf, der ihm in

diesen bittersten Nothjahren mit aufopfernder Treue zur Seite stand. Ein schweres Nervenleiden, in das ihn die Ueberspannung seiner Kraft gestürzt hatte, wich hier nur langsam und stand auch nach der Genesung immer als eine unheimliche Drohung im Hintergrunde. Ein einziges sorgenfreies Vierteljahr würde vielleicht das Gespenst für immer gebannt haben. Es hat dem Vielgeprüften nie so gut werden sollen. Neben dem Text zu L. Weißer's Kunstatlas, den er in Obereßlingen ausarbeitete, sammelte und vermehrte er seine kleineren Erzählungen, die in den Jahren 1858, 59 und 61 in drei Bänden erschienen.*) Sie waren nicht glücklicher als ihre Vorgänger. Eine tiefe, geistige mehr noch als gemüthliche, Verstimmung bemächtigte sich seitdem des Dichters; er fühlte, daß seine Kraft sich am Druck der Verhältnisse zerrieben habe, seine Phantasie versagte mehr und mehr, mühselig brachte er, wenn es noch einmal sein mußte, die kleinste Erfindung zu Stande, und auch in der Darstellung begannen jetzt die Folgen seiner Vereinsamung fühlbar hervorzutreten. Sein Stil, der, so lange er hoffen konnte, zur deutschen Nation zu reden, etwas Freies und Fröhliches, eine elastische Munterkeit geathmet hatte, wurde schwerfälliger, wie Jemand hinwandelt, der weiß, daß er am Ziele doch von Niemand erwartet wird. Anspielungen und Citate, die er schon immer geliebt, treten häufiger auf; ein beziehungsreicher Witz, der für Eingeweihte noch immer höchst schlagend ist, leider nur auf eine kleine Zahl solcher Verstehenden zu rechnen hat, erschwert den Genuß selbst der genialsten unter seinen letzten Arbeiten. Er gewöhnte sich mehr und mehr daran, sich nur noch im Briefstil, gleichsam unter vier Augen, mit dem Publikum zu unterhalten, da ihm beständig ein Quis leget haec? vel duo, vel nemo! — in den Ohren klang. Auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, wo er freilich überhaupt nur an Eingeweihte denken durfte, da seine

*) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Bd. 1. 1858. Band 2 mit dem Nebentitel: Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. Band 3: Erzählungen, Umrisse und Erinnerungen.

Themata meist die subtilsten Fragen der literarhistorischen Forschung waren, gönnte er sich ein völlig freies Spiel des Humors, der diese kleinen Arbeiten, in denen neben dem Scherz ein so redlicher Ernst und ein so tiefeindringender Scharfblick zu spüren sind, zu seltenen Meisterstücken in ihrer Gattung macht.

Die Wissenschaft war sein Heil und seine Zuflucht, als er inne werden mußte, daß seine Dichterkraft unheilbar durch die jahrelange Noth und das physische Leiden gelähmt worden sei. Das letzte wahrhaft schwungvolle Werk, das ihm die Muse gönnte, das herrliche Gedicht „Der Fremdling“ (Ges. W. Bd. I. S. 152), wirkt um so ergreifender, da es sein ganzes Dichterloos in starken, einfachen Zügen zusammenfaßt. Es war sein Abschied von der Poesie. Das Nervenleiden wiederholte sich. Er siedelte mit seiner Familie in noch engere Verhältnisse nach dem kleinen Kirchheim u. T. über und vergrub sich in eine finstere Schwermuth und Menschenscheu, da Alles, was er beginnen mochte, fehlschlug und jedes Werkzeug der Rettung ihm in der Hand zerbrach.

In dieser dunkelsten Zeit seines Lebens hielt ihn außer dem Bewußtsein, redlich das Seine gethan zu haben, Nichts aufrecht, als die hingebende, begeisterte Liebe seines Weibes, deren starke Seele in allen Prüfungen sich fest und hochsinnig bewährte, und die Freude an seinen fünf Kindern, die, bis auf einen kränkelnden, mit den glücklichsten Anlagen begabt, die Schule der Noth nicht zu ihrem Nachtheil durchmachten, so daß der Einsame, Weltabgekehrte mit zärtlichstem Vaterstolz sie heranblühen sah. Die warme Quelle im Innersten seines Gemüths sprudelte unversieglich fort, als das Leben um ihn her immer dürrer, freudloser und unfruchtbarer wurde, und so wenig wie der Adel seiner Gesinnung unter dem Druck der Armuth jemals sich beugte, wie kein Vortheil oder Gewinn ihn dazu vermocht hätte, nur einen Zoll breit sich dem Gemeinen zu nähern und die Hand Derer zu drücken, die er nicht zu achten vermochte, so wenig drang ihm die Bitterkeit seiner Lage ins Blut und vergiftete jene Quelle edler Menschlichkeit, die ihn und Alle, die ihm theuer waren, erwärmte. Gerade in der traurigsten Zeit, im

Frühling 1863 ließ er sich zu einem Ausfluge nach München bewegen. Er hatte den Gedanken einer Uebersiedelung dorthin, den ich ihm nahe gelegt, lebhaft ergriffen. Ich war überzeugt, daß nur eine gründliche Luftveränderung ihn retten, ihn von der Ueberreizung und geistigen Erschöpfung heilen könnte, denen er in seinem kleinen schwäbischen Schlupfwinkel immer kläglicher verfallen mußte. Noch heute seh' ich ihn, wie er damals in unsern Kreis hereintrat. Die hohe kräftige Gestalt, mit den Jahren etwas völliger geworden, trug den Kopf frei und aufrecht, die „glänzenden" blauen Augen hatten einen Ausdruck von unschuldiger Kühnheit und fröhlicher Milde, dem Niemand widerstehen konnte, sein Lachen klang so treuherzig und schalkhaft, daß, wer sein Schicksal nicht kannte, ihn für einen der Lieblinge des Glückes halten mußte. Doch war das Nervenleiden schon so eingewurzelt, daß unser München, die stillste und wenigst aufgeregte unter allen großen Städten, ihm wie ein Hexenkessel vorkam, der beständig mit betäubendem Lärm summe und brodele. Hatte er doch überhaupt niemals eine Großstadt kennen gelernt. Denn seine Reiselust war immer in den Grenzen des schwäbischen Gebiets geblieben, und die fernsten Städte, die er gesehen, waren Karlsruhe, Straßburg, Lindau und München gewesen. Nur ein paar Wochen hielt er es hier aus, und an ein Verpflanzen seines Hauses hieher war nicht zu denken.

Zum Glück aber trat eine Wendung in seinem Schicksal ein, die seiner Natur gemäßer war, als ein Losreißen von der Heimath. Seine dortigen Freunde brachten es dahin, daß er die Stelle eines zweiten Unterbibliothekars an der Universitätsbibliothek in Tübingen erhielt, mit einem bescheidenen Gehalt, das aber für den Anspruchslosen immerhin ausreichte, um ihm das langentbehrte Gefühl einer gesicherten Existenz und damit neuen Muth zum Leben und Arbeiten zu geben.

Die gelähmten dichterischen Schwingen freilich konnte diese späte Hülfe nicht wiederbeleben. In den zehn Jahren, die ihm noch gegönnt waren, hat er nur selten einmal versucht, sich zu einer poetischen Arbeit aufzuraffen, und jeden

Versuch mit einem Rückfall in sein Nervenleiden büßen müssen. Dagegen wandte er sich seinen geschichtlichen und literarhistorischen Lieblingsaufgaben mit Freude und Erfolg wieder zu, und das Hausrecht, das er unter den Bücherschätzen der alten Burg „Hohentübingen“ durch sein Amt erworben hatte, begünstigte diese Neigungen aufs Beste.

Ich bin nicht gesonnen und zum Theil auch nicht befähigt, den Werth dieser seiner Arbeiten eingehender zu besprechen. Hoffentlich kommt der Plan einer Sammlung seiner kleinen Aufsätze und größeren wissenschaftlichen Publicationen zur Ausführung, und seine gelehrten Tübinger Freunde, sein Studiengefährte A. v. Keller vor Allen, werden dann Gelegenheit haben, auch dem Forschergeist, der hier mit dem Dichtergenius so eng verbunden war, zu einer späten Anerkennung zu verhelfen. An dieser Stelle muß es genügen, nur die Aufgaben zu erwähnen, die ihn beschäftigten und meist durch sein ganzes Leben hindurch begleiteten.

Der „Geschichtsbilder aus der Melacszeit“ ist schon gedacht worden. Sie erschienen zuerst einzeln als „Bilder aus der Geschichte Schwabens“ im Morgenblatt, Juni u. f. 1859, und unter dem Haupttitel „Aus den Tagen der Schmach“ zu einem Buche geordnet im Verlage von A. Kröner, Stuttgart, 1871. Einen sehr anziehenden und von Humor sprühenden Essay über den griechischen Bundestag hatten die deutschen Jahrbücher im Jahr 1864 von ihm gebracht. Andere historische Themata behandelten einzelne Aufsätze im Morgenblatt und der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Sein Hauptinteresse war literarhistorischen Problemen zugewendet. Der Uebersetzung des „Tristan“ hatte er eine reiche sagengeschichtliche Einleitung vorangeschickt. Mehr als zwanzig Jahre später finden wir ihn von Neuem mit Gottfried beschäftigt, in einer Untersuchung über des Dichters Geschlecht und Leben, die zuerst in der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, dann durchgesehen und vermehrt in der Germania 15, 20 ff. veröffentlicht wurde. Hier, wie in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, schreitet er mit strenger Methode vor und weiß jeden gewonnenen Anhaltspunkt in

seine Consequenzen zu verfolgen und zu neuen Combinationen zu verwerthen.

„Bald nach der Studienzeit," fährt Adelbert v. Keller in seinem Nekrologe,*) dem wir hier folgen, fort, „als Kurz lediglich mit literarischen Arbeiten beschäftigt in Stuttgart lebte, entstand in unserem Kreise eine kritische Zeitschrift, die freilich keine große Verbreitung gefunden hat: „Der Spiegel, Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik, Metzler, 1837—38." Sie enthielt Beiträge von G. Schwab, J. Fallati, B. Auerbach, E. v. Kausler, Rud. Kausler, R. v. Mohl u. A. Zu dem Bedeutendsten, was diese Zeitschrift brachte, gehört wohl Kurz' Artikel über Eduard von Bülow's Simplicissimus. Er gibt zuerst die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Verfasser dieses merkwürdigen Buches und stellt als den wahren Namen desselben Jacob Christoffel von Grimmelshausen fest. Weitere eingehende Forschungen über Grimmelshausen und seine Schriften hat K. in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom Juli 1865 gegeben."

Mit vorwiegender Neigung hat er bis in die letzten Jahre sich um Shakespeare bemüht. Seine Uebersetzung der „Lustigen Weiber von Windsor"**) (in der von Bodenstedt herausgegebenen Gesammtübersetzung, im Brockhaus'schen Verlag) brachte ihn auf Lieblingsstudien zurück, auf die bekannte Badenfahrt, die Reise, welche im Jahr 1592 den Grafen Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgart nach England und u. A. nach Windsor führte. In einem bei Carl Merhoff, München 1868, erschienenen Büchlein „Zu Shakespeare's Leben und Schaffen; Altes und Neues", behandelt er alle Urkunden, die auf diese Reise Bezug haben, ausführlich aus der Fülle seiner Kenntniß jener Zeit. — „Eine Nachlese", einen trefflichen Aufsatz über die geschichtliche Grundlage des Sommernachtstraums brachten die Jahrbücher der deutschen

---

*) Germania Nr. 19. 1874, I. 124 ff.

**) Der Uebersetzung der Entremeses von Cervantes (Cervantes' Neun Zwischenspiele. Hildburghausen. Bibliograph. Institut 1868) sei hier nur im Vorübergehen gedacht.

Shakespearegesellschaft. Und eine besondere Freude war es ihm, auf die Aufforderung des von ihm sehr hochgehaltenen Schattenrißkünstlers, Paul Konewka, den Text zu dessen „Falstaff und seine Gesellen"*) schreiben zu können, eine Arbeit, an welcher demnach drei große Humoristen, jeder in seiner Art, ihr Bestes gethan haben.

Denn er brauchte nun nicht mehr seinem Schicksal in die Zähne ein Humorist zu sein. Der Unstern, der ihn so lange verfolgt, war endlich gewichen. Er konnte heiter um sich her blicken und getrost in die Zukunft sehen. Während der letzten vier Jahre hatten wir uns in die Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes" getheilt, zu dem von 1872 an noch der „Novellenschatz des Auslandes" hinzugekommen war. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens sicherte seine äußere Lage und überhob ihn der Sorge, neben seinem Amt, das er mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete, noch auf anderen literarischen Erwerb zu sinnen. Wir hatten uns in die Aufgabe, jeden Autor in einem kurzen Vorwort biographisch-kritisch zu behandeln, dergestalt getheilt, daß Kurz die schon verstorbenen Dichter besprach, ich die lebenden. Doch konnte es nicht an Grenzüberschreitungen fehlen, und vielfach haben die Zusätze des Einen den Urtext des Andern überwachsen, so daß diese kleinen Arbeiten dem Ueberlebenden ein theures Zeugniß sind eines einmüthigen Zusammenstehens, einer brüderlichen Sinnes- und Geistesgemeinschaft, wie sie beglückender nicht gedacht werden konnte.

Nur das hin und wieder aufzuckende Nervenleiden störte das Wohlgefühl dieser letzten Jahre. Ein unheilvoller Versuch, die lange ruhende dichterische Gestaltungskraft noch einmal zu erwecken, um jenem für den Novellenschatz bestimmten humoristischen Kleinod, „Die beiden Tubus", durch einen neuen Schluß die letzte Vollendung zu geben, führte zu einem schweren Ausbruch der früheren Krankheit; nur langsam, durch die größte Schonung und sorgfältigste Pflege, in die sich mit der Gattin der nahbefreundete Hausarzt Dr. Gärtner

---

*) Straßburg. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

theilte, gelang es, dem Leidenden das Gefühl völliger Genesung noch einmal zurückzugeben. Ein ruhiger Sommer und häufige Flußbäder schienen alle Gefahr beseitigt zu haben. Da brach das Uebel, freilich in anderer Form, in den Herbsttagen von Neuem aus, und nach kurzer Krankheit, als wiederum alle Zeichen auf Genesung deuteten, nahm ein plötzlicher Tod am 10. October ihn hinweg. Das Herz war ihm gesprungen.

Er hatte stets außerhalb der Kirche gelebt und auch jede geistliche Assistenz bei seiner Bestattung verbeten. Gleichwohl schloß sich keiner der Andersdenkenden von dem feierlichen Geleite zu seinem Grabe aus; die theologische Facultät Tübingens war vollzählig erschienen, um diesem stillen, edlen, hochherzigen Weltbürger die letzte Ehre zu erweisen, von dem Jeder wußte, daß er im schönsten Sinne des Wortes ein M e n s ch gewesen,

„und das heißt ein Kämpfer sein.“

Dieses Gefühl, daß hier ein Mensch sein Leben vollendet hat, dessen Wesen und Wirken der Gattung zur Ehre gereicht, der in all seiner Schlichtheit ein Schmuck und Stolz dieser mit so viel Entstellendem überladenen Erde gewesen, eine Gestalt, der Niemand, wie auch das Urtheil über die einzelnen Gaben seines Geistes lauten möge, Liebe und Verehrung weigern könne: dieses Gefühl wird mehr und mehr die Gemüther ergreifen und eine späte Sühne so langer Versäumniß herbeiführen. Wissen und Können, Witz und Liebe, Charakter und guter Wille finden sich vielfach unter den Menschen zerstreut, und wir lernen schon dafür dankbar sein, wenn nur die eine oder die andere dieser Gaben für den Mangel der übrigen entschädigt. Eine nachhaltige, den Tod überdauernde und mit den Jahren wachsende Wirkung wird nur dem Künstler vergönnt, der all jene Kräfte und Tugenden in seiner Natur vereinigt hat, oder mit anderen Worten, der, was er schuf, nicht aus dem Kitzel eines blos artistischen Vermögens, eines einseitigen Kunsttalents, sondern aus der Fülle seiner Persönlichkeit als eine Offenbarung seines inner-

sten menschlichen Kerns hervorbrachte. Die „zerstreuten Glieder des Dichters", die so lange im Dunkeln geblieben, treten hier zum ersten Mal gesammelt ans Licht. Jetzt erst wachsen sie zu einer vollen Gestalt von unverkennbarem Gepräge zusammen, und wir dürfen die Zuversicht hegen, daß die Umrisse dieser Erscheinung sich den Gemüthern auch der Fernerstehenden einprägen und aus dem liebevollen Gedächtniß des deutschen Volks nicht wieder verschwinden werden.

München, im October 1874.

P. H.



Lieder.



Widmung.

Oft in des Morgens klarer Frische,
Wann kräftig flammt der Seele Licht,
Entsteigt mir vor dem Aug' ein düstres Traumgesicht,
Womit ich Licht und Tag verwische.

Ich seh' mich selber, fern und dennoch nah,
Dahingestreckt, wie ich den Vater sah,
Mit weißen Bändern schaurig aufgeschmückt,
Die Lippen stumm, die Augen zugedrückt,
Und folge wie im Traum dem feierlichen Zug,
Der auch die Vorigen so hinunter trug.

Zerfließe, Nachtgebild! Und Luft und Morgenschein
Umrieselt mich mit vollen Lebensfluten!
Die Seele badet doppelt froh sich rein
So in des Geistes, wie der Sonne Gluten.

Und haben sie mich eingescharrt,
Dann, theures Wort, in dir sei meine Gegenwart!
Herüber sei die Geisterhand gereicht
Dem Wandrer, der gleich mir frisch durch die Berge streicht
Und in die Kühle, die so labend haucht,
Sein Leben taucht.

Laßt mich von hinnen.

Laßt mich von hinnen!
Haltet nicht länger!
Mir wird's im Herzen
Enger und bänger.
Qualm und Getümmel!
Flitter und Schmerz! —
Fliehe zu Wäldern,
Einsames Herz!

Hoch auf den Bergen
Athmen die Lüfte.
Stille, wie stille
Schlummern die Klüfte!
Himmel, wie trübe,
Wolken, wie schwer!
Mächte der Liebe,
Lebt ihr nicht mehr?

Ueber den Wolken
Lauschen die Sterne,
Hinter den Nebeln
Lächelt die Ferne.
Brich durch die Aengste,
Fliege, mein Muth!
Deine Gestirne
Führen dich gut.

Auf dem Berge.

Horch, wie die Abendglocken klingen
Das Thal hindurch, von Ort zu Ort!
Der Ostwind nahm auf sanften Schwingen
Die frommen Töne mit sich fort.

Er flog umher sie einzusammeln,
Trägt sie herauf zu unsern Höh'n
Und will mit tausend Zungen stammeln:
„Nimm hin; dir gleicht, was hold und schön!"

So linde kühlt mich sein Gefieder,
Es überquillt mein Herz so traut,
Da werden wunderbare Lieder
Und tausend Glockenstimmen laut.

Könnt' ich durch Zauber sie entsiegeln,
Ich rührte dich sanft tönend an
Und trüge dich auf ihren Flügeln
Durch lichte Wolken himmelan.

Stille.

Stille, stille!
Herz, bezähme diese Fülle,
Klopfe Keinem hörbar mehr!
Wie von Leid du bist zerrissen,
Braucht es Wer zu wissen?
Kümmert's ihrer Einen,
Sieht er diese Augen weinen?
Still, o Herz, und klage nicht so sehr!

Schweige, schweige!
Kehr in dich zurück und neige
Keinem, Keinem mehr dich zu!
Sieh, du bist schon halb gebrochen
In dem heißen Pochen!
Alle Andern schlafen;
Finde du auch deinen Hafen,
Finde trüben Frieden, öde Ruh'!

Auf der Mühle.

Ich sitz' auf der Mühle,
Da wird es mir wohl!
Es schüttern die Gänge
Tief unten so hohl.
Das bebt durch die Seele
Mit Schauer und Lust
Und weckt mir zu Tönen,
Zu Liedern die Brust.

Die Wasser, sie rauschen:
Grüß Gott und Komm mit!
Das liebliche Thälchen,
Es läßt mich ja nit.
Möcht' allzeit hier sitzen,
Die Felsen und Au'n,
Die waldgrünen Berge,
Die ernsten, zu schau'n.

Margretchen, mein Engel,
Kredenzt mir den Wein.
Ein Jährchen und drüber,
So könnt' ich sie frei'n.

Ach, lieben und sorgen!
Es wird nichts daraus.
Ich hab' ja nicht Heimath,
Nicht Hof und nicht Haus.

Und wie ohne Weilen
Die Welle hinschwebt,
Wie schüttert die Mühle
Und unter mir bebt:
So muß ich durch's Leben
Mit flüchtigem Gruß,
So zittert der Boden
Mir unter dem Fuß.

Lebewohl.

(Aus „Schiller's Heimathjahre".)

Der Mond ist hell, und kalt die Nacht,
Ich bin aus meinem Traum erwacht,
Und in dem weißen Geisterschein
Schreit' ich in's öde Land hinein.

Bald geht's noch weiter, schwer, wie schwer!
Und öder wird es um mich her.
Ich möchte bis an's End' der Welt,
Wo still ein Thau des Friedens fällt.

Mein Bleiben ist nicht dort, nicht hier:
Ach, meine Heimath war bei dir!
In deinen Liedern, deinem Blick
War meine Lust, mein Leid, mein Glück.

Und du? Du warst so ernst, so mild,
In deinen Augen war mein Bild,
In deinem lieben Angesicht:
In deinem Herzen war es nicht.

Du sahst mich kommen, sahst mich gehn:
Es war dir nur wie Windeswehn.
Nun, wie du willst, nicht, wie ich will!
Was hilft es! denn dein Herz bleibt still.

Der Wind fährt wild und traurig hin,
Er wär' so gern im Himmel drin,
Doch jede Pforte sagt ihm: geh!
Er rauscht vor Zorn, er stöhnt vor Weh.

Der Himmel, der sein Brausen hört,
Er lächelt blau und ungestört.
Dir allen Segen, alle Ruh!
Verzeih, du holder Himmel du!

Und zieh' ich aus zum letzten Mal,
Folgt mir ein Stern aus deinem Thal.
Da um den Berg, da geht es fern,
Und hinter mir versinkt der Stern.

Leb wohl und duld' es ungetrübt,
Daß dich ein stolzes Herz geliebt.
Ich gehe heimathlos im Schmerz:
Leb wohl, leb wohl, du stilles Herz!

Mein Schifflein.

Mein armes Schifflein trieb dahin
Auf öder Lebensflut.
Dem Winde gab ich meinen Sinn,
Den Wellen meine Glut.

Heut' folg' ich einem festen Pol,
Heut' zieht mich ein Magnet.
Mein Schifflein fährt so wohl, so wohl,
Seit Lieb' am Steuer steht.

Mein Schifflein, Muth! du trägst nun Zwei,
Nun stieg das Glück mit ein;
Die Heimath winkt, die Bahn ist frei,
Dort muß der Hafen sein.

Die Glocken der Vaterstadt.

Dort ruht im Abendstrahle
Die Stadt, die mich gebar.
Es klingen aus dem Thale
Die Glocken rein und klar.
O meiner Jugend Töne,
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede Saite nach.

Es sind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm,
Und treu dem frommen Locken
Zur heil'gen Stätte kam.

Und als die Meinen schieden,
That dieser Glocken Mund
Zur Ruh, zum ew'gen Frieden
Den ernsten Segen kund.

Drauf sprach zu einem Andern
Mein Lieb der Treue Wort.
Da trieben mich auf's Wandern
Die Hochzeitglocken fort.

Zuweilen, eine Beute
Von See und wüstem Sturm,
Vernahm ich das Geläute
Von meinem heim'schen Thurm.

Und nun, zurückgekommen,
Wie ist das Herz mir bang!
Niemand heißt mich willkommen,
Als euer ernster Klang.
O meiner Jugend Töne,
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede Saite nach.

Trinklied im Frühling.

(Italienische Melodie.)

Der Himmel lacht und heitre Lüfte spielen,
Der Frühling kehrt zurück in seiner goldnen Pracht;
Mit lautem Jubelsang wird hier im Kühlen
Der schönen Zeit ein volles Glas gebracht.
Die Treu' verklärt die fröhlichen Gesichter,
Die Freude thronet hier in ihrem Königshaus,
Die Lieb' entflammt die hellen Frühlingslichter
Und spannt den blauen Bogen drüber aus.

In rother Glut die Goldpokale funkeln,
Die Sonne schaut mit Lust nach ihrem Kind, dem Wein,
Und Geistertöne klingen durch die dunkeln
Gewölbe dieser Blütenbäume drein:
O seht die Schaar der kleinen Geister lauschen,
Die in der Tiefe sich mit holdem Feuer tränkt!
Wo ihres Meeres wildste Fluten rauschen,
Da sei die ganze Seele drein versenkt!

Der Strom des Lebens mag hinunter quellen,
Wenn nur die Trauben stets an seinem Ufer glühn
Und süße Augen auf die dunkeln Wellen
Verklärend ihre Sonnenblicke sprühn!
Drum wenn am Himmel heitre Lüfte spielen,
Der Frühling wiederkehrt in seiner goldnen Pracht,
Wird unter hellem Jubelsang im Kühlen
Der schönen Zeit ein volles Glas gebracht.

Nachruf.

(Für Lindpaintner geschrieben.)

Du gabst mir Träume, gabst mir Lieder:
Ich hoffte wohl, du gäbst mir mehr;
Allein die Stunde kehrt nicht wieder,
Auch wart' ich keiner Wiederkehr.

Du gehst, und alle Auen grünen,
O schönes Licht, in deinem Schein.
Das Stückchen Feld, das du beschienen,
Wird dir auf ewig dankbar sein.

Und doch, ich weiß es, wenn du ferne
Die Siegesbahn hinunter ziehst
Und Nebelwelten, stolze Sterne
Versengt von deinen Strahlen siehst,

Ich weiß, wenn in dem weiten Kreise
Dir Alles laut zu Füßen fällt —
Dir folgt ein Traum noch immer leise
Von meiner kleinen Friedenswelt.

Das Mondlicht scheint in Fülle.

(Portugiesische Melodie.)

Das Mondlicht scheint in Fülle,
Die Sterne funkeln sacht.
Wir wandeln froh und stille
Selbander durch die Nacht.

Und thauend über die Lande
Strömt von der Nacht Gewande
Und löset alle Bande
Des Schlummers süße Macht.

O Zauber ohne Ende,
So göttlich bist du nicht,
Als wenn mein Lieb die Hände,
Mir um den Nacken flicht.
Von jener goldnen Ferne
Wend' ich die Augen gerne,
Mir leuchten nur zwei Sterne,
Und doch mit hellerm Licht.

Schlummerlos rauschen . . .

(Sicilische Melodie.)

Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!
Den Gram zu bethören
Mit bebendem Ton,
O hör mich beschwören
Den zaubrischen Mohn!
Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!

Thränen schon stocken,
Umschleiert die Wimper fällt,
Selig zur Heimathwelt
Träume dich locken,
Aus düsterer Zelle,
Vom Tage so grau,
Zur murmelnden Welle,
Zur sonnigen Au.
Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!

Sieh, wilde Traube
Rankend zur Wölbung schwoll,
Duftiger Blüthen voll
Baut sich die Laube.
Die Sorgen verstummen
Im grünen Gemach,
Und Bienen durchsummen
Das glückliche Dach.
Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!

Wir feiern dich, sanfte Nacht.

(Irische Melodie.)

Wir feiern dich, sanfte Nacht!
Schreitend voll heil'ger Pracht
Wall' über Berg und Thal
Mit deiner Lampe Strahl.

Gib süßen Frieden stillem Schlummer,
Schenk lindernd Oel bethräntem Kummer.
Wer da wacht ohne Ruh,
Schließ ihm die Augen zu.

Doch der nach den Wolken starrt,
Hoffnungslos weint und harrt,
Einsamer Liebe Schmerz
Leg an dein Mutterherz.
Führ ihn auf deinem dunkeln Flügel
Um deine kühlbethauten Hügel,
Trag ihn am Wolkensaum
Aufwärts zum Sternenraum.

Wenn der Regen an die Fenster gießt.

Wenn der Regen an die Fenster gießt,
Schau' ich hinaus,
Wie mein Lieb mich durch die Scheiben grüßt
Im Nachbarhaus.
Zum Strom wird die Straße,
Der Himmel wird zum Meer,
Doch es fliegen die Blicke
Gleich Tauben umher.

Aber sieh nun, wie Sonne trägt
Ihr Lichtpanier
Und die siebenfarb'ge Brücke schlägt
Von ihr zu mir!
Und die Häuser, sie treiben,
Zwei Schiffe kühn und gut,
Unterm Bogen der Lieb' hin,
Auf goldener Flut.

O süßes Kind.

(Irische Melodie.)

O süßes Kind, du ahnest nicht,
Was uns, die Klugen, schmerzt.
Du siehst die Welt im Rosenlicht,
Wenn dich die Mutter herzt.
Das Blau des Himmels spiegelt sich
In deiner Augen Blau,
Das Paradies begrüßet dich
Aus jeder Frühlingsau.

Die Blumen und die Sterne gehn
Zu deiner Lust nur auf:
Noch sahst du Blumen nicht vergehn,
Kennst nicht der Sterne Lauf.
O süßes Kind, du träumest nicht,
Was uns, die Klugen, schmerzt.
Du siehst die Welt im Rosenlicht,
Wenn dich die Mutter herzt.

Des Sommers letzte Rose.

Nach Thomas Moore.
(Irische Melodie.)

Des Sommers letzte Rose
Blüht hier noch allein;
Verwelkt sind der Gespielen
Holdlächelnde Reih'n.
Ach, es blieb keine Schwester,
Keine Knospe zurück,
Mit erwidernden Seufzer,
Mit erröthendem Blick.

Ich will nicht, Verlassne,
So einsam dich sehn;
Wo die Lieblichen schlummern,
Darfst auch du schlafen gehn.
Und freundlich zerstreu' ich
Deine Blätter übers Beet,
Wo die Blätter, wo die Düfte
Deiner Lieben sind verweht.

So schnell möcht' ich folgen,
Wenn das Leben sich trübt
Und der Kranz süßer Liebe
Perl' um Perle verstiebt.
Sind im Tod all die Theuren,
All die Treuen gesellt,
Wer wollt' allein bewohnen
Diese nächtige Welt?

Stumm schläft der Sänger.

Nach Thomas Moore.

(Schottische Melodie.)

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauschet hat an andrer Welten Thor.
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
Und säuselt' auch wie ferner Quellen Klang.

Du schlummerst stille, schlummerst fest,
Indeß am Hügel wechseln Sturm und West,
Der Sturm, der dir den Schlachtgesang durchdröhnt,
Der Hauch, der sanft im Lied der Liebe tönt.

Oft, wann erbleicht der Sterne Pracht.

Nach Thomas Moore.

(Savoyardische Melodie.)

Oft, wann erbleicht der Sterne Pracht,
Im Mondlicht ruhn die Thäler all,
Lausch' ich vom Fenster in die Nacht
Nach einer Flöte Schall.
„O komm, mein Lieb!" so ruft mir jeder Ton mit Macht,
„O komm, mein Lieb! wie schnell verstreicht die Nacht!"
O, Wort und Rede, still,
Wenn Lieb' zu Liebe fleht!
Ihr gnügt ein holdverirrter Ton,
Den Liebe nur versteht.

In meine Laute greif' ich dann
Und schlage an den vollsten Ton.
Ob Niemand sie verstehen kann,
Er kennt die Sprache schon.
„Ich komm', mein Lieb!" ruft jeder Ton hinab mit Macht,
„Ich komm', mein Lieb! Dein, bis der Tag erwacht!"
O, Wort und Rede, still,
Wenn Lieb' zu Liebe fleht!
Ihr gnügt ein holdverirrter Ton,
Den Liebe nur versteht.

Der Vesperchor.

Nach Thomas Moore.

(Russische Melodie.)

Horch! die Wellen tragen bebend
Sanft und rein den Vesperchor;
Näher jetzt und näher schwebend
Rauscht er mächtig zu dem Ohr:
Jubilate Amen.

Ferner nun und ferner bebend
Sanft entschwindet er dem Ohr:
Jubilate Amen.

Wie die Woge mondhell kehret
Von dem Strande, stirbt's entlang;
Wie die Fluth sich wild empöret,
Schwillt und braust der Lobgesang:
Jubilate Amen.

Horch! jetzt, wie die Woge kehret
Von dem Strande, stirbt's entlang:
Jubilate Amen.

Leise spähn, ob Liebchen wacht.

Nach Thomas Moore.

(Portugiesische Melodie.)

Leise spähn, ob Liebchen wacht,
Die Sterne zum Geleite,
Heimlich wandeln in der Nacht,
Das liebste Kind zur Seite:
    Beim Kommen
    Beklommen!
    Welch Leiden
    Beim Scheiden!
Jugend, ach wie bald verbracht,
Wie kurz sind deine Freuden!

Wandern in die Welt hinaus,
Ins neue, fremde Leben,
Fahren zu dem Vaterhaus,
Von Lieb' und Lust umgeben:
    Welch Leiden
    Beim Scheiden!
    Beim Kommen
    Beklommen!
Jugendtraum, wie bunt und kraus,
Wie bald bist du verglommen!

Die Abendglocken.

Nach Thomas Moore.

(Russische Melodie.)

O horch, der Abendglocken Klang!
Wie dringt ans Herz ihr trauter Sang
Und spricht von Heimath, Jugendzeit,
Wo ich vernahm ihr fromm Geläut!

Manch froher Tag ist nun hinab,
Manch frisches Herze ruht im Grab
Und lauscht nicht mehr, in Freuden bang,
Der Abendglocken süßem Klang.

Und sink' auch ich zur stillen Ruh,
Dann läutet, läutet immer zu,
Und Andre gehn das Thal entlang
Und lauschen eurem holden Klang.

Wenn ich sterbe.

Nach Thomas Moore.

(Irische Melodie.)

Wenn ich sterbe, so wollt mein Herz
Zu meiner Liebsten tragen.
Keine Thräne und kein Schmerz!
Sie soll's nicht quälen mit Klagen.
Lieb' und Wein ward ihm gegeben:
Liebe sei auch dann sein Leben,
Und der Balsam der rothen Reben
Sein Bad in allen Tagen.

Hängt mein schweigendes Saitenspiel
Ans Thor der alten Halle!
Dort ja finden ihr traulich Ziel
Die müden Wanderer alle.
Rührt's ein verwaister Sänger wieder,
So denket mein, und gastlich, Brüder,
Lächelt ihm bei meiner Lieder
Trautem Widerhalle!

Dieser Becher, bei euren Freuden
Soll er blitzen und regnen!
Keinen Lippen, die Liebe meiden,
Soll er schäumend begegnen.
Doch wenn ein Knabe, warm ergeben,
Ihn auf der Liebsten Wohl wird heben,
Soll mein Geist im Weine schweben
Und jeden Tropfen ihm segnen.

Oft in der stillen Nacht.

Nach Thomas Moore.

(Schottische Melodie.)

Oft in der stillen Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,
Bringt vor'ger Tage Pracht
Ein süß Erinnern wieder,
Bringt Freud' und Leid
Der Jugendzeit,
Da Lieb' zu Lieb' gesprochen;
Der Augen Tag,
Der Herzen Schlag,
Die längst im Tod gebrochen.
So bringt in stiller Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,

Mir vor'ger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Der Freunde denk' ich da,
So innig einst gesellet,
Die ich vom Tode sah
Wie Laub im Herbst gefället.
Mir däucht's zu sein
So ganz allein
In öder Festeshalle;
Die Gäste fort,
Der Schmuck verdorrt,
Gelöscht die Lichter alle.
So bringt in stiller Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,
Mir vor'ger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Alle Lust hat Leid.

Nach Thomas Moore.

(Indische Melodie.)

Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.
Sternenschein vergeht,
Die Blume welkt im Keime,
Und so schnell sind auch verweht
Des Herzens liebste Träume!
Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.

Trau' der Freude nicht!
Nur Thränen sind ihr Ende.
Jede Stunde bricht
Entzwei die liebsten Hände.
Lieber bleibe fern
Im Dunkel ohne Schimmer,
Sieh nicht an den liebsten Stern,
Der dir verlischt auf immer!
Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.

Und ob Alles nur Trug ist und Schaum.

Nach Thomas Moore.

(Französische Melodie.)

Und ob Alles nur Trug ist und Schaum
Und schöne Stunden eilen im Flug,
Doch laß mir den seligen Traum,
Und ich habe des Glückes genug.
Du öffnest die Brust der jungen Lust,
Und ach, wie bald dein Glück entflieht!
Wie die Blume des Mai's, das erste Reis,
Am ersten auch verblüht.
Ja! nur Täuschung ist Alles und Schaum,
Und schöne Stunden eilen im Flug;
Doch laß mir den glänzenden Traum,
Und ich habe des Glückes genug.

Wie oft log ein täuschender Schein!
Wie oft betrog dich Lieb' und Treu'!
Doch Hoffnung, sie schlummert nicht ein
Und pflanzt die Blumen neu.

Wie die Spinne webt, am Blättchen klebt,
So am Herzen hält die Hoffnung aus.
Unermüdlich sie flicht, wenn's der Wind zerbricht,
Aufs Neu' ihr glänzend Haus.
Ja, ob Alles nur Trug ist und Schaum
Und schöne Stunden eilen im Flug,
Doch laß mir den seligen Traum,
Und ich habe des Glückes genug.

John Andersen.

Nach Robert Burns.*)

(Schottische Melodie.)

John Andersen, mein Herz, John,
Als man uns hieß ein Paar,
Wie war so glatt dein Antlitz,
So rabenschwarz dein Haar!
Nun ist es dünn und weiß, John,
Dem Winter wich der März:
Doch Segen auf dein kahles Haupt,
John Andersen, mein Herz!

John Andersen, mein Herz, John,
Zusammen ging's bergan,
Und manches traute Jahr, John,
Brach uns zusammen an.
Nun geht es Hand in Hand, John,
Gemach bergunterwärts,
Und drunten ruhn wir, Hand in Hand,
John Andersen, mein Herz.

---

*) Die dritte Strophe nach einem fliegenden Blatt von Glasgow.

John Andersen, mein Herz, John,
Sie zählen vierzig Jahr,
Seit du mir warst mein Herz, John,
Und ich dein Liebchen war.
Ich glaub's nicht halb so lang, John,
Sie treiben ihren Scherz:
Mir deucht's ein Jährchen und nicht mehr,
John Andersen, mein Herz.

Senkt die Gefall'nen hinab.

(Neapolitanische Melodie.)

Senkt die Gefall'nen hinab!
Brüder, ihr Tag ist gethan.
Ueber dem blutigen Grab
Hebet das Trauerlied an:
Nun ist die Fessel gesprengt,
Die sterbend ihr Heldenmuth brach,
Doch an den Lebenden hängt
Nimmer verlöschende Schmach.

Schande, sie lässet nicht ab,
Folgt auf den Meeren uns nach,
Ueber dem friedlichen Grab
Hebt sich ein Denkmal der Schmach.
Nimmermehr finden wir Ruh;
Dem Volk, das die Ehre verlor,
Schließet auf immer sich zu
Selber das himmlische Thor.

Wird nicht verlöschen der Fluch?
Wird nicht frohlocken das Recht?
Wird aus dem ewigen Buch
Schwinden ein tapfres Geschlecht?

Wann grünt im dorrenden Feld
Aufs Neu' der erstorbene Baum?
Wann wird geboren der Held,
Den uns verkündet ein Traum?

Laßt uns zu Wüsten entfliehn,
Wo uns kein Auge mehr sucht!
Aber die Hoffnung wird ziehn
Tröstend mit uns in die Flucht.
Senkt die Gefall'nen hinab,
Ihr Werk ist, ihr Leben gethan:
Ueber dem einsamen Grab
Schweige die Klage fortan.

Klage des Abenceragen.

Von Chateaubriand.

Comp. von Robert v. Hornstein.

Der König Don Juan
Sah einstens auf dem Plan
Am Fuße der Nevada
Die reizende Granada.
Er sprach mit heißem Sehnen:
Mein Herz will ich dir geben,
Du Holdeste der Schönen,
Und meine Hand daneben.

Nimm meine Hand und, ja!
Sevilla, Cordova,
Die Zierden meiner Krone,
Nimm dir zu Pfand und Lohne.
Geschmuck und Perlenketten
Und jede reiche Habe,
Willst du dich zu mir betten,
Sei deine Morgengabe.

Granada sprach mit Hohn:
Herr König von Leon,
Ich gab, kann's nicht verschweigen,
Dem Mauren mich zu eigen.
Behalt die Herrlichkeiten!
Ich habe Schmuck nicht minder,
Den Gürtel um die Seiten,
Dazu auch schöne Kinder.

So sagtest du zur Stund,
So heuchelte dein Mund.
Schreit ewig Schmach und Leide!
Granada brach die Eide.
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr im Haus geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Nicht mehr auf schatt'ger Bahn
Trägt das Kameel fortan
Zum Grab an der Piscina
Den Hadschi von Medina.
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr des Lands geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Alhambra, Wunderhaus,
Ihr Tempel stolzen Bau's,
Du holde Stadt der Bronnen,
Du grüne Au der Wonnen!
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr des Reichs geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Vermischte Gedichte.



Pilgerfahrt.

So nehmt mich hin, ihr Lebenswogen,
Ganz habt ihr mich in eurem Reich!
Der Himmel ist mir nicht gewogen,
Doch festen Sinnes folg' ich euch!
So zieht mich von dem schönsten Port,
Von meinem süßen Märcheneiland fort.

Das Herz noch voll von holden Träumen,
Die ich voll Liebe hegen will,
Durch das Getümmel ohne Säumen
Treib' ich vorüber frei und still;
Da trifft auch wohl ein Klang mein Ohr,
Den mir mein Eiland zugetönt hievor.

Ein Blick, den ich zu kennen meine,
Grüßt heimlich hold und zündet schnell;
Ein Wort tritt aus dem Dämmerscheine,
So fremd und doch so traulich hell.
Dann denk' ich: Die sind auch verbannt,
Flüchtlinge sind sie, lieb und wohlbekannt.

Einmal vom sel'gen Göttertranke
Labt' ich mit vollem Zug dies Herz;
Nun segl' ich fort mit sanftem Danke,
So ohne Wunsch, so ohne Schmerz,
Genießend, was mein Herz mir beut,
Und sinnend über meine Einsamkeit.

Da seh' ich, an den Mast gelehnet,
Wie sich die Ferne grau verhüllt,
Und Wolken, ahnungsvoll gedehnet,
Ein ros'ger Dämmerschein umquillt.
Vielleicht nach weitgefurchter Bahn
Land' ich in einem stillen Ocean.

Winternachtstraum.

In einer schweren Nacht
Hab' ich geträumt viel Schmerzen,
Von eines Grabzugs Pracht,
Von düstern Leichenkerzen.

Die Liebe lag im Sarg,
Im weißen Todtenkleide.
Ihr liebes Antlitz barg
Die dichte, schwarze Seide.

Und Schatten, unzählbar,
Sah ich leidtragend wandern;
Der letzt' ich selber war
Und folgte stumm den andern.

Auf kahlem Haideland,
Dahin wir uns gerichtet,
In weiter Oede stand
Ein Holzstoß aufgeschichtet.

Die Bahr' hinauf man trug,
Gefügt aus schwarzem Stamme,
Und um die Leiche schlug
Züngelnd empor die Flamme.

Nun regten sich die Reih'n
Der stummen Todtengäste,
Und Jeder warf hinein
Was er besaß das Beste.

Ich hatte nur mein Herz.
Die Glut empfing's, die hohe.
Da flammte himmelwärts
Die wilde Todtenlohe.

Auf stieg sie als ein Stern,
Den sah ich lange funkeln,
Und wie er schwand so fern,
Lag ich erwacht im Dunkeln.

Erwacht? Ich weiß es kaum:
Seit jenem Nachtgesichte
Wandl' ich, ein wacher Traum,
Umher im Sonnenlichte.

Im Weinberg.

1834.

Die du grünst um meine Klause,
Junge, hoffnungsvolle Rebe,
Da ich selbst in Jugend brause,
Selbst in goldner Hoffnung schwebe:

Ist's mein Ahnen, ist's mein Glaube,
Daß wir beide Liebevollen,
Ich und deine zarte Traube,
Blutsverwandte werden sollen.

Darum laß uns von der Flamme
Dieses Sommers Glut erlangen,
Wie Milchbrüder aus der Amme
Ein verbundnes Sein empfangen.

Durchgeglüht in allen Säften,
Reifen wir zum Herbst allmählich,
Im Gefühl von hohen Kräften
Schmerzensreich und thränenselig.

Endlich sterben Schmerz und Wonne,
Fällt das grüne Laub der Reben,
Flieht die heiße Sommersonne
Und der Jugend frisches Leben.

Junger Wein, der Weg zur Würde
Geht durch Leiden dir und Klagen,
Und auch ich muß meine Bürde,
Erd' und Himmel muß ich tragen.

Hat im gährenden Bewegen
Sich geläutert jede Welle,
Wogen wir dem Ziel entgegen,
Ruhig, rein und spiegelhelle.

Nachts, wann leise niederflammen
Nur des Himmels ferne Lichter,
Glühn und duften wir zusammen,
Und du segnest deinen Dichter.

Einer Mutter.

Ein Veilchen, noch beträuft vom Thau,
Das Lieblingskind der jungen Au,
Das du mit frohem Sinn gepflückt
Zum Kranze, der das Zimmer schmückt,
Es welkt dir wohl zuerst im Strauß,
Mit Leide trägst du es hinaus.
Doch füllt noch stundenlang hernach
Sein Düften lieblich das Gemach.

So von der Blume süß und lind,
Von deinem abgeschiednen Kind,
Soll dir der Liebe frischer Duft,
Der nicht verdumpfet in der Gruft,
Lebendig, ob auch ungesehen,
Beständig mild ums Herze wehen.

Maulbronn.

Dich, entlegnes, stilles Kloster, das mich heimisch einst umfing,
Seh' ich oft im Geiste wieder hinter deinem Mauerring.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.

In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Golde ruh'n,
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, wie ich sie entziffre, stolz.

O wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort im halben Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist
versäumt,
Habe, wie die Siebenschläfer, manch Jahrhundert durch-
geträumt.

Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen
Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal
und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfrischt.

Meine Flöte blies ich Abends, einsam, nicht allein, im Wald,
Denn Eidechschen kamen lauschend, und so fand ich Kenner
bald.
Dann im Kreise der Genossen ward manch Wagniß aus-
geführt;
Ob es wohl als Heldensage deine grauen Mauern ziert?

Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doktor
Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust,
Wie wir eine Hütte bauten, sie bewohnten mit Gesang,
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.

Aber Nachts, wann Alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe
Licht,
Wühlend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich
nicht.
Doch es kam ein Frühgewitter über meinen Lebenstraum,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Saum.

Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz
zugleich,
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben
reich!
Und in manchem leisen Liede löst' ich dunkeln Herzensdrang,
Das in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch ver-
klang. —

Schönes Thal, du liegst mir ferne, eine stille Siedelei,
Dran mich kaum auf raschen Schwingen einsam trägt mein
Weg vorbei.
Aber, Wiege meines Herzens, meines Geistes, Segen dir,
Segen deiner Söhne jedem, dem die Seele flammt wie mir!

Mein Bett.

Sie riethen mir, mein Bette zu verkaufen,
Um aus dem Hafen leichter an Ballast
Und schwerer an des Gelds erwünschter Last
Ins ungewisse Meer der Welt zu laufen.

So schnöden Handel möge Gott verhüten!
Ja müßt' ich sätt'gen mich mit trocknem Brod
Und Wasser trinken für die höchste Noth,
Nie wär' mir's möglich, feil dies Bett zu bieten.

Eh' wollt' ich furchtsam um die Ecken schlüpfen
In abgetragnem Rock, zerfetzten Schuh'n,
Eh' ich dies Lager könnte von mir thun,
Dran sich so viel Erinnerungen knüpfen.

Ich zählte vierzehn, als ich von den Herden
Der Heimath, aus der Mutter zarter Macht,
Mit ihm in fremde Hände ward gebracht,
Ein nützlich Glied der Welt dereinst zu werden.

Des Knaben Wachsthum ward belauscht am Besten
Von diesen Kissen, ach! und mancher Traum,
Der wesenlos verrann zu Trug und Schaum,
Von Freiheit, Menschenglück und Völkerfesten.

Sie wahrten Schwüre, feierlich geschworne,
Und sogen, leis verbergend, Thränen ein
Um dieses Lebens undankbare Pein,
Um todte und um lebende Verlorne.

Dies Bett war der verschwiegene Vertraute,
Der meinen Kummer, meinen Zorn vernahm,
Da ich mit Beben, sehnsuchtsvollem Gram
In eine liebeleere Zukunft schaute.

Wie warf ich oft, mich von der Welt zu trennen,
Vertraulich diesem Freund mich in den Arm,
Vergnügt, wann ich verborgen lag und warm,
Noch Etwas treu, noch Etwas mein zu nennen! —

Und hab' ich, froh, bald Alles zu vergessen,
Niemals beschwert von lästigem Gepäck,
Wohl schnelle wie des Pfeiles Flug zum Zweck
Des Lebens staub'ge Bahn zuletzt durchmessen;

Kühlt mich der letzte Freund mit eis'gem Oden,
Und nimmt, Ruh' gebend nach dem bangen Lauf,
Mein Bett den letzten meiner Seufzer auf,
Dann sterb' ich doch auf eignem Grund und Boden.

Das schöne Kind.

Laß dich küssen, kleine Dirne
Mit dem holden Angesicht!
Solche Lippen, solche Stirne
Sah ich all mein Leben nicht!

Bist du wohl ein Elfenkindchen,
Heimlich kommen aus dem Berg,
Und ein Kuß von deinem Mündchen
Macht auch mich zum art'gen Zwerg?

O so komm und laß dich küssen,
Gib mir, Liebchen, gib die Hand,
Und zu seligen Genüssen
Fliehn wir in dein Wunderland!

Aber ach, mir sagt die Seele:
Dieses holde Angesicht,
Diese Lippen ohne Fehle,
Diese Stirne klar und licht,

Diese Haare, reich und flachsen, —
Alles, ach! vergeht geschwind,
Und die Elfe wird erwachsen
Zum gemeinen Menschenkind.

Solche träumerische Blüthe
Schwindet, wie ein Traum verweht,
Wie im reifenden Gemüthe
Lieb' und Güte untergeht.

Drum, so lang der Zauber dauert,
Laß mich schlürfen seinen Schaum,
Träumen, ganz von Geist durchschauert,
Einen kurzen Elfentraum.

Wenn dereinst, in langem Säumen,
Farblos deine Tage sind,
Schafft vielleicht die Nacht in Träumen
Wieder dich zum Elfenkind.

Laß dich küssen, süße Dirne,
Und ich will von hinnen gehn!
Solche Lippen, solche Stirne
Werd' ich niemals wiedersehn!

Die Lieb' ist kein Handschuh.

Die Lieb' ist kein Handschuh, mein herziges Kind,
Man tauschet und wechselt sie nicht so geschwind.

Bleib du nur dem alten Herzliebsten getreu:
Du liebst ihn noch immer, ich sag' es dir frei.

Du kannst bei mir sitzen, ich singe dir vor,
Doch geht er vorüber, wie spitzt sich dein Ohr!

Und steht er am Abend vorm Haus an der Schwell',
Wie fliegst du die Treppe hinunter so schnell!

Nur Eins hat die Lieb' mit dem Handschuh gemein:
Sie kann wohl zerreißen, drum hüte dich fein!

Mein Handschuh, der riß mir so schmählich entzwei,
Da ist es mit Flicken und Stücken vorbei.

Nun liegt er im Kasten bei Band und bei Tand,
Und kommt mir kein andrer so bald an die Hand.

Märznacht.

März, des Lenzes träumerischer Erstling,
War bei Nacht gekommen, leise rauschend,
Zarte Tropfen schüttelnd von den Flügeln,
Und ich stand, den holden Gast zu grüßen,
Spät am Fenster noch mit meinem Liebchen.
Leicht auf meiner Schulter lag ihr Köpfchen,
Um die Hüfte war ihr Arm geschlungen,
Und so schaute sie mit mir durchs Fenster
In den Garten, der vom Mond erhellt war.
Draußen aber tropft' es klopfend nieder,
Und im Laub, das schon den Bäumen grünte,
Lag es blinkend, wie erschlossne Augen.
Nun auf einmal regen sich die Blätter,
Los' und leise schlägt es an die Scheiben,
Und behende will mein Liebchen öffnen.
Doch ich hielt den runden Arm zurücke,
Zog ihn an den Mund, und küssend sagt' ich:
Nur Geduld, du kleine süße Neugier!
Streng verboten ist's, hinaus zu schauen;
Weißt du nicht, daß heut das stille Völkchen
Lauschend geht an die verborgne Arbeit?
Frühlingsgeisterchen, die zarten Elfen,
Sind die ganze Nacht hindurch beflissen,
Aus den Bäumen Laub herauszuspinnen
Und dazu die Fingerchen zu netzen

In dem Regen, der so warm herabrinnt.
Weiter noch verstehn sie aus dem Laube
Junge Blüten auszuzupfen, künstlich
Sie zu färben mit der Sterne Silber,
Gold des Mondes und dem Blau des Himmels.
Denn zwei hohe Feste gibt's im Jahre,
Die erblühn für uns und für die Kinder:
Erst die Weihnacht, wo die Engel schaffen
Und der schönen Gaben viel bescheren,
Spiel den Kindern, uns des Schauens Freude;
Dann die Lenznacht, die da ist den Elfen
Anvertraut zu heimlicher Beschickung.
Warte, morgen früh wird uns im Lichte
Die Bescherung keck entgegen strahlen,
Und die Elfen sitzen dann im Laube,
Blinzen aus dem Thaue nur verstohlen
Und erfreun sich unsrer Ueberraschung.
Darum soll sie Niemand jetzt belauschen,
Denn ihr Lohn ist, daß wir uns verwundern.
Und wenn du das Fenster würdest öffnen,
Schwebten sie verdrießlich fort und ließen
Uns den armen März, mit dem sie kamen,
Hilflos draußen in den Bäumen hangen,
Und der Lenz, der heuer uns so früh kommt,
Würde dann durch deine Schuld verspätet.

Liebchen sah an mir empor mit Lächeln:
Lange blieben wir noch sinnend stehen,
Schauten durch die Scheibe, Wang' an Wange,
Durch ein Guckloch in das Land der Wunder.

Liebe.

Ja, Lieb' ist stärker als die Welt:
Das Eine steigt, das Andre fällt,
Doch Liebe wird nicht wanken.
Die Lieb' ist alt und endet nicht,
Ihr Feuer stammt vom Himmelslicht:
Und kennet keine Schranken.

Ja, Liebe kann auf Bergeshöh'n,
Kann unter Meereswellen gehn
Und wird von nichts bezwungen:
Und reißt sich Herz von Herzen los,
So steigt sie in des Grabes Schooß
Und hält ihr Gut umschlungen.

Ja, Liebe wohnt nicht hier allein,
Und was uns scheint geraubt zu sein,
Ihr kann es nicht entschwinden:
Sie fliegt durch alle Himmel hin
Und ist ein seliger Gewinn,
Ein ewig's Wiederfinden.

Heimliche Zusammenkunft.

Bei dem lieblichsten Geschäfte
Hab' ich lange Zeit verwacht;
Jetzt ermüden meine Kräfte,
Und es naht die Mitternacht.
Doch dem Schlummer wehr' ich gerne,
Der mir schon die Augen drückt,
Denn mein Geist weilt in der Ferne,
Ist zu dir, mein Lieb, entrückt.

Liegst, des Tages herzlich müde,
Wohl schon lang in guter Ruh,
Und es deckt ein milder Friede
Deine braunen Augen zu.
Holde bunte Träume gleiten
Spielend dir um Aug' und Ohr,
Und sie führen jene Zeiten
Und den Freund dir wieder vor.

Schließt euch, schließt euch, Augenlider,
Laste, lieber Schlaf, auf mir,
Daß auch mich des Traums Gefieder
Schnell hinüberträgt zu ihr.
Wie mit sanftem Sausen leise
Nachtluft streift die todte Welt,
Nach befreiter Geister Weise
Sind wir still und fromm gesellt.

Das geritzte Kind.

Weinend ins Zimmer kam die zierliche Kleine gesprungen:
Mutter, ins Fingerlein hat mich gestochen ein Dorn!
Zieh ihn heraus! o weh, er ist stecken blieben! — Die Mutter
Mit wundärztlicher Kunst springt der Beschädigten bei.
Aber das Kind reibt scheltend das blutige Pünktchen; noch immer
Meint es zu sehen den Schmerzbringer, den häßlichen Dorn.
Warte, wenn Amors Pfeil einst bittersüß dich verwundet,
Stille, wie stille dann wirst du, mein Engelchen, sein,
Wirst zur Mutter nicht springen, nicht lecken wider den Stachel,
Der doch tiefer als hier, tief in dem Herzen dir sitzt.

Die Rede.

Es steht in alten Sagen,
Daß strengen Zauberbann
Ein Wort, ein herzlich Fragen
Allmächtig brechen kann.

So wird im Lied gescholten
Der Held vom heil'gen Gral,
Der, da sein Wort gegolten,
Nicht hob des Oheims Qual.

Den Bann hätt' er gebrochen,
Errungen Kron' und Reich,
Hätt' er ihn angesprochen:
Mein Wirth, was wirret Euch? —

Ein Ritter flog mit Zagen
Am Berg der Lorelei,
Nicht achtend ihrer Klagen,
Auf schnellem Roß vorbei.

Ihr hättet mich errettet,
So rief der Geist voll Leid,
Wenn ihr gerufen hättet:
Gott helf' dir, arme Maid! —

Siehst du, daß Einer trauert,
So geh und red ihn an.
Kein Herz ist so vermauert,
Daß Nichts ihm nahen kann.

Denn Red' und Antwort geben,
Das schließt der Menschen Bund.
Wie flüchtig ist das Leben!
Wie bald verstummt dein Mund!

Der Mensch hat nichts so eigen,
Als Red' aus treuer Brust.
Dem Steine laß das Schweigen,
Es macht ihm wenig Lust.

Aus der Heimath.

Aus der Heimath, aus der Heimath
Will ich nicht zu Fuße wandern,
Denn der Fuß, unwillig würd' er,
Zaudernd über die Grenze schreiten.
Nicht im Wagen will ich fliehen,
Denn die eigensinnigen Rosse,
Wenn sie fremde Luft nun wittern,
Schnaubend möchten sie sich wenden,
Mich im Sturm zurücke tragen,
Ach, und ich, mit schlaffen Händen
Würd' ich in die Zügel greifen.
Treibe, Fluß, auf schwanker Fähre,
Treibe du mich so hinunter,
Well' auf Welle fühllos drängend,
Zwischen himmelhohen Ufern,
Wo man nirgends landen kann.

Der Dichter.

Der Dichter ein Apostel ist,
Deß Sendung nur er selbst ermißt.
Er trägt sein Evangelium
Getrost in dieser Welt herum,
Mit seiner Epistel voll Ernst und Scherz
Zielt er auf jedes offene Herz,
Und wo man ihn nicht hören will,
Nach seinem Stabe greift er still,
Schüttelt den Staub mit gelassenem Sinn
Von seinen Füßen und zieht dahin.
Er muß gehorsam weiter gehn,
Darf nicht am Lebensmarkte stehn,
Nach Eltern, Brüdern, Schwestern sehn,
Auch legt er nie, bis an sein Grab,
Das Zeugniß ohne die Marter ab.
Dafür ist ihm in der Ewigkeit
Ein Sitz und goldener Stuhl bereit.

Einsamkeit.

O längst ersehnte Einsamkeit,
Wie machst du mir das Herz so weit!
Wie ist es rings so still um mich,
Nur daß noch fern ein Vogel schreit
Und eine Taub' ins Zimmer sieht,
Mit Neugier und mit Furcht im Streit.
Wie bin ich jetzt so ungestört,
Wie bin ich von der Welt so weit!
Wie ist vergessen jetzt die Uhr,
Die kleine Krämerei der Zeit!
Wie bin ich jetzt zu ernstem Thun,
Zu allem Tüchtigen bereit!

Jugendbitte.

Was braucht es weiter vorzusehn in Tagen und in Stunden,
Als daß der Gott in jedem Schlag des Pulses werd' erfunden?
Ja, gib den Geist mir, Herre Gott, in Stunden und in Tagen,
Und wenn ich ihn gewaltig spür', so hilf mir ihn ertragen.
Lehr mich erkennen jedes Wort, das aus der Quelle springet,
Ja, was ich selber blindlings red', gib, daß es mich durchdringet,
Und was mir einmal hat geblitzt, das wahre mir zur Leuchte,
Auf daß es auch den Pfad erhellt, der mir umnachtet däuchte.
Laß mich erringen unverwandt, wozu ich bin berufen,
Und führst du mich zu deinen Höh'n, gewähr mir feste Stufen.
Der Worte Trugkunst will ich nicht, ja, mach mich lieber blöde,
Daß desto mehr ich innerlich mit dir mich unterrede.
Gib mir der Liebe Feuerkraft, die Feuerkraft des Weines,
Und werd' ich nie ein großes Licht, so sei ich dir ein reines!

Alt und Neu.

Du sinnst, und möchtest etwas Neues sagen?
Der Wahn ist eitel, blas' dein Lämpchen aus,
Denn Alles ist gesagt seit alten Tagen.
„So muß ich denn verzichten und verzagen?"
Auch das nicht. Baut man doch das neue Haus
Vom gleichen Holz und Stein, womit man baute,
Seitdem die Sonn' auf neue Häuser schaute,
Und wenn ein neu Geschlecht drin wohnen kann,
So lobt's den Steinmetz oder Zimmermann.
Auch Holz und Stein, sie wachsen immer neu
Im grünen Wald, im grauen Berggebäu.

So nimm den Stoff und brauche deine Waffen,
Dem alten Inhalt neue Form zu schaffen:
Da wirst du nimmer enden, nimmer darben.
Jahraus, jahrein, mit Düften und mit Farben
Das gleiche Wort: „Ich blühe!" spricht der Lenz.
Das Leben selbst ist eine Reminiscenz.

Stufen der Menschheit.

Am kühlen Abend ging ich aus,
Ein Betteljunge stand vorm Haus,
Dem warf ich zu, voll Gnad' und Hulden,
Den letzten Kreuzer vom letzten Gulden.

Da schlendert' ich ins grüne Feld,
Bedachte so den Lauf der Welt,
Und wie der Knab' im Bettelkleide
Mit seinem Kreuzer mich wohl beneide.

Dann dacht' ich an den reichen Mann,
Von dem ich meine Gulden gewann.
Ich konnte sie behaglich zählen,
Ihm mocht's an seinen Dukaten fehlen.

So ging ich im Gedankenlauf
Der Menschheit Stufen ab und auf:
Wir sind am End' nicht mehr nicht minder —
Wohl allzusammen Bettelkinder.

Diesseits und Jenseits.

Ich stand auf einem Berge
Und sah hinab ins Thal;
Die Städte schienen klein, die Menschen fast wie Zwerge,
Das trieb sich auf und ab im warmen Sonnenstrahl.

Ich sah auf ihre Lust mit Schmerz.
Mich zog's, wie Land den Seemann auf dem Maste,
Zur warmen kleinen Welt; ein tiefes Heimweh faßte
Mein einsam unbefriedigt Herz.
Und als ich nun hinunter kam,
Rief Einer aus voll Neid und Gram:
Wie vieles hätt' ich drum gegeben,
Mit dir so frisch und frei in jenen Höh'n zu schweben
Und in das Thal, das dumpfe Nebel drücken,
Auf diese arme Welt mit Götterruh zu blicken!
Die Arme kreuzt' ich, schüttelte den Kopf
Und ging ins Schauspiel, mich zurechtzufinden:
Da braust' und brudelt' es, wie auf dem Herd ein Topf;
Erwartend, wann der Vorhang würde schwinden,
Umdrängte sich das Haus, die Ungeduld ward laut,
Sie hätten gern in jene Welt geschaut.
Und als ich nach dem Vorhang sah,
War dort ein rundes Loch mit Kunst hineingeschnitten,
Und schärfer hingeblickt, war auch ein Auge da,
Das mustert' uns auf allen unsern Tritten.
Natürlich, für des Mimen Blick
Ist das Geheimniß hinter der Musik.
So fehlt' es beiden Theilen in dem Haus:
Wir sahn hinein und Jene sahn heraus.
Und in des Lebens weitem Kreise
Fand ich die Menschen in derselben Weise:
Sie schienen alle mir mit Fluchen und mit Thränen
Nach einem Jenseits sich zu sehnen.

Der Schmerz der letzten Stunde.

Worte eines Greisen.

Es grünt der Wald, es blühn die Matten,
So wie's von Anbeginn geschehn:
Laß uns hinaus in frische Schatten,
Mein abgestorbnes Leben, gehn!

So lag ich in der Jugend Träumen,
Nicht sinnend um des Lebens Ziel,
Vergnüglich unter Zauberbäumen
Und trieb mit bunten Bildern Spiel.

Nun fließen wieder meine Thränen
Um das verlorne Liebesglück,
Doch meinen Seufzern, meinem Sehnen
Kehrt nimmer jene Zeit zurück.

Wohl seh' ich noch die dunkeln Haare
Vorüberwehn im leichten Flug,
Doch in der schweren Last der Jahre
Verschmäh' ich auch den schönsten Trug.

Die ihr, o riesengroße Eichen,
So manch Jahrhundert schon ergrünt,
Ihr schautet stets dieselben Leichen
Und nie den alten Schmerz gesühnt.

Nach euch will man die Jugend nennen,
Die mich so magisch einst berauscht;
O laßt es nie mehr mich erkennen,
Wie Treu' um Treue wird getauscht!

Wozu, daß Herzen solches Hauches
Mit hohler Liebe sich erfreu'n
Und, zu genießen ihres Rauches,
Die Körner auf die Kohle streu'n?

Wozu, daß Staaten stehn und fallen?
Daß Sonnen auf- und niedergehn? —
Gleich gut in weite Schlummerhallen
Könnt' ich gebannt die Menschheit sehn. —

In mir auch hat es heiß gegohren,
Des Wesens Grund hab' ich gesucht:
Auf Formeln hab' ich oft geschworen,
Und öfter hab' ich sie verflucht.

Vom Guten räthselt' ich, vom Uebeln,
Der Antwort ward mir nicht Gewähr;
Die brauch' ich nicht mehr zu ergrübeln,
Denn keine Frage stell' ich mehr.

Laß ab, ins Innerste zu streben,
Die Fragen gehn auf irrer Spur:
Ein Windeswehn, ein Nebelweben,
Das ist die Menschheit, die Natur! —

Was frommt es, kunstreich nachzuschildern,
Was nicht vom Lebensmarke quoll?
Die Kunst wankt in den trüben Bildern
Und weiß nicht, was sie spiegeln soll. —

Den Tod in wolk'ger Fern' erspähe,
Die augenlose Grau'ngestalt,
Unwissend, was, warum er mähe, —
Wie seine Leichen, starr und kalt.

Frag ihn, wann deine Pulse stocken:
Was ist die Nacht? Der Strahl des Lichts?
Was deutet wohl der Schall der Glocken?
Und was ist Etwas? was ist Nichts?

Die Schatten, die er sich erbeutet,
Führt er zur Ruhe sie? Die Hand,
Die fleischlos, starr nach drüben deutet,
Ist für zwei Welten sie ein Band? —

Das Nebelbild, in leichtem Schaume,
Zum Abgrund Ewigkeit zerrinnt:
Was bleibt zurück von deinem Traume,
Da sich zum Ziel dein Leben spinnt?

Ein grauer Dunst, der Gottheit Mantel,
Und unter ihm ein tiefes Grab.
Dies heilt die Bisse der Tarantel!
Hier streif dein welkes Leben ab!

Der Dichter im Sturm der Zeit.

Nach V. Hugo.

„Fern treibt der Wind mit rauhem Flügel
Die Eichel, die vom Zweige fiel;
Er peitscht als Eiche sie am Hügel,
Er peitscht im Meere sie als Kiel.
So folgt auch uns des Schicksals Ruthe:
Nicht öffne, Kind, in trunknem Muthe
Dem Leid der Welt dein leidvoll Herz.
Wir brauchen, Menschen oder Engel,
Die Reue für die eignen Mängel,
Die Thränen für den eignen Schmerz.“

Wie? Mein Gesang, er wär' vermessen?
Sollt' ich in dieser grausen Zeit
Der Brüder Todesschrei vergessen,
Nichts fühlen als mein selbstisch Leid?
Nein, nein, dem Dichter ist's beschieden,
Der Armen Trost zu sein hienieden,
Frei ihren Fesseln zugesellt.
Die Leier hoch als Schwert erhoben,
Stürzt er sich in der Völker Toben,
Wie Orpheus in die Unterwelt.

„Er hat den ew'gen Finsternissen
Ein Stündchen ihren Raub geraubt:
Du läßt die Hymne vom Gewissen
Ertönen ob der Frevler Haupt.
Wie, blendet Stolz dir die Gedanken?
Kampfrichter trittst du in die Schranken,
Du Neuling in des Kampfes Reih'n?
Ein Rüger noch im Grün der Jugend!
Laß, eh du glaubst an deine Tugend,
Erst älter deine Unschuld sein."

Wenn übermächtig, frei von Buße,
Zum Python das Verbrechen schwoll,
Dann zur Erinnys wird die Muse,
Und nach dem Köcher greift Apoll.
Dem Gott, der mich beseelt, vertrau' ich
In Demuth, und nicht vorwärts schau' ich,
Was meinem reinen Leben droht.
Ich bleib' an meinen Stern gekettet:
Das Segel reißt der Sturm, — doch rettet
Sich auf dem Segel der Pilot.

„Die Menschheit stürzt in Angst und Grausen,
Dein Lied ist ihr kein Rettungsstern.
Wozu mit ihr hinunter brausen,
Vom milden Blau des Himmels fern?

Und darfst du deines Lebens Rose,
Uneingedenk verwandter Loose,
Entblättern schon im Morgenlicht?
Sei karg mit deinen flücht'gen Tagen!
Kind, wird dich keine Mutter klagen?
Dichter, kennst du die Liebe nicht?"

Was ich geliebt, wird nie verderben;
Verlaßne nimmt der Himmel hin.
Wer lieben kann, der kann auch sterben,
Denn reine Lieb' erhöht den Sinn.
Der Dichter bei des Frevels Walten
Wird zu den edlen Duldern halten,
Er preist sie und erwählt ihr Theil;
Entzündet von der Heldenfeier,
Weiht er den Opfern seine Leier
Und seinen Nacken ihrem Beil.

„Einst sagt man daß mit Seherblicke
Der Dichter in die Ferne drang
Und ihre künftigen Geschicke
Der bangen Welt zur Leier sang.
Du aber, was willst du ihr lallen?
Du bist, wie sie, der Nacht verfallen:
Der Himmel zürnt und trauert schwer;
Der Saiten Zauber ist geschändet,
Die Muse ist verstummt, geblendet
Und weiß von keiner Zukunft mehr."

Wer sich vom Gotte weiß geleitet,
Dringt kühnlich in der Zukunft Graus,
Denn wenn er in den Abgrund schreitet,
So mißt er seine Tiefen aus.
Die Pein des Opfers ist ihm keine:
Er weiß ja, daß durch sie der Reine

Das Glück des Lasters sühnt vor Gott.
Der Bluttag drückt des Sehers Stempel
Ihm auf; der Kerker wird zum Tempel,
Zum Dreifuß wird ihm das Schaffott!

„Wärst du ein Kind des ewig klaren
Landes der Myrth' und Aloë,
Nicht ahnend, was du hier erfahren,
Von Herzeleid und Erdenweh!
Dort leuchtet ohne Qual und Nöthe
Dem Dichter seine Morgenröthe
Auf reiner, wolkenloser Trift.
Die Taube, die selbst Weise lieben,
Bringt Jungfrau'n Grüße dort, geschrieben
Von Liebeshand mit Blumenschrift."

Wohl ihm, der vor dem Märtyrthume
Die würdelose Ruh' erkürt!
Mich zieht es einzig nach dem Ruhme,
Das Glück ist's nicht, das zu ihm führt.
Ein Windstoß macht die Halcyone
Erzittern für die Wellenkrone,
Die sie in weichem Schlummer wiegt,
Indeß den Aar, gesäugt von Stürmen,
Die Wetter reizen, die sich thürmen,
Daß er hindurch zur Sonne fliegt.

Norna Gest.

Ein Licht ist von den Nornen ihm gegeben;
Die ruft und Jene bannt des Todes Schauer:
„Dein Dasein hängt an dieses Lichtes Dauer." —
„„Wohlan, gelöscht verbürg' es dir das Leben!""

Dreihundert Winter sieht er Schicksal weben,
Da wird ihm seines Alters Bürde sauer.
Die Kerze steckt er an, und ohne Trauer
Fühlt er des Lebens Neige still entschweben.

So zehrt des Geistes Licht am Lebensfaden.
Wer's in sich auszulöschen hat vermocht,
Wohl hütet der sein irdisch Theil vor Schaden.

Ich geb' mein Leben hin, das volle, rasche;
An diesem Licht verbrennen mag's als Docht,
Und stirbt das Licht, — zerstäub', entseelte Asche!

Weihnacht.

Am schmucken Baume flimmern hundert Kerzen,
Mit lichtem Blick, mit Jauchzen hüpft der Knabe
Und mustert halb im Traume seine Habe,
Indeß die Eltern fröhlich mit ihm scherzen.

Mein Auge, sollte dich die Helle schmerzen?
Denkst du, o Herz, an manche schöne Gabe
Von ihnen, die da schlummern in dem Grabe?
Mahnt dich dies Fest an zwei gebrochne Herzen?

Frisch, Seele, deiner eignen Weihnacht denke,
Wie eine Flamme festlich dich durchdrang,
Wie dich begrüßten himmlische Geschenke,

Der Sonnengeist einzog zu allen Thoren
Und jenes schmerzlich stolze Lied erklang:
Die Muse hat zum Opfer mich erkoren!

Verdienst und Glück.

Auf eigne That soll Keiner sich verlassen:
Noch ist kein Ird'scher selbstgerecht gestorben,
Und weh ihm, der mit Cymbeln und Theorben
Sein faules Lob verkündet auf den Gassen.

Ich habe nie das Brod mir schmecken lassen,
Das ich im Schweiß des Angesichts erworben.
Hab' ich mit breitem Fleiß die Zeit verdorben,
Muß ich die Noth und ach, mich selber hassen.

Zwar, was die Menschen Pflicht benennen, thu' ich;
Ich kann durch Disteln brechen und durch Dornen,
Kann mit dem Hammer auf den Ambos klopfen,

Doch darum nicht in Stolz noch Freude ruh' ich:
Zu Geist'gem kann den Geist das Glück nur spornen,
Das leise Nachts die Sterne niedertropfen.

Kagegagabw.

1855.

Mein Knabe plaudert immer fort,
Doch man versteht kein einzig Wort.
Es klingt nicht welsch, es klingt nicht deutsch;
Doch halt! — ich hab's: — es ist rothhäut'sch!
Ganz deutlich: Kagegagabw!
So, Plaudertasche, kennst ihn du,
Den Häuptling, der im Quäkerfrack
Begraben hat den Tomahawk,

Olivenblätter, noch nicht reife,
Geschmaucht hat aus der Friedenspfeife
Und dieses wilde Contingent
Geweiht dem Friedensparlament?
Doch Krieg und Friede mag nicht rasten,
Kind, im Antiquitätenkasten,
Zumal wo so der Wirrwarr stieg,
Daß Krieg nun Fried' ist, Friede Krieg
Und unterm dichtsten Blätterregen
Vom hohlen Baume Elihu's*)
Erhob die Welt erst recht den Fuß,
Sich wieder einmal zu bewegen.
Ein Schlüssel klirrt am heil'gen Orte,
Ein alter Flaus berennt die Pforte,
Der Sturm geht an der Donau los,
Und, eben noch die Händ' im Schooß,
Macht sich der Westen auf die Beine,
Damit es hell im Ost erscheine,
Wie groß zu dieser und jener Frist
Seine altberühmte Weisheit ist.
Er sucht aus tausend Feuerschlünden
Den Tauben seine Macht zu künden,
Bringt Opfer zahllos am Altar
Der taurischen Diana dar;
Und daß das Fragezeichen nimmer
Zum klaren Punkt zusammenschmilzt,
Wird's bei neutralem Nebelflimmer
Zum Rattenkönig gar verfilzt
Mit Millionen Wickelschwänzen
Auf losen Friedensconferenzen.
Wie das noch endet, wie es bricht?
So oder so — ich weiß es nicht.
Nur will mir's scheinen: Klein und Groß
Haben nicht recht ihr Pensum los,

---

*) Elihu Burrit.

Und darum müssen wir Alle nun
Fein unterm Zuchtstab Buße thun,
Bis daß in Reinschrift, blank und scharf,
Das Werk sich sehen lassen darf,
Bis wir zur Ruhe gehen ab
Von unsrer Stümperbank ins Grab;
Und dann wohl kommen bessre Tage
Mit Lösung mancher bangen Frage.
Ein jung Geschlecht wird freudig handeln,
In einem hellern Lichte wandeln.
Dann wird von selbstgeschaffnen Ruthen
Nicht mehr das Volk verdüstert bluten.
Ein Recht wird gelten, stark und lind,
Dem Alle gern zu Willen sind,
Und wird die Völker ohne Leiden
Auf grüner Au des Friedens weiden.
Dann wirst auch du beim Lebensmahl,
In sichrer Geistessonne Strahl,
Mein Liebling, deiner Kraft dich freuen,
Der Väter Stückwerk froh erneuen.
Doch, daß euch Hoffahrt nicht beschleicht
Im Glücke, werdet ihr vielleicht
Für das Geschlecht, das ihr begraben,
Manch alte Schuld zu zahlen haben,
Die wir, von Schulden eurer Ahnen
Gedrängt, umsonst uns ließen mahnen.

Indessen träum' im stillen Port
Den Traum des Friedenshäuptlings fort,
Am Mutter- und am Vaterherzen
Verträume dieser Zeiten Schmerzen,
Und plaud're selig immer zu,
Mein kleiner Kagegagabw!

Roswitha.

Roswitha, Nonne zu Gandersheim,
Die war ein großes Genie:
Sie blühte im zehnten Jahrhundert,
Und im fünfzehnten dichtete sie.

Sie weset' in frommer Einfalt Schooß,
Schrieb aber bedeutend „scabreux“ *)
Und stand als subtile Scholastikerin
Auf nahezu schwindelnder Höh'.

An ihrer Wiege meißelnd**) saß
Ein Grobschmid in guter Ruh'.
Sie hatte mehrere Väter
Und keine Mutter dazu.

Ihr dienten viel stolze Ritter,
Roswitheriche genannt,
Die haben halb ihre Jugend
Und ganz ihr Alter erkannt.

Sie deutschte sich clamor validus,
Und die Wissenden fielen ihr bei,
Da kam sie denn auch zu guter Letzt
Gewaltig ins Geschrei.

Roswitha, Nonne zu Gandersheim,
Die war ein seltnes Genie:
Sie blühte im zehnten Jahrhundert
Und lebte wahrscheinlich nie.

*) „scabreux“, chatouilleux sagt stutzend der Herausgeber des Théâtre de Hrotsuitha.

**) Celtis — Pickel, Meißel. (Konrad Celtes, 1501 Herausgeber, wo nicht gar, wie Aschbach meint, Verfasser der Roswitha's Namen tragenden Dichtungen.)

An den Thronfolger Mai.

17. April 1837.

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
Daß ich's unterthänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
Ganz unwürdig seines Titels zeigt sich Serenissimus,
Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Unterthanen,
Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetter-
hahnen.
Seine zügellose Garde rauscht, wie ein Kosakenheer,
Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad
einher;
Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor
sich streckt,
Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt. —
Bängliche Gerüchte gehen, und man zischelt sich ins Ohr,
Die Verfassung umzustürzen hab' Minister Blasius vor.
Hofkabalen unterlegen ist der Sonne Excellenz,
Und das Land will man verbieten selber dem durchlaucht'gen
Lenz.
Kein Gefühl beweist dein Vater, keins für seines Volkes
Schmerz,
Und man sieht, in seinem Busen ist ein lieblos kaltes Herz.
Seine Großen hüllen sich in Wolken bis herab zum Knie,
Ueberall ist dumpfe Gährung, überall ist Anarchie.
Dringend muß ich dich beschwören: Kronprinz, wahre deinen
Thron,
Komm zu Hülfe der bedrängten, lecken Constitution!
Ueberflügle den Tyrannen, schmilz ihm seines Busens Eis
Und entwölke der Magnaten finstern, unzufriednen Kreis!
Wenn du nichts vermagst mit Güte, o so komm mit Heeres-
macht,
Zeuch mit Lanzen, Fahnen, Glocken in die große Freiheits-
schlacht!

Lad' in deinen Bund die Sonne, schick' sie vor mit Siegs-
gewalt,
Daß vor ihrem Schild der Feinde Trotz erschreckt zurücke-
prallt!
Freudethränen werden thauen, jeder ruft: Victoria!
Der Tyrann muß schmählich enden, und der echte Fürst ist da!
Ja, nun wird, was alte Sagen prophezei'n, durch dich erfüllt,
Wenn an dem verdorrten Baume leuchtend hängt dein Wap-
penschild.
Alle Herzen an dem Throne, hoch in Lieb' und Lust erhöht,
Huld'gen deiner königlichen, lang ersehnten Majestät.

Vaterlandslied.

März 1848.

Ich sah — o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Klopstock.

Sammle die zerbrochnen Glieder,
Rasch ans Werk, mein Vaterland,
Eh das Reich der Nächte wieder
Sich vom schweren Schlag ermannt!
Mitten in des Traumes Schrecken
Rief zum drittenmal der Hahn:
Dank und Segen seinem Wecken!
Denn er sagt den Morgen an.

An des deutschen Rheins Gestaden
Klingt es nach in deutschem Ton,
Und es rief das Volk von Baden
Hell nach seinen Brüdern schon.
Rings ertönen Morgenglocken,
Schwaben, Hessen, Baiern wacht,
Preußen schüttelt seine Locken,
Oesterreich besiegt die Nacht.

Du ja wachtest, Nordlandshüter,
Schleswig-Holstein, ungemahnt.
Welch ein Sieg der höchsten Güter!
Hast du ihn so schön geahnt?
Der um Recht mit dir gerungen,
Ist von gleichem Blut wie du:
Führ' ihn brüderlich bezwungen
Seinen deutschen Brüdern zu.

Schwarzgoldrothe Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren sein.
Aus der Krone todten Scherben
Ruft es wie mit Geistermund:
Heil dir, Bund von Kaisererben,
Freier deutscher Völkerbund!

Sechs Geschlechter sind gesunken
In die Grube hoffnungsleer,
Sieh, und ihrer Asche Funken
Lodern auf zum Flammenmeer.
Zweimal hat die hundert Speichen
Umgewälzt das Rad der Zeit,
Sieh, da wird der Schande Zeichen
Zeichen neuer Herrlichkeit. *)

Stark zum Frieden, stark zum Schlagen,
Ohne Dünkel, ohne Neid,
Magst du mit den Völkern tagen,
Wachsam auf dein Ehrenkleid.
Dem Erwecker in dem Westen
Gib das Seine, gib nicht Mehr,
Denn du ehrest ihn am besten,
Wenn du aufrecht stehst wie er.

*) 1648—1848.

Doch wo Völkerwunden bluten,
Wo ein Edelstein zersprang,
Der, gleich dir, in Prüfungsgluten
Dulden sollte stumm und bang —
Heile, heile diese Schmerzen,
Brich der Selbstsucht Ring entzwei,
Und an deinem reinen Herzen
Hängen Völker stolz und frei.

Aber wenn der Bär aus Norden
Auf die junge Freiheit fällt,
Stelle dich vor seine Horden
Und vertritt das Heil der Welt;
Bis auch er die alte Lüge
Sieht in Morgenroth verglühn
Und, verwandelt, seine Züge
Menschlich dir entgegenblühn.

Wo sich Brüder feindlich grollen,
Gilt dein Wort im Friedenssaal;
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entscheidung deinen Stahl.
Wo die keckſten Kiele schwanken
In dem fernsten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus.

Deutsche Spur in deinen Schienen,
Deutsche Spur in Rath und That!
Weder herrschen, weder dienen,
Herz im hohen Völkerrath!
Vaterland, du Land vor allen,
Wie du leuchtest weit umher,
Aller Welt ein Wohlgefallen,
Ja, und deinem Volk noch mehr!

Schirm und Beistand jedem Streben,
Jeder Kunst und jeder Kraft!
Freiheit strahle durch das Leben,
Schaffend, wie die Sonne schafft!
Schutzherrn Alle jedem Einen!
Jeder Eine schlicht und klein!
Glanz und Schmuck für all die Deinen,
Große Mutter, du allein!

Lauschend nach des Geistes Sonnen,
Sankst du hin, zum Sterben wund,
Aber Fluth vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne diese
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich steigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen sich die Rose
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und säuselnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich siegt der wahre Glaube,
Der die Menschheit menschlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube,
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein,
Und der längst verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein.

An Personen.



Der Gerettete.

1.

Wir haben, schöner Freund, zusammen
In vor'gen Tagen viel geweilt:
Wir haben hohe Glut der Flammen
Und bleicher Asche Frost getheilt.

Wir trugen Sonne, Sturm und Wetter,
Der Menschen Groll, den Wurm der Zeit,
Den räthselhaften Sinn der Götter,
Des eignen Herzens Härtigkeit.

Damals in deiner Augen Klarheit
Enthüllte sich ein himmlisch Herz,
Sprach innre Treue, sel'ge Wahrheit
Und ein halb unbewußter Schmerz.

Nicht lange blieb dein Blick so labend:
Kaum hatt' er Frieden mir gebracht,
Ward dir aus Morgen und aus Abend
Geboren eine wirre Nacht.

Dir selbst verloren und den Andern,
Von schwülem Geisterheer umschwirrt,
Hast auf geheimnißvollem Wandern
Du dich in düstre Gau'n verirrt.

Und deiner Augen fromme Sterne,
Sie brannten fremd und grauenhaft,
Sie loschen aus: — der Geist war ferne
Und lag gebannt in strenger Haft.

Doch seit du von den Bergen nieder
Ins stille Thal des Glaubens stiegst,
Seit du der Lebensmutter wieder,
Der Lieb', im starken Arme liegst:

Seit du getrunken von dem Bronnen,
Der Vielen gründlich Heil verspricht,
Seh' ich den Aufgang deiner Sonnen
An deines Augs erneutem Licht.

Das sind die Blicke vor'ger Stunden,
Die Boten sel'ger Liebesmacht,
Die mich, da ich dich jüngst gefunden,
Um dein Geschick so froh gemacht.

Von Gletschern eiltest du zu Thale
Und standst zu meinen Füßen — fern
Mit sichrem, himmelhellem Strahle,
Ein aufgegangner Hoffnungsstern.

Ja, deine Rückkehr muß ich segnen
Und wünschte sie der ganzen Welt,
Wär' ich so tröstlichem Begegnen,
So tiefen Augen stets gesellt!

2.

Dir ward auf einmal Viel zu Theil:
Du hast in Nöthen, bang umnachtet,
Auf Pfaden, unwegsam und steil,
Nach reiner Sonnenbahn getrachtet.

Du warst der Welt von Herzen satt,
Und sieh, wie ist dein Wunsch erfüllet!
In friedevoller Schlummerstatt
Sind deine Schmerzen all gestillet.

O schönes Licht! erloschner Stern!
Mir ist, als säh' ich dich noch immer:
Es irrt mein Aug' nach dir so fern,
Getäuscht von seiner Thränen Schimmer.

3.

Du bist gerettet! — Ahnungsvolles Wort,
Das doppelsinnig mir dein Aug' gesprochen!
Kaum trieb dein Nachen in den Friedensport,
Wo leiser wallt des Herzens wildes Pochen,
Da findest du noch einen stillern Ort,
Da ist dein Aug', dein edles Herz gebrochen:
Die Ruh, nach der du wandernd stets gebangt,
Du hast sie nun, du hast sie ganz erlangt.

Du standest mit der Welt in stiller Fehde,
Sie war zu laut für deine Heimlichkeit:
Das eitle Wort, das sterbliche Gerede
Hat dein verborgnes Wesen tief entzweit.
Nun schlummert mit dir jedes Räthsel, jede
Geheime Wunde, die dir schlug der Streit:
Statt trübem Abend, ungewissem Morgen
Hält heimisch dich die sichre Nacht geborgen.

Du fandst die Heimath, denn du hattest keine:
Du standst, wie aus des Märchens fremdem Land,
Ein armes Kind, verbannt in der Gemeine,
Die sich von dir mißkennend abgewandt;
Vergebens suchtest du die Zauberhaine
Der Heimath, als dich hielt des Erdgeists Band.
Zu keinem irdischen Geschäft geboren,
Hast du der Ruhe himmlisch Reich erkoren.

Und doch! wer spräch' es kühnlich aus, daß du
In diese Welt nicht hättest sollen taugen?
Du gönntest den Genossen, süße Ruh'
Aus deines Daseins Lieblichkeit zu saugen;
Und winkte nicht Natur dir selber zu,
Dem Lieblingssohn, mit tausend Liebesaugen?
Ja ruhtest du nicht oft mit inn'ger Lust
In leisem Zwiegespräch an ihrer Brust?

Du bist dahin, du wirst zu Staub vergehn,
Von jedem Hauch der Liebe nun geschieden!
In diese Augen soll ich nicht mehr sehn,
Die mir geglänzt in überird'schem Frieden,
Als ich dich sah auf Nimmerwiedersehn,
Den ich so lang mit Mund und Aug' gemieden —
Die trübe Lehre tönt von deinem Sarg:
Mit Menschen sei, die sterben können, karg!

Ich stand an deinem Krankenlager nicht,
Nicht wußt' ich, welche Kämpfe dich gefährden,
Sah deiner Augen wunderbares Licht,
Die allzu tief geblickt, nicht trübe werden;
Das letzte Ringen, wenn das Herz nun bricht,
Sollt' ich nicht sehn, nicht folgt' ich dir zur Erden,
Ich hörte nicht des Grabes geiz'ge Schollen
Auf deine jugendlichen Glieder rollen.

Die Kunde traf mich fern, stumm, thränenlos:
Da hebt sich Grabgesang und lauter Jammer,
Der Glocken eh'rne Zungen werden los
Und klagen mit, bang stöhnend unterm Hammer;
Die Erde öffnet ihren dunkeln Schooß,
Ein müder Greis sucht seine Ruhekammer: —
Jetzt bricht den strengen Damm der Thränen Strom,
Mein Herz klagt um den Knaben Absalom!

Eintönig ist der Ruf der Todtenklage,
Gleich wie der Glocken wechselloser Laut:
Sie weint um Freundschaft, um verkürzte Tage,
Auf deren Ewigkeit das Herz gebaut.
Sie wiederholt die hoffnungslose Frage,
Die zu erwidern jedem Herzen graut:
Ist's wirklich, daß im Grab dies Antlitz modert,
Aus dem der Menschheit Adel selbst gelodert?

Die Muse tritt zu deinem fernen Hügel;
Du mochtest ihr im Leben kaum vertrau'n.
Zwar lag auf deiner reinen Stirn ihr Siegel,
Doch macht' ihr Schleier dir ein schwankend Grau'n.
Nun trägt sie dich auf ihrem weichen Flügel,
Gerettet aus des Todes Geierklau'n,
Ihr liebes Kind, deß Puls nicht soll erkalten,
Zur Heimath unverwüstlicher Gestalten.

Doch daran läßt das Herz sich nicht genügen,
Es will ein schmerzlich Todtenopfer weih'n.
Doch ach, wie bald wird es den Wechsel rügen!
Die Stunden sind wie Tropfen auf den Stein.
Der nächste Tag straft schon das Heute Lügen,
Das Gestern hüllt ein blasser Nebel ein,
Des Menschen Herz zum Jammer zu gewöhnen,
Gab ihm Natur den Leichtsinn und die Thränen.

Rasch spannt des hingebeugten Geistes Feder
Nothwendigkeit, die strenge Herrscherin;
Die Zeit, vor der sich Eiche beugt und Ceder,
Raubt selbst des Grames schmerzlichen Gewinn.
Der Tag gebeut. Es rollen meine Räder
Auch über diesen Leichnam fühllos hin.
Fühllos: — doch scheint mir auch das ganze Leben
In todtes Grau ermattet zu verschweben.

An Eduard Mörike.

Cleversulzbach, 29. Mai 1838, Morgens 4 Uhr.

Früh, wie früh! beim ersten Grau'n
Treibt der Tag mich aus dem Bette.
Morgenröthe säumt die Au'n,
Vögel singen um die Wette.

Sieh, am Abschiedstage doch
Wird der Siebenschläfer munter!
Seine Wirthe sticht er noch,
Die ihn oft geneckt, herunter.

Alles schläft. Des Sieges froh
Und der ungewohnten Stunde,
Mach' ich durch den Garten so
In dem feuchten Gang die Runde.

Denke dein, des Träumenden,
Wie so oft du ihn beschreitest,
Wie den Freund, den säumenden,
Du ins Grüne heilsam leitest.

Sonne, die ereilt' ich auch,
Und auf deinem Lieblingshügel!
Und im frischen Morgenhauch
Prüf' ich halb erstaunt die Flügel.

Baum und Blume sind schon wach,
Mit bethauten Augen blickend,
Und der Laube Blätterdach
Uebergießt mich fröhlich nickend.

Alle sind bei gutem Muth,
Saftgeschwellt vom lauen Regen.
Nußbaum selbst, das junge Blut,
Streckt ein Knöspchen mir entgegen.

Wie so eigen doch Natur
Sich in ihrem Haushalt rühret,
Unbelauscht auf leiser Spur
Die geliebten Kinder führet!

Ja, sie lehrt mich hast'gen Geist,
Nicht an jedem Keim zu rütteln,
Nicht vom jungen Baume dreist
Vor der Zeit die Frucht zu schütteln.

Lehret mich dem Gott vertrau'n
Meine Saaten, meine Sorgen,
Der mir linden Schlaf läßt thau'n
Und die Ernte zeigt am Morgen.

Wie? was hat mich so erbaut?
Treibt mich so, mich umzuarten?
Woher stammt dies seltne Kraut?
Freund, es wuchs in deinem Garten.

Zu Ludwig Seeger's Hochzeit.

Denkst du an jenes heimathlose Leben?
An jener Tage, jener Nächte Glut?
An jenes Paar, von wilder Lust umgeben,
In Haupt und Brust ein siedend Jugendblut?

Dazwischen — wie ein Stern wehmüthig zitternd,
Wenn Nacht ihr Sturmgewölk zu Schlachten reiht —
Ein Heimweh, leise durch die Herzen schütternd
Mit einer Sehnsucht, einer Bangigkeit!

Denkst du daran? Ein Heimweh, das dem Herzen
Die Heimath selbst zur wilden Fremde macht,
Das flieht und sucht und unter lauten Scherzen
Scheu, einsam weint am Tag ein Geist der Nacht.

Doch du bist nun daheim, du hast den Frieden:
Das große Loos, Lieb', Heimath, Alles dein!
Im Land des Heimwehs ist sie dir beschieden,
Und ruhig schau'n die ew'gen Berge drein.

Die Treue zieht mit dir, und voll Vertrauen
Lehnt sie ihr Herz an das geliebte Haupt.
Kennst du den seltnen Schatz? Du kennst die Frauen:
Gesteh, du fandest mehr, als du geglaubt.

So geht mit Gott! Euch folgt ein ernster Segen,
Und eine schöne Hoffnung geht mit euch.
Ihr habt, was Wünsche muß in Demuth legen,
Im freien Land ein eigen Königreich.

Auf Wiedersehn! — „In meines Vaters Hause
Sind viele Wohnungen." So ist's bestellt.
Ich bin daheim in meiner stillen Klause
Und muß sie doch vertauschen mit der Welt.

Wohl, die daheim sind in dem eignen Herzen,
Die wohnen von einander niemals weit.
Es ist ein Tempel mit viel tausend Kerzen,
Da dienen wir und segnen diese Zeit,

Die ihren Geistern eine Heimath gründet,
Ja eine Heimath, die dem Herzen frommt,
Das jede Täuschung, jeden Wahn verwindet
Und opfernd stirbt und neu zum Leben kommt.

In dieser Heimath sind wir stets beisammen,
Beisammen, ja, und nicht im Geiste nur:
Bald, wo im Morgenroth die Gletscher flammen,
Da stehen wir und schauen Gottes Spur.

Sein frischer Athem weckt uns aus dem Traume,
Da gibt es abzuschütteln viel, ach viel!
Dort winkt ein Quell, wir waschen mit dem Schaume
Die Augen rein, hell auf: wir sind am Ziel!

Eingebung.

An Marie.

Da wie ich just im Morgenschein
Des Dichtens mich verwogen,
Kommt ein Marienkäferlein
Mir auf das Blatt geflogen.

Bald läuft es hin, bald thut es stet,
Folgt seinen kleinen Launen,
Und sieh, das Schreibekunstgeräth,
Das scheint es anzustaunen.

Nun schwingt sich's auf und wählt zum Sitz
Der Feder lange Spule.
Nicht ernster lauscht dem Geisterblitz
Die Pythia vom Stuhle.

Gewiß, ihm ward Befehl ertheilt,
Als Bote herzuschweben
Und meiner Feder unverweilt
Das Rechte einzugeben.

Nun rasch, so lang es ruht auf ihr,
Was ist ihm abzublicken?
Zu seines Namens Ehre dir
Den schönsten Gruß zu schicken.

Nachruf an Ludwig Bauer.

Mai 1846.

Das Leben trügt wie eine bunte Metze:
Mit Kränzen facht's das morgenfrische Blut
Und dämpft mit Ketten drauf den Jugendmuth
Am schwülen Mittag in der bangen Hetze.

Du aber schrittest frei in seinem Netze;
Hold dem Beruf, des Herdes stiller Glut,
Standest du ruhig an der Zeiten Flut,
Ergründend ihre ewigen Gesetze.

Und o, wie hast du heiter, liebevoll
Den treuen Freundeskreis dir nachgezogen,
Wo wechselnd Scherz und ernste Rede scholl!

Das Leben wuchs, mit sanftem Friedensbogen
Verhieß es dir noch manchen reichen Zoll —
Und nun hat dich und uns der Tod betrogen.

An Uhland.

1833.

Der Waise — weil, so weit sein Lob erklungen,
Man ihm kein Kleinod zu vergleichen fand —
Hieß ein Karfunkel, den im Morgenland
Der deutschen Krone Herzog Ernst errungen.

So hört' ich, da im Saal der Nibelungen
Ich lauschend unter deinem Lehrsitz stand,
Und sinnvoll Lied und Sage sich durchwand,
Von deiner sichern Hand zum Kranz geschlungen.

Verwaist ist nun der Saal mit jenem Stuhle,
Verwaist auch wir: der schönen Lehren Duft
Verlor sich in dem dumpfen Dunst der Schule.*)

Und auch das Kleinod ist nicht mehr zu sehen:
Es ruht versenkt in der Geschichte Gruft,
Um die, ins Herz verwundet, Waisen stehen.

An R. K.

Wann auf dem Markt die Buden sind errichtet
Und sich die Leute drängen, drehn und drücken,
Mag man behaglich von den Giebeln blicken
Auf das Gewühl, das summend sich verdichtet.

In solchen Haufen, robbenweis geschichtet,
Da durft' es mir, dich aufzufinden, glücken:
Es war ein schneller Gruß, ein kurzes Nicken,
Und aufwärts hatten wir uns schon geflüchtet.

---

*) Nachfolgerin der Sagengeschichte war die Metaphysik.

Hier oben hört man das Getümmel gerne:
Man hätte Lust, auf daß die Menge staune,
Muthwillig mit dem Blasrohr drein zu feuern.

Am liebsten aber wenden wir uns ferne;
Uns winken Bücher, ein Gespräch voll Laune
Und ein bescheidner Wein, es zu erneuern.

Nachlaß.

Ich werde so von hinnen eilen
Mit tiefgeschlossenem Visier,
Und ein paar arme, stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.

Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob,
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde,
Verschmelzend Geist in Geist gewebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel,
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!

Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Bilder und Märchen.



Der Page.

Viel Zelte sind aufgeschlagen
Am blühenden Moldaustrand,
Felswände darüber ragen,
Abwehrend der Sonne Brand.

Und bunte, fröhliche Gäste
In Reihen lagern sich hin;
Versammelt hat sie zum Feste
Von Böhmen die Königin.

Der schönste der Edelknaben
Steht dienend neben ihr;
Er darf die Augen laben
An ihrer Schönheit Zier.

Er dient ihr mit Aug' und Händen,
Doch fällt kein Blick ihm zu;
Oft muß er das Antlitz wenden
Und zwingen das Herz zur Ruh.

Die Fürstin mit lächelnder Lippe
Ruft in den wilden Braus:
Wer bringt mir auf jener Klippe
Das Wohl seiner Liebsten aus?

Da klimmen und klettern die Zecher,
Doch Keinem winkt das Glück;
Der Eine verschüttet den Becher,
Der Andre fällt selber zurück.

Doch dem Pagen ist's gelungen,
Ihn trug ein wilder Muth;
Er hat sich hinaufgeschwungen
Und steht hoch über der Fluth.

Sie riefen: Der Knab' ist Meister!
Nun gebt auf den Namen Acht! —
Seine Augen waren wie Geister
In tiefer Mitternacht.

Er sieht die Moldau strömen
Und schwingt den Becher hoch:
Die Königin von Böhmen,
Mein Lieb, soll leben hoch! —

Es haben die Wellen geschlungen
Den Becher tief hinab,
Der Knabe, nachgesprungen,
Versinkt im schäumenden Grab.

Vater und Sohn.

Der Herzog und sein schöner Sohn
Entfliehn auf dunklen Stegen.
Der Herzog erntet bösen Lohn
Von seinen graden Wegen.

Er erntet ungerechten Lohn,
Sie haben ihn vertrieben:
Mein wackrer Sohn, mein lieber Sohn,
Du bist mir doch geblieben.

Ein Pfeil aus strupp'gem Dickicht pfeift,
Von Mördersfaust gesendet;
Nach seiner Brust der Alte greift,
Der Knabe stürzt und endet.

Der Herzog rief: Mein Grab steht hier
Euch, feige Mörder, offen!
Ihr habt so übel gezielt nach mir
Und habt mich so wohl getroffen!

Das todte Kind.

Bethränt in stiller Kammer,
Im trüben Mondenschein,
Mit händeringendem Jammer
Die Mutter sitzt allein.

Und hab' ich dich verloren,
Mein süßes, süßes Kind,
Alle Freuden hab' ich verschworen
Und weine die Augen blind.

Verschworen hab' ich, zu blicken
In der Sonne liebes Licht:
Nur auf dein Grab will ich drücken
Mein weinendes Angesicht. —

Aus Schatten und Mondesflimmer
Steigt eine weiße Gestalt,
In den Augen ist kein Schimmer,
Die Wangen sind bleich und kalt.

Im weißen Todtenkleide
Das Kind vor der Mutter stand
Und streckt nach ihr mit Leide
Die geisterhafte Hand:

„Laß ab, dein Kind zu stören,
Das du verloren hast!
O Mutter, laß ab, zu wehren
Meiner kühlen, stillen Rast.

„Alle Klagen deiner Schmerzen
Die dringen zu mir herab,
Jeder Schrei aus deinem Herzen
Weckt mich im tiefen Grab.

„Alle Thränen deiner Augen
Die träufeln in den Grund;
Mein Hemdlein muß sie saugen,
Sie blinken auf meinem Mund.

„Und wenn deine Klagen mir locken,
So hab' ich keine Ruh,
Und wird mein Hemd nicht trocken,
So thu' ich kein Auge zu.“ —

Die Mutter ruft der Schwester,
Der Schatten ist verweht,
Sie schließt die Augen fester
Und spricht ein still Gebet.

Monika.

Monika, die bange Mutter
Augustin's, des Stolzen, Hohen,
Ist zu einem alten Bischof
Einst voll Herzensangst geflohen.

Denn ihr Sohn, das Rüstzeug Gottes,
War ein Kind der Welt geworden,
War bereit, in Glut und Sturm
Jäh sein bestes Theil zu morden.

Und sie klagt dem heil'gen Greis
Ihre Furcht vor Gottes Zorne:
Weh, verloren ist mein Sohn,
Weil er flieht vom Weltenborne!

Seit er lebt der Heiden Leben,
Den ich Christo doch geboren,
Fühl' ich ein zweischneidig Schwert,
Weh, durch meine Seele bohren! —

Spricht zu ihr der alte Bischof:
Sei getrosten Muths, Matrone!
Wandl' in Freudigkeit den Gram
Ob dem halbverlornen Sohne.

Denn um wen ein Mutterherz
So viel Schmerzen fühlt und Sorgen,
Unverloren in der Liebe
Engelschutz ruht Der geborgen.

Das Gericht.

Zum Wald zieht eine finstre Heeresschaar
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen,
Die Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt, daß sie den Boden streifen.

Und fesselnklirrend zwischen ihnen zieht,
Von seinem Volk verworfen, ein Verbrecher;
Sein Auge klebt am Boden, doch er sieht,
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem tiefen Grab wird Halt gemacht,
Er hebt die Augen, die nach Rettung suchen.
Da tritt ein Priester vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

„Du Kind verruchter Eltern, geh dahin,
Wo sich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein holdes Licht hinunter schien,
Die eisig starren Glieder dran zu wärmen.

Im finstern Reich, bei Hela's grauser Kost,
Sollst ewig über deinem Frevel brüten,
Wo ihre Ungeheuer, Elend, Frost
Und Hunger, wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name sterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Bösewichts,
Dein düstres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht sei, wen hieher sein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an diesem Orte!
Verflucht, wer ein Gebein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt, zu flüstern Segensworte!" —

Ein Rachejubel donnert aus dem Heer,
Indeß die Henker den Vervehmten greifen;
In schaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Lärm der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird sein Grab,
Mit Salz bestreut nach altem Brauch der Rache;
Nun ist's vorbei, die Richter ziehen ab,
Und heiße Schmach hielt ihm die Todtenwache.

Doch fühlend, wie ob jeder andern Gruft,
Hinstreicht die Zeit mit ihren leisen Schwingen
Und läßt mit harmlos mildem Schein und Duft
Einsame Blumen aus dem Grunde dringen.

Sie wölbt in hohen Bäumen hier ein Zelt,
Drin schläft Vergessenheit mit stillen Narben,
Indeß sie draußen im Gewühl der Welt
Die Kleider rauschend wechselt und die Farben.

Jahrhunderte vergehn. Da wird im Wald
Ein fernes Grab von Jägern aufgefunden.
Der Ruf geht um, die Stadt erfährt ihn bald,
Man zieht herbei, den Inhalt zu erkunden.

Man gräbt. Ein rostig Eisen kommt hervor,
Ein halber Ring und eine Handvoll Knochen.
Volk, Zeit und Stand des Todten wird vom Chor
Der Kenner und der Laien scharf besprochen.

Nach langem Streit beschließt man mit Bedacht,
Er sei ein Held vom Stamme der Germanen,
Mit Ehrenzeichen in der heil'gen Nacht
Des Walds bestattet, nach dem Brauch der Ahnen.

„Im Krieg gefürchtet und im Rath geehrt,
So soll ihn auch die späte Nachwelt ehren!
Es ist ein Fund, des Aufbewahrens werth:
Er wird die große Sammlung schön vermehren."

Der Wald gab ungern seine Reste her.
Sie ruhen nun in reichverzierten Schreinen,
Vom Bann erlöst, bei andern Resten mehr,
Vielleicht bei seines grimmen Volks Gebeinen.

Ostern. 1525.

Der Bundschuh zieht Land aus, Land ein:
Die Bauern wollen Menschen sein!
„Uns ist erkauft durch Christi Blut
Ein himmlisch und ein irdisch Gut.
Zu Bethlehem erschien der Stern
So für den Hirten wie den Herrn.
Ihr aber habt vom Licht der Sonnen
Stricke der Knechtschaft schnöd gesponnen.
Die ihr das Mark des Landes freßt,
Herab vom Aar- und Habichtnest!
Ihr mögt im Thal mit Frieden wohnen
Nach altem Recht; — doch Schatzung, Frohnen,
Und was der Geiz zu unsrer Noth
Ersonnen hat, sei ab und todt!
Die Thier' im schönen Gottesreich

Erschuf Gott für den Menschen gleich,
Nicht blos zur Kurzweil reicher Prasser,
Und frei sein sollen Wald und Wasser.
Uns zu verkündigen hinfort
Das lautre, klare Gotteswort,
Frei wollen wir, zum Heil der Seelen,
Die Diener unsrer Kirche wählen.
Die Freiheit, die dem Recht verwandt,
Soll herrschen in dem deutschen Land,
Und über freien Reichsgemeinen
Verjüngt die Kaiserkrone scheinen." —
Ein Wehn, ein Schauern da begann,
Ein Frühlingsmorgenroth brach an.
Dazwischen sang mit kühnem Schall
Die Wittenberger Nachtigall.
Die alten Sagen wachten auf
Und gingen um in schnellem Lauf:
„Zu Ende geht der große Schmerz!
Der Schwanenberg, des Reiches Herz,
Wird einsmals, ohne Ruck und Beben,
Mitten in freier Schweiz sich heben."

Der Bundschuh zieht Land aus, Land ein:
Die Bauern wollen Herren sein!
Nun alsbald auf den höchsten Gaul,
Für Praß gesorgt, für Bauch und Maul,
Gelärmt, geschwärmt, gepocht, geschlemmt,
Die Pfaffenkeller voll geschwemmt
Mit edlem Wein, in eitlem Lungern,
Da Weib und Kind zu Hause hungern!
Das große Werk, der ernste Strauß
Sieht schier wie eine Kirchweih' aus.
Wohl in die hunderttausend Mann,
Ein prächtiger deutscher Heeresbann,
Und doch zu schwach dem kleinsten Stoß,
Zerstreute Heerden hirtenlos!
Kein Haufen folgt des andern Sinn,

Fährt jeder ohne Rath dahin,
Das Feldgeschütz auf Karr'n geschnürt,
Müßig wie Scheiter nachgeführt.
Der sengt und heert in trunknem Muth,
Der quält Gefangne, schuldlos Blut,
Der stratzt in Sammt und Seide frei,
Als ob schon Alles gewonnen sei.
Im ganzen Aufgebot kein Halt,
Die Aemter ohne Amtsgewalt,
Die Besten ohne Macht und Stimme,
Mit Schrei'n und Dräuen Herr der Schlimme!
Rings List und Trug der großen Herrn,
Verrath bis in des Lagers Kern!
Wuth und Gewaltthat um und um,
Das ist ihr Evangelium!
Wie Dämmerung, so brach es an,
Ein mildes Licht auf seiner Bahn —
Da zuckt' es auf wie Wetterflammen
Und brach in Brand und Qualm zusammen,
Helf' Gott, und über Deutschland lag
Ein blutig rother Ostertag.

Der Truchseß zieht Land aus, Land ein:
„Die Bauern müssen Hunde sein."
Er trifft sie einzeln, trifft sie schwer.
Vom Hegau her, vom Schwabenmeer
Saust eine dunkle Sturmeswolke.
Das ist Herr Jörg! Es gilt dem Volke!
Die Donau bebt, dem Neckar graust,
Main, Tauber fühlen seine Faust.
Er läd't den Wolf zum reichen Fraße,
Und Asche zeichnet ihm die Straße.
Hin fährt die große Menschenjagd;
O Volk, wie trotzig und verzagt!
Halt' fest, du schwarze Frankenschaar
Mit deinem Geier, deinem Aar!
Im Kirchlein dort, im Trümmerschlosse,

Trotzt sie dem ganzen Bundestrosse;
Vernichtung weht mit heißem Hauch,
Bis Alles stürzt in Schutt und Rauch. —
Der Tod ist still, rechtlos das Recht,
Die Rache süß. Nun zeigt euch echt!
Nun knarrt die Folter, schrei'n die Raben
In Sachsen, Franken, Lothring, Schwaben,
Nun trieft das Blut an allen Enden
Von hocherlauchten Henkershänden.
Der neue Papst in Wittenberg
Spornt sie noch an zum Liebeswerk:
„Stecht, schlaget, würget, liebe Herrn!" —
Volksritter, bist denn du so fern,
Hort wider Kronen, wider Kutten,
St. Georg der deutschen Freiheit, Hutten?
Du feierst, fern der feigen Welt,
Den Sieg im Tod, besiegter Held,
Und schlummerst aus von Trug und Weh
In deiner Wieg' im stillen See.
Deutschland ein Grab! der Würfel fiel
In Blut und Thränen ohne Ziel,
Und Wittw' und Wais' auf blut'gem Grunde
Leis beten sie mit bleichem Munde:
„Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es tief Abend worden ist!"

Die zwölf Brüder und der Menschenfresser.

Nach einem Volksmärchen.

1860.

Zwölf Brüder zogen querfeldein,
Auf gutes Glück zu wandern,
Doch jeder will der Führer sein,
Und keiner traut dem andern.

Denn dem man nur den Finger lieh',
Die Hand nähm' der sich bald, —
Und so im Zwist verirrten sie
In einem wilden Wald.

Sie tappten kreuz und quer allda
Und fürchteten die Wölfe.
Warum? Es war kein Dutzend ja,
Es waren ja nur Zwölfe.
Da blinkt aus einem Haus ein Licht,
Drin sitzt ein Türsenweib:
„Geschwind aufs Dach, ihr arme Wicht',
Es geht euch an den Leib."

Sie duckten droben Mann an Mann
Und hörten schon den Riesen.
Er kam getrampelt durch den Tann,
Da hielten sie das Niesen.
Er aber rief: „Ha, gute Mär'!
Hier menschelt's überlaut!
Gesellen, gebt mir Einen her,
Ich hab' euch schon erschaut."

Nun hielten sie zusammen Rath
Und wurden eins zu Elfen,
Mit Dem, um den's am mindsten Schad',
Sich aus der Noth zu helfen.
Den Zwölften, der halb außen hing,
Den warfen sie ihm dar.
Der Türse fing das arme Ding
Und speist's mit Haut und Haar.

„Meint ihr, daß auf das magre Mahl
Ich schon zur Ruh' mich sehne?"
Und aber schickt die Ueberzahl
Ihm Einen in die Zähne.

„Das schmeckt nach mehr.“ Sie balgen sich,
Bis wieder Einer stürzt,
Und dieser Spaß absonderlich
Hat ihm den Fraß gewürzt.

Verbleiben Zwei. „Ihr meint, mich drück's?
Mein Magen ist noch munter.“
Da stößt der Eine hinterrücks
Den Andern ihm hinunter.
„Brav, Söhnchen,“ spricht der Türs, und wischt
Gemüthlich sich das Maul,
„Du wirst ja wissen, wer nun drischt:
Komm her und sei nicht faul.“

Jetzt wird der Letzte warm und rafft
Sein Heldenthum zusammen:
„Nein, Scheusal, nein, wo Muth und Kraft
In edler Seele flammen,
Da ist umsonst der Hölle Spiel,
Dem Tapfern hilft ein Gott.
Komm an, komm an, was frag' ich viel
Nach deinem Hohn und Spott!“

Der Türse strich den Borstenbart:
„Mein Kind, du machst mich lachen.
So lang ihr noch ein Dutzend war't,
Da galt's, es so zu machen.
Mir ist, nach eurem Zank und Trug,
Vor deinem Gott nicht bang.
Komm, komm, ich hab' noch nicht genug,
Mach mir die Zeit nicht lang.“ —

Ihr Lieben, will dies Liedlein nicht
Behagen eurem Schnabel,
So denkt: es ist ein alt Gedicht
Und eine bloße Fabel.

Und die Moral zu dieser Frist
Wär' draus zu ziehen schwer:
Es gibt ja keinen Bruderzwist
Und keinen Oger mehr.

* * *

1870.

Doch ja, den Oger gibt's zur Frist
In seiner stolzen Babel,
Doch der begrabne Bruderzwist
Macht ihn erst recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott.

Das Märchen vom Waldfegerlein.

Der kleinen Marie erzählt.

Ay, Nachtigol, Waldvegerlain!

Lied aus dem Kuhländchen

1.

Waldfegerlein des Morgens fruh
Saß auf dem Zweig in guter Ruh,
Hatte die Nacht zum Schlaf genutzt,
Guckäuglein Morgens hell geputzt,
Sah munter in den lieben Tag
Und sang ihn an mit süßem Schlag.
Erst sang es nur verstohlen leis,
Dann laut, herzhaft und trillerweis,

Netzt' in dem Thau das Schnäbelein
Und wetzt' es wieder am Baume rein.
Waldfegerlein war jung und zart,
Hatte noch keine Pilgerfahrt
Gewagt, kein Flüglein noch erprobt,
Verborgen seinen Gott gelobt
In eines Baumes grünem Schutz,
Der ganzen weiten Welt zum Trutz!
Nun aber wird's auf einmal stumm,
Gehn ihm Gedanken im Kopf herum
Von Fremde, Welt und mancher Tour,
Das macht, weil ihm ins Köpflein fuhr
Der Thau, den es zu viel geschlürft:
Ach, wenn ich, wenn ich fliegen dürft'!
Ruft's unverseh'ns mit hellem Ton,
Und kaum gesagt, so flattert's schon.
Es will sich umsehn in der Welt
Und bleiben, wo es ihm gefällt.

Waldfegerlein hub auf die Bein',
Hub auf die Flügel und flog waldein.

2.

Ins Waldesdunkel tief hinein,
Durch alle Wipfel groß und klein,
Mit keckem Muthe schwang es sich,
Daß Baum auf Baum vorüberstrich.
Dazwischen gab die Waldesluft
So reinen Hauch, so frischen Duft,
Der grünen Läublein hunderttausend
Schüttelt' ein Windlein lustig zausend.
Waldfegerlein durch Dick und Dünn
Mit großem Jubel flog dahin.
Da kam's auf eine Waldeswiese,
Rings standen die Bäume hoch um diese,
Und mitten drin lag eine Klaus,
Das war ein Eremitenhaus,

Darin der Eremite saß
Und ohne sich zu regen las
Mit Augen, die wie Lichter brannten,
In einem großen Folianten.
Waldfegerlein erblickt ihn jetzt,
Aufs Buch sich ihm vor Augen setzt.
Und hebt zu zwitschern und sprechen an:
„Guten Tag, guten Tag, mein fremder Mann!“
„Hab' guten Tag, Waldfegerlein!
Wie kommst du da zu mir herein?“
„Ich flog eine kleine Weil' spazieren,
Da thät mein Flug mich hieher führen.
Wer bist denn du?“ —
„Ein Eremit.“
„Was ist denn das? sag an, ich bitt'!“
„Das ist ein Mann voll Heiligkeit,
Dem an der Welt gar wenig leit,
Der lebt allein, sich nicht betrübt
Und Lesen über Alles liebt.“
Damit so las er wieder fort
Und red'te weiter nicht ein Wort.
Waldfegerlein wollt' noch Vieles lernen,
Bat ihn, den Tröster zu entfernen,
Erwies dem Buche wenig Ehr',
Wollt' wissen, wie's in der Welt drauß wär',
Aber der Eremit gab kein Gehör.
Waldfegerlein verdroß der Spaß,
Es pickt' ihn auf die lange Nas'
Und flog davon mit lautem Schreien
Bis zu der Bäume letzten Reihen.
Da reckt' es weit den kleinen Hals,
Wie es sich sah am End' des Walds.
Auf einem Baum hat's gehalten Rast
Und hat da einen Entschluß gefaßt.

Waldfegerlein hub auf die Bein',
Hub auf die Flügel und flog feldein.

3.

Jetzt ist es mitten im freien Feld
Und trägt den Schnabel wie ein Held.
Es sieht am Himmel Schäflein gehn
Und auf dem Boden Blümlein stehn,
Und weiß vor Freude nicht wie und was.
Da sieht es in dem tiefen Gras
Einen Storch mit langen Füßen wandern,
Der spießt ein Würmlein nach dem andern.
Wie er so eins behaglich schluckt
Und sich nach einem neuen duckt,
Setzt sich Waldfegerlein von fern
Bescheiden vor den langen Herrn.
Da kam er gleich herbeigestorcht;
Waldfegerlein war in großer Forcht.
„Woher des Wegs, Waldfegerlein?
Du mußt nicht so erschrocken sein:
Was hast du auf dem Feld verloren?"
„Mit Verlaub von Ew. Hochgeboren,"
So sprach Waldfegerlein mit Beben,
„Mir gefällt das grüne Waldesleben,
Das Flattern von einem Baum zum andern
Nicht mehr, drum ging ich auf das Wandern.
Ich möchte gerne sehn die Welt
Und bleiben, wo es mir gefällt."
Herr Langbein lacht mit aller Kraft:
„Waldfegerlein auf der Wanderschaft!
Das sieht ja ganz possirlich aus!
Was hast denn mitgenommen von Haus?
Bist auch mit Gut und Geld versehen,
Um in die weite Welt zu gehen?
Hast ein Wanderbüchlein mitgenommen?
Warohne man nirgends kann durchkommen;
Denn von der Schweiz bis zur Türkei
Ist überall strenge Polizei."

Waldfegerlein sprach mit großer Trauer:
„Da wird mir wohl das Reisen sauer.
Ich habe nichts von all den Dingen,
Ich kann nur ein klein bischen singen,
Womit ich meint' mich durchzubringen."
Waldfegerlein hub an zu weinen,
Da sprach Der mit den langen Beinen:
„Sitz nicht so bang wie der Has' im Schilf,
Gevatter Storch weiß Rath und Hilf!
Mein Kind, sei nur getrost und munter,
Ich bringe dich gewißlich unter.
Sei gutes Muths, laß dich bedeuten,
Ich bringe dich zu braven Leuten.
Und wenn du hübsch artig bist und fein,
So wirst du dort willkommen sein.
Und hast zum Adebar Vertrauen,
So wirst du deine Wunder schauen.
Fürwahr, du sollst mir sehn die Welt
Und bleiben, wo es dir gefällt.
Nun sag einmal, Waldfegerlein,
Gehst du auf meinen Vorschlag ein?"
Waldfegerlein das sprach nicht Nein,
Es hatte noch Thränen im Aeugelein.
Es schlüpft ihm unter den rechten Flügel,
Da flog er über Thal und Hügel
Und bracht' es heim.
Storch und Waldfegerlein
Huben die Bein',
Huben die Flügel und flogen heim.

Mariesein
fragt.

Was ist denn aus dem Waldfegerlein geworden?

Antwort:

Es ist noch gar nichts aus ihm geworden.
Wenn aber einmal was aus ihm wird,
Wollen wir davon reden aller Orten.

Nachschrift:

Doch bei dem nächsten Ostermärchen,
Marielein, fürcht' ich um ein Härchen,
Werd' es uns kaum an Stoff gebrechen,
Vom Gassenfegerlein zu sprechen!

Das Märchen vom Gassenfegerlein.

1.

Waldfegerlein, ans Licht der Welt
Durch Herren Adebar gestellt,
Ward, wie ihm der voraus gesait,
Als eine süße kleine Maid
Mit großer Freudigkeit empfangen,
Wuchs mit vier brüderlichen Rangen,
Zur Lust der Mutter, Spann' für Spann',
Langsam und bedächtiglich heran,
Und kaum erst aus dem Ei geschlupft,
Es wie ein loser Vogel hupft
Die Gassen aus, die Gassen ein,
Drum heißt's nun Gassenfegerlein.
Vernimm, was sich begeben mag!
Einsmals an einem Sommertag
Das Gassenfegerlein sitzt zu Haus
Und sieht ganz unternehmend aus.
Ueber die Nachbardächer herein
Schlüpft leise goldiger Sonnenschein,
Ringelt und spielt ums Strickgarn her,
Wirft lange, lange Lichter übern Boden quer.
Mein fleißig Kind das Strickzeug senkt,
Weiß selbst nicht recht, an was es denkt.
Nun kommt noch gar der grimmige Säger,
Otto, genannt der Geigenfeger,

Kriegt seine Cremoneserin um den Hals
Und denkt: „Nun könnt' ich allenfalls
Meine Lection noch etwas überfliegen,
Werd' wenig gute Wort' drum kriegen!
Der Zinkenist sagt, meinem Genie
Mangle noch gar sehr der rechte Pli,
Vornehmlich aber sei mein Strich,
Klagen Mutter und Geschwister, schauerlich!"
Sofort hantiert und sägt er auf den Därmen,
Alle Katzen im Umkreis thäten sich härmen,
Dem Schwesterlein ging's durch Mark und Bein,
Jetzt weiß es schon, wo aus und ein,
Wirft's Strickzeug in die nächste Ecke,
Richt't sich, schlicht't sich und läuft vom Flecke.

2.

Schon steht's da drunten unterm Haus,
Schüttelt sich noch einmal für Graus:
„Ei, was ich feine Nerven hab'!
Jetzt feg' ich die Gassen auf und ab."
So läuft es denn die Kreuz und Quer
Hinter den lieben Sonnenstrahlen her,
Freut sich der schönen Welt, juchhe!
Und zappelt wie's Fischlein im Bodensee.
O Gassen-, Gassenfegerlein!
Der Jammer kommt gleich hinterdrein!
Warnt dich nicht schon ein heimlichs Zagen?
Dein süßes Herze, thut's nicht schlagen?
Schau, schau! was zieht am Eckstein auf?
O weh! ein heller Gänsehauf!
Geh nicht vorüber, du kommst ins Feuer!
Nimm deinen Rückzug, 's ist nicht geheuer!
Horch, wie sie schnattern. — Thöricht Kind!
Läuft der Gefahr in Rachen blind!
Watschelt eine vor die Fronte, schwer und träg,
Vertritt dem Fegerlein den Weg,

Die sieht wie ein Hausweib fett und geizig,
Hausstaffelneidig, dumm und spreizig,
Spart das Waschwasser für ihren schmutzigen Kopf,
Hat 'n kurzen Hals und dicken Kropf,
Graues Gefieder, struppigen Schwanz,
Kurz, eine allergemeinste Gans,
Und schnarcht: „Ich will dir hopfen und johlen!
Hast dem lieben Gott den Tag gestohlen?
Das Umgeläuf ohne Zweck und Nutz,
Thust's allen rechtschaffenen Leuten zum Trutz!
Ich muß mich placken, Spülicht schmatzen,
Welschkorn fressen bis zum Zerplatzen,
Meine Leber und Schlegel mästen,
Alles für den Haushalt, das schmeckt den Gästen!
Das ist das Ende! wart, du Brut,
Wirst auch noch erfahren, wie's Sterben thut!
Dein fürwitzig Lärvlein, weiß wie Kreiden,
Ich kann's für meine Sünden nicht leiden,
Dein buntes Röckel erzürnt mich sehr!
O mein kurzer Athem, ich kann nicht mehr!
Komm her, du Balg! ich will dich beißen!"
Nun gab's ein Schnappen, Zerren, Reißen!
Gassenfegerlein that 'n hellen Schrei,
Huscht' an dem ganzen Heer vorbei
Und lief und fegt' und wollt' entrinnen,
Verfolgt von hundert Schnarcherinnen.

3.

In vollem Rennen, Schreien, Schnaufen
Mein Kind kam vor ein Haus gelaufen,
Woselbst ein kleiner Dachshund lag
Und seiner Mittagsruhe pflag,
Ein junger Held, Gyger benannt,
Dem Gassenfegerlein wohl bekannt;
Ließ bleichen in der Sonne sein Fell
Und lag halb schlafend vor der Schwell'

Auf seinen krummen Ellenbogen.
Er war dem Mädchen sonst gewogen,
Er fraß das Brod aus ihrem Mund,
Trieb Possen mit ihr so wie ein Hund.
Auch hatte sie ihn ausstaffiert
Mit einem Halstuch buntcarriert,
Daraus zwei Vatermörder stachen,
Da konnt' er nun den Stutzer machen.
Stolziert' mit keckem Gang und Blick,
Warf den gelben Kopf ins Genick,
Und thät unbescheidnen Katzenfellen
Die Nativität ausnehmend stellen.
Daher, als ihn mein Kind erblickt,
Es Angst und Noth von hinnen schickt.
„Er trägt ja meine Liverei,
Wie sollt' er mir nicht springen bei?"
Es thät sich schnelle zu ihm wenden
Und rief mit aufgehobnen Händen:
„Ach! hilf mir, hilf mir, Herzensgyger!"
Freund Gyger vom Boden auf wie ein Tiger,
Wirft den Kopf zurück und zuckt,
Auf die wilde Jagd bedächtlich guckt
Und sinnt, was nach Gestalt der Sachen
In dieser Frage sei zu machen.
Hu, jetzt wirft er sich auf mein Kind,
Belfert und schnappt ganz toll und blind,
Recht wie ein Glied der Hermandad,
Dem sein getreuer Kamerad,
Mit dem er eben noch getrunken,
In voller Angst kommt zugehunken,
Und hinter ihm das Volk im Lauf:
„Ein Ketzer, Dieb! halt auf, halt auf!"
Er fragt nicht lang, greift ihn am Flaus,
Führt ihn zum Brod= und Wasserschmaus,
Nur um sein Fanggeld zu erlangen
Der Bruder mag am Pfahle prangen!
Der Racker! hol' ihn Dieser und Der!

So gibt's der guten Freunde mehr!
Das ist der Welt Lauf und Regiment:
Hat sich die Gunst von dir gewendt,
So schnappen sie gleich nach deinem Pelz,
Und wem's bequem ist, dem gefällt's!
Also erfuhr mein armes Kind,
Wie falsche Freund' gesinnet sind:
Der Gänse Muth nahm überhand,
Weil nun ihr Feind zu ihnen stand,
Sie zupften an dem Röcklein hart
Und bissen nach den Wädlein zart,
Der Hund ihm ans Gesichte sprang,
Gassenfegerlein war nicht wenig bang
Und fegt' und lief mit Angst und Aechzen,
Verfolgt von Gänsen und von Dächsen.

4.

Es steht ein Wirthshaus in der Stadt,
Wo man braun Bier und Bretzeln hat.
Der Tag war heiß und durstig sehr,
Mancher saß drin und rief nach mehr.
Ein Fremder trat just vor die Thür,
Der hatte sich mit kühlem Bier
In großer Ruh sein Herz gelabt,
Da kam das Fegerlein angetrabt
Mit Ach und Weh, auf flücht'gen Hacken,
Die Feinde sind ihm dicht im Nacken,
Die Gänse schnarchen, der Gyger klafft,
Nun stürzt das Kind mit letzter Kraft
Gehetzt dem Wandrer in den Arm
Und winselt, daß es Gott erbarm'!
Der macht nicht vieles Federlesen,
Ein Tritt! und Gyger ist genesen,
Ja ganz geheilt vom Jägerwahn,
Er springt zurück und guckt ihn an,
Derweil der Ritter mit voller Wucht

An den Gänsen seinen Stock versucht.
Nun ging's zuerst dem schnöden Weib,
Der Rädelsführerin, zu Leib!
Am Hals sie einen Streich empfing,
Daß sie den Kopf zu Boden hing
Und mocht' ihn gar nicht wieder heben;
Die andern flohn mit Angst und Beben.
Freund Gyger wechselt die Partie,
Fährt herzhaft mitten unter sie
Und zaust und würgt mit aller Lust;
Das hätt' ich schon zuvor gewußt!
Da nun das Schlachtfeld gänzlich rein,
Der Pilger nahm das Fegerlein
Bei seiner kleinen weißen Hand,
Den Weg mit ihm zurück sich wandt'.
Jetzt war des Kindes Neugier groß,
Es lugt' ihn seitwärts an und schloß
Die blauen Augen halb erschreckt,
Es hat eine Neuigkeit entdeckt!
Ob's seinen Sinnen trauen darf?
Betracht't sein Antlitz heimlich scharf,
Sein'n Blick, Gebärde, Schritt und Tritt!
Es ist, bei Gott! der Eremit!
Mein Kind im Herzen wägt und staunt:
Der Mann schien besser heut gelaunt,
Und war ganz anders auch gestalt't,
Als dazumal im wilden Wald;
Sein langer Bart war geschnitten klein
Zu einem Schnauzelbärtchen fein,
Die Bein' ein wenig krumm gebogen,
Vom vielen Sitzen eingezogen;
Dazu war er ein zierlich Mann,
Hatte modische Gewänder an,
Darin er ging mit Ehrsamkeit,
Jedoch für lauter Gelehrsamkeit
Etwas nachlässig und ungebürst't,
Wie weder Bürger geht noch Fürst.

Das Kind liest lächelnd in seinen Zügen,
Runzelt das Näschen vor Vergnügen,
Im Aug' ihr noch ein Thränlein blinkt.
Der Eremit ihr freundlich winkt,
Wischt ab das Tröpfchen, das der Lieben
Von überstandner Angst geblieben,
Und spricht: „Wie nun, Waldfegerlein?
Wir kennen uns! wie lang mag's sein?
Es denkt uns Beiden wohl nur kaum,
Nur wie ein halbverwehter Traum,
Es ist, als wären wir's nie gewesen,
Als hätten wir's irgendwo gelesen.
So laß uns denn, mein Liebchen, heut
Aus jener unfürdenklichen Zeit
Den dunklen Seelentraum bewähren!
Ich will dir's weiter nicht erklären;
Doch was dich einst so kneipt' und zwickt',
Daß du mich ins Gesicht gepickt,
Gib Acht, das wird in allen Tagen
Dir selber nun gar baß behagen."

5.

Da führt er die verwundert Maid
Zu ihrer Mutter, Frau Adelheid,
Und satzt' sie vor ein großes Buch,
Das hatt' 'n frischen Waldgeruch
(Waren wilde Blumen eingelegt),
Die Blätter hin und her bewegt'
Und thät mit ihr drin buchstabiren.
Derweil ergeht ein heimlich's Rühren,
Als spielt' ein Windhauch mit den Blättern
Und rüttelt' an den hohen Lettern,
Ein mildes Feuer leucht't inwendig,
Wird alles allgemach lebendig,
Ein Buchstab regt sich um den andern,
Thäten wie ein Heer Ameisen wandern

Und bäumten sich und schoßen auf,
Hügel und Bäume stehn zu Hauf.
Mein süßes Seelchen schaut sich an,
Es ist mit Flügeln angethan,
Schwebt mitten in dem großen Wald,
Der scheint viel hundert Jahre alt,
Die Eichen stehen hoch wie Riesen,
Dazwischen grüne Waldeswiesen,
Haushoch gewachsen mit Gras und Kraut,
Die hat keine Sichel je geschaut!
Der grünen Läublein hunderttausend
Schüttelt ein Windlein lustig zausend.
Waldfegerlein durch Dick und Dünn
Mit großem Jubel flog dahin
Und sah Waldbrüder im här'nen Kleid,
All' in der stillsten Waldeinsamkeit.
Das fromme Wild, ohn' Angst und Leiden,
Thät auch allhier verborgen weiden,
Reh' und Hirsche, brüderlich,
Freuten all' ihres Lebens sich,
Fanden überall gedeckten Tisch
Und tranken an dem Brunnen frisch.
Waldfegerlein das Alles sah,
Zu einer Wiese flog es da,
Woselbst ein Fräulein lag und schlief,
Auf grünem Pfühl, gar fest und tief.
Ein Ritter ihr zur Seite sitzt,
Auf sein getreues Schwert gestützt,
Schaut auf die holde Schläferin
Mit unverwandten Augen hin.
Ein Ringlein blickt ihr aus dem Mieder,
Das blitzt und glitzert hin und wieder:
Waldfegerlein, kaum sieht es das,
Denkt: „Ei, das gibt 'n hübschen Spaß!"
Schüttelt sich, das muthwillig Ding,
Fliegt nieder und stipitzt den Ring.
Da springt der Ritter auf mit Macht,

Hat ihres Schlafs nicht weiter Acht,
Verfolgt den naseweisen Dieb,
Läuft immer weiter von seinem Lieb
Und wirft mit Steinen, sehr ergrimmt.
Waldfegerlein den Reißaus nimmt
Und flog davon mit lautem Schreien
Bis zu der Bäume letzten Reihen.
Da ist der Wald auf einmal aus,
Fegerlein sitzt wiederum zu Haus,
Die Sonne durch das Fenster blickt,
Die Mutter sitzt dabei und strickt,
Sie schauet ihr bewegtes Kind
Mit stillem Lächeln an und sinnt.
Der Eremite schließt das Buch
Und spricht: „Für heute wär's genug,
Nun sag, was du gesehn, jetzunder."
Das Kind erzählt sein ganzes Wunder.
Er sieht ihr ernsthaft ins Gesicht:
„Du hast was Feines angericht't!
Wie wird die Schöne bald erwachen
Und klägliche Gebärden machen,
Wird suchen ihren liebsten Herrn,
Der steht im dichten Walde fern,
Wie wird sie dann mit traurigem Girren
Einsam durch öde Wildniß irren!"
Da brach das Kind in Jammer aus,
Schoßen ihr die hellen Thränen heraus.
Sie sucht das Ringlein, will's den Gatten
Getreulich wiederum erstatten,
Allein das ist wie fortgeblasen.
Ein Streiflein war noch auf der Nasen,
Womit sie's Ringlein aufgeschnabelt, —
Das ist nun doch nicht ganz gefabelt.
Der Eremit aufs Knie sie setzt,
In seinem Herzen sehr ergetzt,
Mit mildiglichen Blicken spricht:
„Sei ruhig, 's ist eine alte Geschicht'!

Vor langen Jahren geschehen zwar,
Aber gedruckt in diesem Jahr.
Getrost, der Fehler ist nicht so schwer!
Das Ringlein zwar, das fiel ins Meer,
Aber die Beiden aus ihrem Leid
Haben geerntet süße Freud',
Nach vielem Suchen und wenig Hoffen
Sind sie wieder zusammengetroffen,
Und denk nur, auf den Hochzeittisch
Der Koch bracht' einen mächtigen Fisch
Und wie er dem den Bauch zerschlitzt,
Der Ring aus seinem Magen blitzt.
Die Musikanten bliesen Tusch,
Hoch ließ man leben den todten Busch,
So ist die Sach' gegangen zu!
Drauf haben sie gelebt in Fried' und Ruh,
Schlafen auch längst im kühlen Grab,
Und sind derweil den Bach hinab
Viel hunderttausend Wässerlein.
Das alles findst im Buch da drein!
Nun sag einmal, hast wieder Mücken
Und thust mich in die Nase zwicken,
Wenn ich sitz' über so einer Geschicht'?"
Marielein sprach: „Bei Leibe nicht!"
Nun denn, du Vogel, so halt' dich gut!
Das ist der Seele Milch und Blut,
Davon du dich ernähren sollt,
Daß dir's durch deine Adern rollt,
Und leuchtet aus den Augen dein,
Aus der weißen Haut mit güldnem Schein,
Und wirst in deinem innern Leben
Frei auf Waldvogels Fittichen schweben!
Die Mutter denn auch steuert bei
Mit guter Lehr' und großer Treu,
Dann schützet sich die kleine Hexen
Wohl endlich selbst vor Gäns' und Dächsen!

Marielein
fragt:

Und wie und was?

Antwort:

Nun schau, meine süße Freundin klein,
Mein Wald- und Gassenfegerlein!
Du stehest hier am Eintrittsthor,
Steht Manches noch zu fegen bevor:
Nicht lange mehr, und du wirst sein
Ein Schul- und Kirchenfegerlein,
Da wird ein guter Grund gelegt,
Die Händlein auch manchmal gefegt;
Noch eine Zeit, da schwebt im Reih'n
Ein stattliches Ballfegerlein!
Dann denk ans heut'ge Abenteuer
Und geh mir nicht zu nah ans Feuer!
Hilft nichts! nun kommt im Rosenschein
Ein Lippen- und Bartfegerlein;
Bald werden die Besen herber sein,
Ach, Haus- und Küchenfegerlein!
Dann auch unartiger Kinderlein
Widerspenstiges Lederfegerlein!
So wollen wir dich mit Herz und Saiten
Auf deiner Fegerschaft begleiten,
Da wirst du manches Blümlein fassen,
An manchem Dorn ein Federlein lassen,
Doch Freud' thut sanft, Leid bringt Gewinn,
So fege du durchs Leben hin!
Und wenn die letzte Glocke schlägt,
Bist wohl gescheuert und rein gefegt
Und brauchst kein Fegefeuer nicht!
Der irdisch Käfich, der zerbricht,
Der süße Vogel, der entflieht
Und wird mit einem Wonnelied,
Hoff's! und Gott geb' es allerwegen!
In die himmlisch Freud' hinüber fegen.

Die drei Spinnerinnen.

Märchen.

Es war ein Mägdlein jung und zart,
Jedoch gar träg und faul von Art,
Das nimmer spinnen wollte,
Wie auch die Mutter grollte.
Die fuhr nun einsmals aus der Haut
Und schlug das Kind, das weinte laut.
Die Königin eben ging vorbei,
Trat ein und kam zu dem Geschrei:
„Wer schlägt so aus der Maßen?
Man hört's ja auf den Straßen!"
Die Mutter schämt sich, sagt es nicht,
Wie faul die Tochter sei, und spricht:
„Die Närrin spinnt den ganzen Tag,
Wie viel ich ihr auch wehren mag,
Und ich bin arm, mir fehlt's an Flachs,
Sie meint, daß er in der Hand mir wachs',
Läßt Topf und Kessel rinnen
Und will nur immer spinnen."
Da sprach die alte Königin,
„Die ist mir grad nach meinem Sinn.
Das Spinnen just
Ist meine Lust,
Nie bin ich so
Von Herzen froh,
Als wenn die Spindeln surren,
Oder die Räder schnurren.
Gebt mir die Tochter, Eure Zier,
Ich nehme sie aufs Schloß zu mir;
Dort hab' ich Flachs die Hüll' und Füll',
Da soll sie spinnen, so viel sie will."
Die Mutter hört das gerne,
Denkt: „Faules Kind, nun lerne!"

Die Königin nahm sie mit aufs Schloß
Und führte sie ins Thurmgeschoß;
Da waren Kammern, eins, zwei, drei,
Drei große, hohe Kammern, ei!
Vom allerfeinsten Flachse voll,
So daß er bis zur Decke quoll.
„Nun spinn' mir diesen Flachs, mein Kind,
Und wenn die Kammern fertig sind,
So trägst du meinen liebsten Sohn
Als ehlichen Gemahl davon.
Bist du gleich arm, so acht' ich's klein,
Dein Fleiß soll statt der Mitgift sein.
So magst du spinnen, spinnen,
Dein Glück ist, schau, da drinnen!"

Das Mägdlein das erschrak gar sehr.
Wär' auch das Spinnen nicht so schwer,
Sie bringt den vielen Flachs nicht gar,
Und wär' sie auch dreihundert Jahr
Und ohne Schlaf und Essen
Vor ihrem Glück gesessen.
Ihr war's zu Muth nicht eben sanft,
Sie saß im Flachs, gar nicht im Hanft,
Und weinte nur, die Händ' im Schoß.
Ihr Jammer der war eben groß,
Sie möchte wohl den Ehgemahl,
Den schönsten Stern im Königssaal,
Sie möcht' ihn gern gewinnen,
Und kann ihn nicht erspinnen.
Und da sie nun sich müd geweint,
Die Sonne durch das Fenster scheint.
Sie sieht hinaus, da kommen schnell herbei
Herangewatschelt, eins, zwei, drei,
Drei Weiber, bucklich, grau und alt,
Sie waren wahrlich mißgestalt!
Die Erste von den Dreien trug
Einen Platschfuß, der war groß genug.

Der Zweiten der hing bis ans Kinn
Beinah die Unterlippe hin.
Die Dritte hatt' einen Daumen gar,
Der breit fast wie ein Schäuflein war.
Sie blieben unterm Fenster stehn
Und fragten: „Was ist dir geschehn?"
Sie klagt' ihr Leid, vor Scham so roth,
Da sprachen sie: „Das hat nicht Noth;
Und willst du uns in Gnaden
Zu deiner Hochzeit laden,
Für eigen uns erkennen,
Uns deine Basen nennen,
Dich unser auch nicht schämen,
An deinen Tisch uns nehmen,
So spinnen wir in kurzer Stund
Den Flachs dir weg bis auf den Grund."
„Von Herzen gerne," rief das Kind,
„Nur helft mir, kommt herauf geschwind,
Die Arbeit zu beginnen."
Da kamen die Spinnerinnen
Und hoben flugs zu spinnen an,
Das war so wunderlich gethan.
Die Eine zog den Faden, trat
Mit ihrem breiten Fuß das Rad,
Die Andre macht den Faden naß,
Die Dritte dreht ihn, auch nicht laß;
Schlägt unterm Drehen, risch und frisch,
Den breiten Daumen auf den Tisch,
Und wie sie dreht' und wie sie schlug,
Da fielen fertig wie im Flug
Die Schneller über einander her,
Gesponnen, als ob es Seide wär'.
So leeren sie die Kammern, ei,
Die flächsernen Berge, eins, zwei, drei,
Und spinnen, spinnen, spinnen
Das blanke Hochzeitlinnen.

Das Garn, das lag gesponnen dort,
Die Alten gingen wieder fort:
„Gedenk, was du versprochen hast,
Daß du uns laden willst zu Gast
Und nicht an uns dich scheuen,
Es wird dich nicht gereuen."
Da kam die Königin herein
Und sah das Garn, so viel, so fein:
„Mein Kind, du hältst mir wacker Haus,
Nun richt' ich dir die Hochzeit aus."
Der Bräut'gam freut sich gleicherweis'
Ueber die Braut und ihren Fleiß.
Sie sprach: „Ich habe, mit Vergunst,
Von meinen Basen diese Kunst,
Die haben mir viel Guts gethan,
Drum möcht' ich sie zur Hochzeit ha'n,
Daß sie am Tisch mit essen,
Möcht's nicht im Glück vergessen."
Die Königin und der Bräutigam
Sprachen, ihr Sinn sei tugendsam,
Und luden die Drei zum Hochzeitsmahl.
Die Jungfern traten in den Saal
Und setzten sich mit an den Tisch,
In Tracht und Art altväterisch.
Willkomm den Basen bot die Braut;
Der Bräutigam war nicht erbaut,
Er sprach zu ihr mit einem Schwur:
„Wie kommst du zu der Freundschaft nur,
Zu dieser garstigen Sippe
Mit Finger, Fuß und Lippe?"
Dem Platschfuß bot er rauhen Gruß:
„Wovon habt Ihr den breiten Fuß?"
Die lächelte betreten:
„Vom Treten, vom Treten!"
Darauf die Zweite frug er frei,
Woher die Hängelippe sei.
Die knixte mit Schrecken:

„Vom Lecken, vom Lecken!“
Nun frug er die Dritte zornig sehr:
„Wo habt Ihr den Schaufeldaumen her?“
Die ließ die Augen im Kreise gehn:
„Vom Fadendrehn, vom Fadendrehn!“
Da rief der junge König laut:
„Nun soll sich meine schöne Braut
Hüten mit allen Sinnen
Vorm Spinnen, vorm Spinnen!“

Aber die alte Königin
War sehr betrübt in ihrem Sinn:
„Die Kammern leer! Kein Rocken schwer,
Kein Rad und keine Spindel mehr!“
Da legt sie sich zur ewigen Ruh,
Sie drückten ihr die Augen zu,
Und seitdem ist mit Spinnen
Kein Thron mehr zu gewinnen.

Von den Landsknechten.

Frei nach Hans Sachs.

1. Sanct Peter und die Landsknechte.

Neun arme Landsknecht' zogen aus,
Gingen fechten von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Reiche was.
Nun trug sie eines Tags die Straß'
Hinauf bis für die Himmelspforten.
Gleich liefen's zu und klopften dorten,
Wollten fechten im Himmelreich.
Sanct Petern ward das Herze weich,

Wie er sie stehn sah vor der Thür.
Zum Herrn er ging und trug ihm für:
„Herr, draußen steht eine arme Rott',
Laß sie herein, du lieber Gott,
Sie brauchen's, möchten fechten hie."
Der Herr sprach: „Warten sollen sie."
Als nun die Landsknecht' mußten harren,
Fingen sie an zu fluchen, schnarren:
„Potz Marter, Leiden, Sacrament!"
Sanct Peter diese Flüch' nit kennt;
Meint, sie red'ten von geistlichen Dingen,
Möcht' sie gern in den Himmel bringen
Und sprach: „O lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laß sie herein,
Ich sah noch niemals frömmere Leut'."
Der Herr zur Antwort ihm entbeut:
„O Petre, du kennst sie nit rechte,
Ich seh's ja, das seyn Landesknechte,
Die würden uns mit frechen Sachen
Bald den Himmel zu enge machen."
Sanct Peter aber bat noch mehr:
„Herr, laß sie ein, es gilt dein' Ehr'."
Der Herr sprach: „Nun, so hab' die Last,
Die du dir aufgebunden hast;
Schau dann, wie d' wieder fegst das Haus."
Sanct Peter froh war überaus
Und ließ die frommen Landsknecht' ein.
Die aber, in dem goldnen Schein,
Fechten herum bei aller Welt,
Und als sie erjagt ein Stücklein Geld,
Hocken's zusammen auf einen Plan
Und fangen Landsknecht z' spielen an.
Und eh ein' Viertelstund' verging,
Sich ob dem Spiel ein Zank anfing,
Waren auch gleich wie Stein und Stahl,
Zogen vom Leder allzumal
Und gingen auf einander los

Mit Fluch und Hieb, der Lärm war groß,
Und jagten einander hin und wieder,
Den ganzen Himmel auf und nieder.
Sanct Peter hört das Schlachtgetös
Und eilt hinzu: „Plagt euch der Bös'?
Wollt ihr euch in dem Himmel balgen?
Hebt euch hinaus an den lichten Galgen!"
Solch Wort die Landsknecht nahmen krumm,
Rollten die Augen im Kopf herum
Und thäten ohne alles Zagen
Auf den armen Sanct Peter schlagen,
So daß er kam mit Noth davon
Und klagt's dem Herrn an seinem Thron,
Was sich die Landsknecht' unterstehn.
Der Herr sprach: „Dir ist Recht geschehn.
Hab' ich dir's nicht gesagt erst heut:
Laß sie drauß, es seyn freche Leut'?"
Sanct Peter sprach: „O Herr, das Ding
Verstand ich nit, führ du die Kling'!
Soll mir ein' Warnung sein fürbaß,
Daß ich herein kein' Landsknecht laß,
Weil sie so schlimme Leute sind."
Der Herr einen Engel rief geschwind,
Daß er eine Trommel nahm zur Hand
Und für des Himmels Pforten stand.
Und wie der Engel Lärmen schlug,
Liefen die Landsknecht' all' im Flug
Mit Schwert und Spieß durchs Himmelsthor,
Meinten, es gebe Krieg davor.
Sanct Peter aber in guter Ruh
Schleußt seine Himmelspforten zu
Und sperrt das wilde Heer hinaus.
Ist auch fortan seit jenem Strauß
Kein Landsknecht mehr in Himmel kommen:
Sanct Peter hat sie aufs Korn genommen.
Doch nehmt auf schwankweis dies Gedicht,
Dieweil Hans Sachs ohn' Arges spricht.

2. Warum kein Landsknecht zur Hölle fahren darf.

Einstmals an einem Abend spat
Berief Fürst Lucifer einen Rath
Unten in seinem Höllenschlund,
Da thät er seinen Gesellen kund:
„Man sagt mir, daß in deutschen Landen
Sei gar ein böses Volk erstanden,
Das man daselbsten nennt Landsknechte;
Wer mir zur Prob' ein Dutzend brächte,
Damit ich säh' den Schlag und Kern!
Man sagt, sie fasten nit gar gern,
Lieber seien sie allzeit voll,
Treiben's mit Schlemmen und Prassen toll,
Halten aufs Beten auch nicht viel,
Blättern lieber im Kartenspiel,
Darob sie fluchen und balgen jach,
Almosen geben sei nit ihr' Sach',
Halten's eh' mit dem Widerpart,
Essen oft übel und liegen hart,
Doch dienen sie gern all' Stund und Tag
Einem Kriegsherrn, der spendiren mag,
Sei nun sein Recht grad oder krumm,
Da kümmern sie sich wenig drum.
Nun, Belzebock, fahr hin, mein Knecht,
Der Handel ist dir eben recht.
Fahr mir hinauf in ein Weinwirthshaus,
Wo die Landsknecht' gehen ein und aus,
Und schau' an allen End und Orten:
Wo du mit Werken oder Worten
Ein' Landsknecht magst mit Fug ertappen,
Sollst du mit ihm zur Hölle trappen.
Bringst du ein Paar, alsdann will ich
Vor deinen Gesellen ehren dich,
Will einen Fürsten aus dir machen
Und dich brauchen zu hohen Sachen,

Dir auch verleihn, mit Gebührerlaß,
Den Rabenorden erster Claſſ'."

Alsbald der Teufel Belzebock
Zog an ſeinen unſichthaften Rock
Und fuhr hinauf in ein Weinwirthshaus,
Wo die Landsknecht' ſaßen in Saus und Braus,
Praßten und mit einander ſofen.
Er ſchlüpft in die Hölle hinterm Ofen
Und hört ſie allzuſammen ſagen,
Wie ſie hätten den Feind geſchlagen,
Gehaust mit Raub und Mord und Brand,
In dieſem und in jenem Land.
So große Streiche, daß fürwahr
Dem Teufel zu Berg ſtand all ſein Haar.
Doch dacht' er halb und halb erbaut:
„Aergere Leut' hab' ich nie geſchaut,
Auch iſt ihr Kleid von wilden Sitten,
Zerflammt, zerhauen und zerſchnitten,
Ihr Antlitz ſchrammig, knebelbartet,
Aufs Allerwildeſte geartet,
In Summa, wüſt all' von Geſtalt,
Wie man vor Jahren uns Teufel malt!"

Inzwiſchen gab's einen Würfeltanz,
Im Hui da waren's beſeſſen ganz,
Balgten und wetterten wunderſam,
Schlugen einander krumm und lahm
Und fluchten auch ſo unbeſcheiden,
Als wären ſie Türken oder Heiden.
Der Teufel dacht' nach ſeiner Vernunft:
„Die ſind ja ſchwärzer als meine Zunft;
Fürwahr mit ſolchen Eiſenfreſſern
Könnte man unſern Schlag verbeſſern;
Mir thät's ſchier Noth, davonzulaufen."
Doch hofft' er ſie zu fah'n im Saufen.
Das hatten ſie hoch in Obſervanz,
Brachten's einander halb und ganz,

Gaben dem Glas nur einen Ruck
Und leerten's aus mit Einem Schluck.
Der Teufel thät seine List nit sparen,
Dacht' heimlich mit hineinzufahren,
Wenn's Einem so zu Schlunde lief';
Doch ging's ihm wider Vermuthen schief.
Wenns Einer Einem bracht' allwegen,
Sprach Dieser: „daß d'rs Gott gesegn'!"
Und nahm Der's Glas, sprach: „Ich komm' zu d'r!"
„Ei, g'segn' dir's Gott, mein lieber Bruder!"
Rief Jener und war bei der Hand,
Und also trieben sie's mit einand,
Bis daß sie Alle gesegnet waren
Und konnt' in Keinen der Teufel fahren.
Daraus denn läßt sich's klar beweisen,
Warum sie die frommen Landsknecht' heißen.

Der Teufel hinterm Ofen sitzt,
Gleich einem Narren harrt und schwitzt.
Nun hatt' ein Kriegsheld lobesan
Erschlagen einen alten Hahn,
Den hatt' er hinterm Ofen hangen.
Als nun der Tag schier war vergangen,
Der Landsknecht sprach zum Wirth: „Gesell,
Mach fort, geh hintern Ofen schnell
Und hol den armen Teufel dort,
Rupf ihn und brat ihn allsofort,
Dann wollen wir ihn gemach verspeisen."
Thät damit hintern Ofen weisen,
Wo in der Höll' der Gockel hing.
Doch als der Wirth zum Ofen ging,
Den Hahn vom Nagel langen wollt',
Da meint der gute Belzebold,
Ihm gelt's, das Rupfen und das Braten,
Er thät sich da nicht lang berathen,
Schrie grausam, wie ein gezwicktes Schwein,
Stieß eine Ofenkachel ein

Und nahm den Ausweg aus dem Haus
Durch Ofen und Ofenloch hinaus,
Kam wieder mit Poltern und Rumoren
Hinunter zu den Höllenthoren
Und klopft' in Teufelsängsten an.
Und als man ihm dort aufgethan,
Frug ihn Fürst Lucifer: „Bringst du Keinen?“
Belzebub sprach: „Ja wohl, nit Einen!
Da ist mir meine Haut zu theuer.
Das war ein schlimmes Abenteuer,
Sie hätten mich nächstens erwürgt, gerupft,
Gebrüht, meine Zotteln ausgezupft,
Hätten mich braten und darnach fressen,
Derhalb kann ich gar nit ermessen,
Was uns die Landsknecht' sollten sein,
Die machen uns bald die Höll' zu klein.
Das ist keine Waar' in unsern Kram,
Sie fressen uns wohl allesam.“

Nun Lucifer den Bericht vernommen,
Sprach er: „So soll mir Keiner kommen.
Das ging' doch über allen Spaß,
Würden wir Teufel zu Landsknechtsfraß.
Laßt mir den Handel unterwegen;
Wollen der alten Kundschaft pflegen,
Die ehrbar ist, auch meist von Stand,
Geistlich und weltlich beiderhand,
Und wenn ein Landsknecht fährt die Straßen,
Schlagt ihm die Thür zu vor der Nasen;“
Auf daß kein Unrath uns erwachs'
Von den Landsknechten, wünscht Hans Sachs.

3. Wo die Landsknechte geblieben sind.

Nun aber hat er nicht geschrieben,
Wo die Landsknechte sind geblieben.

So hört. Da diese seit der Stunden
Himmel und Hölle verriegelt funden,

So hielten sie Rath mit allem Eifer
Und ward ein Waibel nebst Trommler, Pfeifer
Zum Kaiser Rothbart abgeschickt,
Der im Kyffhäuser saß und nickt',
Daß er sie sollt' als Ehrenwach'
Aufnehmen unter Dach und Fach.
Der Kaiser der ließ freundlich danken,
Sprach, er sei just in tiefen Gedanken
Und thät' ihm das Getös nit gut.
Sie möchten derweil ganz wohlgemuth
Auf einer grünen Wiese bleiben,
Mit Spiel und Trunk die Zeit vertreiben,
Bis er's erdacht von Ungefähr,
Wie daß dem Reich zu helfen wär'.
Zwar seit manch lieben langen Wochen
Hab' er umsonst den Kopf zerbrochen,
Was seinem Bartwuchs nachgerade
Im Steindurchdringen merklich schade.
Er sinne jetzo fort und fort
Ueber ein alt Sibyllenwort,
Das tröstlich klinge, doch räthselhaft:
Es werde Gutes nichts geschafft,
Als bis der Türke steh' am Rhein
(Werd' wohl der Turkofranke sein);
Und sollt' er das im Reich erleben,
Dann hoff' er gleich sich zu erheben
Und seinen Schild, nach wüstem Traum,
Zu hängen an den Wunderbaum.
Alsdann mit Pfeifen und mit Trommen
Sollten sie eilends zu ihm kommen,
Würden mit Wettern und mit Krachen
Hinfort ihm gar kein Kopfweh machen,
Könnten den alten Pseudotürken
Nach allen Regeln der Kunst zerwürken,
Dürften Sanct Petern am Krummstab messen
Und alle Teufel der Hölle fressen.



Kunstkennerschaft.

Komödie

nach einer Novelle Gasparo Gozzi's.

Personen:

Der Maler.
Florio, ein junger Edelmann.
Theophilus, Krispin, Romulus – seine Freunde.

Malerwerkstätte.

Der Maler

(an seiner Staffelei vor einem Portrait. Ein zweites lehnt daneben. Er hat eben den letzten Strich gethan und steht auf).

Da wär' ich fertig. — Gott sei Dank!
Hinweg von dieser Marterbank!
O aller meiner Freuden Quelle,
Palett' und Pinsel, — fahrt zur Hölle!
Meine Glut ist kalt, mein Geist ist todt,
Die Kunst, die edle, geht nach Brod!
Den Reichen hab' ich sie verdungen:
Das war mir an der Wiege nicht gesungen! —

Der Herr da ist kein übler Mann,
Doch immer nur ein Edelmann!
Das protegirt die heil'ge Kunst
Und macht zum Handwerk sie — mit Gunst!
Sie meinen, der Künstler könnt' an ihnen,
An ihren geisterfüllten Mienen
Der Menschheit Quintessenz studiren,
Darum soll er sie portraitiren
Und statt unsterblicher Gesichte,
Der gottbeseelten Muße Früchte,

Ihre sterblichen Gesichter sudeln,
Wobei sie ihn noch schinden und hudeln! —
Doch, was zumeist mir Armen frommt,
Er ist im Zahlen flott und prompt.
Ja, wenn das Brod im Schranke fehlt,
Der Hausherr um den Hausszins schmählt,
Der Ofen dasteht ungeheizt,
Dann drängt's, daß man nach Gelde geizt.
Armuth zwingt noch zu niedrem Trachten:
Wer's hat, der kann es leicht verachten!
Ich wünsche nicht des Ritters Prunk,
Doch meinen Bissen, meinen Trunk,
Den hätt' ich gern mein ganzes Leben,
Um nicht vor jedem neuen Tag zu beben!

Der Herr ist höflich und human,
Das steht dem Reichen trefflich an!
Er soll es allezeit betrachten,
Daß Andere mit Unrecht schmachten. —
Jedoch, sein Kunstgefühl in Ehren!
Wenn nur nicht seine Freunde wären!
Unreife Knaben, schnöde Laffen,
Die Alles ungescheut begaffen
Und, um für Kenner zu passiren,
Das Beste schamlos kritisiren.
Ich möcht' sie links und rechts ohrfeigen,
Und muß zu dem Geträtsche schweigen.
Denn Er läßt sich davon beschwatzen
Und glaubt all ihre albernen Fratzen.
Nun haben sie ihm weis gemacht,
Sein Bild sei nicht mit Fleiß gemacht,
Es sei verzeichnet, übereilt,
Und wie dergleichen Volk urtheilt.
Das macht ihn irr, mich macht es wild,
Doch er verlangt ein ander Bild;
Er will mir's lohnen, königlich,
Und ich — ach! ich bequemte mich!

Da ist's! — ein gutes Bild, ein schönes,
Doch ist es besser nicht als jenes.
Auch konnt' es besser nicht gelingen,
Nur mußt' ich seine Noten singen.
Ich hoff', er wird zufrieden sein,
Und seine Freunde obendrein:
Sie haben, was ihr Herz begehrt,
Und sehn als Kenner sich bewährt.

(Es klopft.)

Herein! — Nun füg' es Gott zum Guten!

Florio

(tritt auf).

Mein Freund! ich kann Euch kaum zumuthen,
Daß mit dem Bild Ihr fertig seid.

Der Maler.

Doch, gnädiger Herr! es ist bereit.

Florio.

Zeigt her! — Nun, das muß ich gestehn,
Dies Bildniß ist bezaubernd schön!
Nicht ich! ich mein' das Conterfei,
Die Farben, kurz, die Malerei.
Mein Freund! Ihr habt Euch wohl erprobt
Und seid es werth, daß man Euch lobt.
Wie wird sich meine Dame freuen! —
Gut war's, das Bild doch zu erneuen —
Ich hab' es ihr versprochen neulich,
Mein Säumen war fast unverzeihlich. —
Die Tracht auch ist von guter Wahl
Und besser als das erste Mal.
Das Grün da sticht sehr hübsch ins Gelbe.

Der Maler

(bei Seite).

Ach, lieber Gott! es ist dieselbe.

Florio

(sich die Hände reibend).

Was ist die Glocke?

Der Maler.

Nah an Vier.

Florio.

Ich bin nun voller Neubegier,
Ob's meinen Freunden auch gefällt:
Ich habe sie hieher bestellt.
Die sind Euch nicht ganz angenehm?

Der Maler.

Ein Kritiker ist nie bequem.

Florio.

Sie setzten neulich Euch in Aengsten.

Der Maler.

Ja, sie sind von den Allerstrengsten.

Florio.

Sie sind im Urtheil etwas scharf.

Der Maler.

Wenn man nicht selber schaffen darf,
So fühlt man eher sich befreit
Von eigner Unzulänglichkeit.

Florio.

Ihr hattet Müh' mit dem Gelingen,
Das soll Euch nicht zu Schaden bringen.
Nehmt, wackrer Meister, Euern Lohn.

(gibt ihm eine Börse)

Ich höre sie; da sind sie schon!

Theophilus, Krispin, Romulus
(treten ein).

Theophilus.

Ah, Freund! Ihr seid uns vorgekommen?

Krispin.

Wie steht es mit dem Bild?

Florio.

Willkommen!

Romulus.

Ich find' es kalt in diesem Zimmer.

Theophilus.

Das Holz! Ein Maler hat's nicht immer.

Krispin.

Nehmt ein paar Rahmen! was ist's auch?

Theophilus
(lachend).

Laßt ein Gemäld' aufgehn in Rauch!
'S wird nicht so viel verloren sein.

Der Maler.

Ich will Euch vorher conterfei'n.

Romulus.

Treibt mit der Kunst nicht eitlen Spott:
Ein echter Künstler ist ein Gott.

Florio.

So wendet hierher euren Blick:
Gesteht, es ist ein Meisterstück!

Romulus.

Ich will es durch mein Glas beschauen.

Theophilus.

Ich kann mich nicht sehr dran erbauen.

Krispin.

Daß Ihr es sein sollt, sieht man eben.

Romulus.

Dem Antlitz fehlt's am echten Leben.

Theophilus
(ist auf die Seite getreten und will den Vorhang von einem Bilde ziehen).

Ah, da ist eine Novität!

Der Maler
(abwehrend).

Vergebt, mein Herr! 's ist kein Portrait.
Dort könnt Ihr nach Gefallen hausen,
Hier laßt das Zupfen und das Zausen.

Theophilus.

'S wird eine Mutter Gottes sein.
(Zu Florio's Bilde tretend.)
Das Bild ist leblos wie von Stein.

Romulus.

Sogar im Technischen fehlt Ihr schwer.

Der Maler
(bei Seite).

O brich nicht, Geduld, du zitterst sehr!

Romulus.

Der Ton ist matt, die Farben spröde!

Theophilus.

Von Aehnlichkeit ist nicht die Rede.

Romulus.

Der Firniß scheint mir etwas dürr.

Theophilus.

Wahrscheinlich fehlt es an Geschirr.

Krispin.

Schmutzflecken seh' ich dort am Arm.

Der Maler
(bei Seite).

Schlagschatten sind's: daß Gott erbarm'!

Florio.

Ihr scheint mir doch zu streng, ihr Herrn:
Gesteht, es gleicht mir.

Krispin.

Ganz von fern.

Romulus.

Das erste Bild kam ziemlich nah.

Theophilus.

Das erste war noch besser, ja.

Florio.

So schlecht ist's doch nicht.

Theophilus.

Florio!
Auf Ehre, wär' Eu'r Antlitz so,
Ich blieb' Euch stets zehn Schritt' vom Leibe.

Krispin.

Das Bild bestimmt Ihr einem Weibe?

Florio.

So ist's.

Krispin.

Bedenkt Euch, eh' Ihr's thut;
Ich hätte wahrlich nicht den Muth.
Wir sehn, Ihr seid damit gemeint,
Doch Frauen richten streng, mein Freund!

Theophilus
(auf das Gemälde zeigend).

Eu'r schiefes Maul wird sie verdrießen,
Gebt Acht, sie wird das Bild nicht küssen.

Romulus.

Ein Bild, im ersten Wurf nicht ähnlich,
Bleibt stets verpfuscht. So geht's gewöhnlich.
Verbessern mehrt das Uebel nur.
Mein Freund! es fehlt Euch an Natur.

Krispin.

Ihr mögt ein braver Künstler sein —
Das Glück stellt sich nicht immer ein.

Theophilus.

Mit Einem Worte, das Genie
Das macht sich nicht durch Fleiß und Müh.

Der Maler
(mit mühsamer Fassung).

Ihr Herrn, ihr habt mich hoch verpflichtet,
Wiewohl ihr mich so streng gerichtet.
Ich seh' aus euren Reden wohl,
Worauf ein Künstler achten soll.

Ich merk' aus eurem Unterricht,
Woran es meinem Bild gebricht.
Ich bessr' es aus in kurzer Zeit,
Es fehlt nur eine Kleinigkeit.

Theophilus.

Was fehlt?

Krispin.

In kurzer Zeit?

Romulus.

Ei, ei!
Mein Freund Ihr fallt in Raserei.

Der Maler.

In einer Stunde will ich hoffen,
Daß ich die Aehnlichkeit getroffen,
In einer halben Stunde gar!
Aus euren Reden ward mir's klar.

Krispin.

Da möcht' ich wohl zugegen sein!

Der Maler.

Ihr sollt! — Die Luft ist frisch und rein:
Ein kleiner Gang, jetzt unternommen,
(anständig über die Stirne fahrend)
Wird euch gewiß gar wohl bekommen.
Eh ihr den großen Platz durchwandelt,
Ist dieses Bildniß umgewandelt.
(Zu Florio.)
Euch, gnäd'ger Herr, bitt' ich zu bleiben.

Theophilus.

Was mögt Ihr doch für Possen treiben?

Der Maler.

O sitzt mir, Herr, zum letzten Mal!

Florio
(zu den Andern leise).

Seht! mich erbarmt des Mannes Qual.

Der Maler.

Mein Wort und meine Ehr' verpflicht' ich.

Theophilus
(halblaut).

Hört, Der ist nicht im Kopfe richtig.

Romulus.

Es sei! Ihr sollt uns billig sehn.

Theophilus.

Kommt, laßt uns denn spazieren gehn!
Das gibt 'n Spaß!

Florio.

Wohlan denn, Brüder!
In einer halben Stunde wieder!
(Theophilus, Krispin, Romulus ab.)

Florio.

Mein lieber Maler, tröstet Euch!
Der Tag, die Stimmung ist nicht gleich.
Ich rechn' es Euch gewiß nicht an,
Ihr habt Eu'r Möglichstes gethan.
Mir selber, wie ich zu Euch trat,
Schien dieses Bildniß accurat.
Ich kenne mich nicht so genau,
Doch anders nimmt das eine Frau.
Vielleicht ist's schwierig, mich zu treffen.

Der Maler.

Da müßte mein Talent mich äffen!
Eu'r Antlitz ist nicht so verhext.
Fürwahr, scheint Euch das Bild verklext?

Florio.

Ihr habt ja des Gemäldes Werth
Aus Kennermunde selbst gehört.

Der Maler.

Das Bild ist gut, die Kunst ist echt!

Florio
(bei Seite).

Verdammt hochmüthiges Geschlecht!

Der Maler.

O zürnt nicht dem gereizten Mann,
Hört nur zwei Worte gütig an!
Ein Künstler fleht Euch, schwer gekränkt,
Daß Ihr ihm Eure Achtung schenkt.
Ich habe sie verdient, bei Gott!
Und nicht den jugendlichen Spott.
Von Jugend auf mit Herz und Sinn
Gab ich der Kunst mich einzig hin:
Was unser Dasein oben hält,
Freuden und Güter dieser Welt,
— Ich rede nicht von Ueberfluß —
Doch selbst den mäßigsten Genuß,
Der Speisen und des Tranks Genüge,
Den Anblick lieber Menschenzüge,
Des Lebens Trost — ja selbst das Leben
Hab' ich ihr freudig hingegeben.
Sie war mein Weib, sie mein Geselle,
Sie meines Lebens Luft und Helle.

Die Freude hat mir nie gelacht,
Doch unermüdlich Tag und Nacht,
Den süßen Schlaf, die Panacee
Für alle Mühsal, alles Weh,
Gewaltsam brechend, lauscht' ich nur
Dem Gang der ewigen Natur,
Beflissen, in gleich ewigen Bildern
Treu ihre Herrlichkeit zu schildern.
Nur darin fand ich Glück und Heil,
Denn Andres ward mir nicht zu Thei.
Ich habe nie darob gemurrt,
Daß mir nicht günstiger die Geburt
Und meiner Eltern Habe war:
Die Kunst war mir dafür dienstbar
Und trug mir durch das Conterfei'n,
So viel zum Leben nöthig, ein.
'S ist Kunst darin! es läßt gar schön,
Ein Antlitz wie im Spiegel sehn,
Das auf der Enkel späte Welt
Sich unverändert treu erhält,
Damit noch sie, die Späten, Fernen
Den todten Ahnherrn kennen lernen.
Doch ist's dem Künstler nur ein Dunst:
Das ist das Handwerk,

(auf das Portrait deutend)

dies die Kunst.

(Er enthüllt ein Gemälde, welches ihn zugleich als einen nunmehr bekannten und berühmten Meister bezeichnet, und dessen Wahl dem Decorateur überlassen bleibt. Florio betrachtet es aufmerksam, indessen schließt der Maler den Fensterladen und zündet Lichter an.)

Florio.

Ein Meisterstück! ich staune ganz!
Welch Leben! welcher Duft und Glanz!

Der Maler.

Ihr müßt Euch hierher stellen.

Florio.

Schön!
Vortrefflich! groß! ich muß gestehn.
Allein, mein Freund, die Zeit geht hin:
Was habt Ihr nun

(gegen das Portrait)

mit dem im Sinn?

Der Maler
(lachend).

Ja so! das hätt' ich fast vergessen:
Ich soll mich mit den Herren messen.
Zwar Eure Freunde sind's, allein
Ich kann mein eigner Feind nicht sein.
Ich will Euch grad heraus bekennen,
Man kann sie keine Kenner nennen.

Florio
(stolz).

Wie? dürft Ihr Euch so viel erlauben?

Der Maler.

Noch mehr! Ihr könnt aufs Wort mir glauben,
Daß sie noch nie bis Mitternacht,
Gleich mir, gesonnen und gedacht,
Wie der Natur, der Wahrheit treu
Und tadellos zu schaffen sei
Ein menschlich Bild und Angesicht.
Im Weg der Kunst gewißlich nicht! —
Allein die jungen Herrn sind eitel
Und trotzen auf den vollen Beutel.
Es kitzelt sie, den Stab zu brechen,
Gelehrt in Alles mitzusprechen.
Je mehr sie schmähn, je mehr sie tadeln,
Je mehr sie sich als Kenner adeln.
Doch wollt' ich mir die Mühe nehmen,
Ich könnte grausam sie beschämen,

Ich könnte zeigen, daß sie, blind,
Schmutzflecken sehn, wo Schatten sind, —
Sie ließen doch nicht von der Art,
Doch Ihr, der Ihr gerechter wart,
Dies Bild ein wohlgerathnes nanntet,
Verdientes Lob ihm zuerkanntet,
O glaubt mir, gnädiger Herr, ein Mann,
Der unbedacht noch nichts begann,
Der stets sich redlich hat beflissen,
Muß mehr von solchen Dingen wissen.
Der Leichtsinn schwatzt und fährt dahin
Und denkt in seinem flüchtigen Sinn
Nicht an die Ehre, die er kürzt,
Nicht an das Urtheil, das ihn stürzt.

Florio.

Nicht ohne Grund sind Eure Klagen,
Ich kann Euch Achtung nicht versagen.
Allein was führt Ihr jetzt im Schild?
'S ist Zeit zu keinem neuen Bild.

Der Maler.

Wir hätten davon auch wenig Dank!

Florio.

Wie helft Ihr Euch?

Der Maler.

Mit einem Schwank.
In welchem von den zwei'n, sagt's offen,
Hab' ich am besten Euch getroffen?

Florio.

Das erste kommt am nächsten bei.

Der Maler.

Ihr urtheilt recht! Denn es ist frei.
Beim zweiten bin ich zu befangen

Und ohne Lust ans Werk gegangen.
Komm, armes Schäflein, du mußt sterben!
(Er schneidet dem Bilde den Kopf aus und thut während der folgenden Reden einige kräftige Pinselstriche.)

Florio.

Wie mögt Ihr dieses Bild verderben?

Der Maler.

Die Unthat ist geschehn!

Florio.

'S ist Schade!

Der Maler.

Da ist kein Mitleid, keine Gnade.
Noch minder gnädig geht es Jenen!

Florio.

Wie so? was habt Ihr vor mit Denen?

Der Maler.

Ihr sollt, die jungen Herrn zu necken,
Den Kopf durch diese Leinwand stecken.
An Eurem eignen Angesichte
Wird ihre Kennerschaft zunichte.
Gebt Acht, sie werden sich blamiren
Und Euch erbärmlich kritisiren.

Florio.

Mein Freund! denkt Euch was andres aus,
Der Schwank ist mir zu bunt und kraus!

Der Maler.

Der Hintergrund ist fertig — so! —
Ihr wollt nicht, edler Florio?
O helft mir! steht nicht abgewendet!
Ich habe meine Ehr' verpfändet!

Florio.

Glaubt Ihr denn, solch ein Gaukelspiel
Führ' Euch — o geht mir doch! — zum Ziel?

Der Maler.

Ich setze meinen Kopf! die scharfen
Kunstkenner werden sich entlarven!

Florio.

So seichte Laffen sind sie nicht!

Der Maler.

Doch, ich behaupt's Euch ins Gesicht!

Florio.

Wir haben Schimpf und Spott davon!

Der Maler.

Auf mich den Schimpf! auf mich den Hohn!

Florio.

Sie lassen sich nicht straflos äffen!

Der Maler.

Mich sollen alle Folgen treffen!
Wenn sie als Kenner sich bewähren,
So thatet Ihr's zu ihren Ehren,
Und gehn sie in das Netz, so werden
Sie still und friedlich sich geberden.

Florio.

Es ist nicht möglich, kann nicht sein!

Der Maler.

Ihr müßt mir Euren Beistand leihn!
Seht! das Gerüste dort im Schatten
Kommt trefflich unsrem Plan zu Statten.

Dort müßt Ihr Euch zur Schau bequemen,
Der Kenner Urtheil zu vernehmen.

Florio.

Je nun, 's gibt einen Spaß: es sei!

Der Maler.

Ihr wagt das Mindste nicht dabei.

Florio.

Gebt Acht! Ihr werdet zum Gelächter!

Der Maler.

Bangt nur für Eure Kunstverächter!

Florio

(hinaufsteigend und mit dem Kopf im Gemälde erscheinend, das der Maler zurechtstellt).

O Maler, Euch wird's schlecht ergehn!

Der Maler.

Habt keine Furcht! — Nun laßt 'mal sehn.
Den Kopf noch etwas tiefer. Gut!
Sieh doch, was die Beleuchtung thut!
Die Aehnlichkeit ist nicht zu leugnen.
Es könnte fast mir selbst ereignen,
Euch für ein Bild zu halten, Herr!

Florio.

Ich bin doch etwas im Gesperr —

Der Maler.

O würde mir das Glück beständig,
So wahr zu malen, so lebendig!

Florio.

Wenn sie's mißdeuten — halt! ich will —
(Er bewegt sich.)

Der Maler
(hält ihn am Kopfe fest).

Sie sind schon an der Thüre; still!

Florio
(seufzt).

Theophilus, Krispin, Romulus
(treten wieder auf).

Krispin
(zu Theophilus).

Euch schimmern günstige Gestirne!

Theophilus.

Krispin, das war 'ne prächt'ge Dirne!

Krispin.

Doch ist der Sieg noch nicht verbrieft.

Theophilus.

Ich bin erfahren und geprüft.
Der Glutblick im Vorübergehn,
Den sie mir zuwarf —

Krispin.

Hab's gesehn!
Und auch das Zeichen, das Ihr gabt:
Ich hätte nicht das Herz gehabt.

Theophilus.

Und wie sie heimlich dann genickt?

Krispin.

Bei Gott, das hab' ich nicht erblickt!

Der Maler.

Gefällt es euch, ihr Herrn?

Theophilus.

Ja so.

Das Bild!

Krispin.

Wo ist denn Florio?

Der Maler.

Er ging nach euch zu sehn.

Krispin.

Allein

Er sollt' uns doch begegnet sein.

Der Maler.

Er wird nicht lange warten lassen.
Beliebt, euch in Geduld zu fassen,
Und übt indeß nach Recht und Pflicht
Das ausgeschriebene Gericht.

(Er führt sie vor die Leinwand und rollt einen Vorhang, der über Florio gezogen war, hinweg.)

Hier ist das retouchirte Bild:
Ich bitt' euch, seid im Urtheil mild.

(Sie betrachten es eine Zeitlang schweigend.)

Theophilus
(leise zu Romulus).

Was ist Eu'r Votum, Romulus?

Romulus
(zuckt die Achseln).

Theophilus
(laut zum Maler mit geringschätzigem Tone).

Ich macht' Euch, Freund, nicht gern Verdruß.

Der Maler.

Sagt's frei! ich bin nicht so empfindlich.

Theophilus.

Die Arbeit ist nicht gar zu gründlich.

Romulus
(entschieden).

Mein Freund, Ihr müßt die Kunst quittiren.

Krispin.

Ihr seid kein Mann zum Portraitiren.

Der Maler
(bei Seite).

Triumph! Triumph! ich bin gerächt!
(laut)
Das Bild ist also wieder schlecht?

Romulus.

Gut — schlecht! das ist nur relativ:
Schon Eure Kunstideen sind schief!
Ihr meint, der Fleiß könn' Alles richten,
Durch Bessern werd' es gut: mit nichten!
Umsonst, daß Ihr Euch plackt und quält:
Kein Geist ist da, das Leben fehlt!
Ich hab's gesagt und sag' es wieder:
Mein Freund, legt Euren Pinsel nieder!

Der Maler
(sich zornig stellend).

Ihr urtheilt nicht, wie Kenner thun.

Theophilus.

Herr Maler, laßt den Hochmuth ruhn!
Wenn Ihr was Schlechtes habt gemacht,
So ziehet ein und tretet sacht!

Der Maler.

Das Bild ist trefflich!

Theophilus.

Nein, abscheulich!

Romulus.

Laßt Euren Stolz! Die Kunst ist heilig!
Allein ich hab' es ja gesagt,
Ihr braucht sie nur als eine Magd.

Der Maler.

Ins Blaue spricht ein Kenner nicht:
Sagt, wo es meinem Bild gebricht.

Romulus.

Am Geist! am Leben!

Krispin.

An dem Kleid!

Theophilus.

Vornehmlich an der Aehnlichkeit.

Der Maler.

Das Bild trägt eures Freundes Züge!

Theophilus.

'S ist eine unverschämte Lüge!

Der Maler.

Wo sieht's ihm nicht gleich?

Krispin.

An der Stirne!

Theophilus.

Die Nas' ist plump wie eine Birne!

Krispin.

Das Auge Florio's ist blau,
Doch diese hier sind katzengrau.

Theophilus.

Das Haar ist häßlich und verwirrt!

Der Maler
(bei Seite).

Das ist nun doch nicht ganz geirrt:
Ich hab's zerzaust, als ich ihn hielt.

Krispin.

Seht doch, das rechte Auge schielt!

Florio
(niest).

Der Maler
(sich schnell umwendend).

Habt Dank, ihr Herrn!

Romulus.

Warum?

Theophilus.

Wofür?

Der Maler.

Ich glaubte, Prosit sagtet ihr.

Romulus
(hochmüthig).

Nein!

Der Maler.

So war ich in Trug befangen.

Krispin.

Am schlimmsten ist's dem Mund ergangen:
Schief war er, jetzt ist er noch schiefer!

Theophilus.

Die Lippe hängt!

Krispin.

Es hängt der Kiefer!

Theophilus.

Die Ohren sind zu lang und schmächtig.

Romulus.

Der Teint ist gelb und niederträchtig.

Theophilus.

Ein wahres Affenangesicht!

Florio.

Selbst Affe!

Krispin.

Das Gemälde spricht!

Florio.

Meerkatzen ihr!

Die Kenner.

'S ist nicht geheuer!
(Ergreifen die Flucht.)

Der Maler
(vertritt ihnen den Weg).

Halt, halt! jetzt geht es erst ins Feuer!
Ihr thut, als wär't ihr schon am Messer?
Wie? kennt ihr euren Freund nicht besser?

Bleibt, bis der wohlverdienten Predigt
Der edle Florio sich entledigt,
Und wenn er schilt, verargt's ihm nicht,
Dieweil er ja nur bildlich spricht.

(Er führt sie vor Florio, den sie erstaunt ansehen.)

Florio
(immer noch in der Leinwand).

Ja, kommt nur her und steht und gafft,
Ihr Muster echter Kennerschaft!
Ihr Kräh'n! wie könnt ihr euch entblöden,
Anmaßlich von der Kunst zu reden?
Hat euch das Herz denn nicht gepocht?
Mit welcher Stirn habt ihr's vermocht,
Den kunstbegabten Meister hier,
Ihn, aller Maler Preis und Zier,
Zu höhnen, ohne Grund zu hetzen,
Ja, an der Ehre zu verletzen?
Habt ihr denn nicht gefühlt, wie ärmlich,
Wie niederträchtig, wie erbärmlich,
Wie bübisch Ignoranz erscheint,
Wenn sie der Bosheit sich vereint?
Wie sie in ihrer Blöße stehn!
Es ekelt mich, sie anzusehn.
Hinweg! und bleibt mir ewig fern!

Der Maler.

Kriecht in ein Mausloch, liebe Herrn!

Romulus.

Ich kann das nicht entgegen nehmen,
Ich werd' Euch öffentlich beschämen!
Ein Mann von Bildung duldet nicht,
Daß man ihn hänselt ins Gesicht.

(Zum Maler.)

Ihr sucht umsonst Euch zu erheben:
Bleibt nur am niedern Boden kleben!

(Schnell ab.)

Krispin.

Daß Ihr es war't, ich wußt' es gleich.

Theophilus.

Ich auch!

Krispin.

Ich trieb nur Scherz mit Euch.

Theophilus.

Wir merkten Euer feines Stück
Und gaben's Euch mit Zins zurück.
Ihr machtet hier ein schlecht Geschäft:
So geht's, wenn man den Kenner äfft!
Noch ein's: was wir am Bild gescholten,
Hat dem Original gegolten!
'S ist wahr! ich will es unterschreiben!

(Beide ab unter lautem Gelächter.)

Der Maler.

Nun, Die verstehn sich gleich zu bleiben!

(Zu Florio, der vom Gestell herunter kommt.)

Wie! hab' ich Euch genug gethan?

Florio.

Mein Freund, Ihr seid ein Ehrenmann!
Ihr habt die Laffen gut geschoren,
Habt aufgedeckt die Eselsohren.
Bekümmert Euch nicht fürder drum!
Solch Volk bleibt ewig schlecht und dumm.
Auf Euer Urtheil kann ich bau'n!
Ihr habt fortan mein ganz Vertrau'n,
Und — besser kann ich's nicht bezahlen:
Ihr sollt mir meine Liebste malen!

Der Fremdling.

Im dichten Wald, auf hoher Rüster,
Siedelt' ein schwarzes Ehepaar,
An Sinnesart so eng und düster,
Wie seine öde Heimath war.
Sie waren beide ausgeflogen;
Im Neste lagen, schlecht versteckt,
Fünf Eier, blaßgrün, braungefleckt.
Da kam ein Jägersmann gezogen;
Vom wolkennahen Felsenhorst
Führt' ihn der Weg durch diesen Forst.
Das Glück war ihm nur halb gewogen,
Es hatt' ihm kleinen Fang geschenkt,
Ein Ei, ein weißes, braun gesprenkt;
Das hatt' er droben mitgenommen,
Um nur nicht leer nach Haus zu kommen.
Und wie er so sich gehen läßt,
Sein muntres Aug' entdeckt das Nest.
Husch, sitzt er in des Baumes Krone,
Nimmt aus dem Nest der Eier drei,
Legt, dem verwaisten Haus zum Hohne,
Das fremde Ei den zweien bei,
Klettert wieder am Stamme nieder
Und geht im Walde fort und jodelt Schelmenlieder.

Die Rabeneltern kamen heim
Und nahmen's mit Entsetzen wahr:
Zwei Kinder weggerafft im Keim!
Ein Wechselbalg das dritte gar!
Denn größer war das weiß und braune,
Sah nicht wie Frucht der Rabenlaune.
Hinweg! Um den verwünschten Wicht,
Den Bastard, aus dem Nest zu fegen,
Versucht die Räbin frisch zu legen,

Doch diese Kunst gelang ihr nicht.
Und nun, o schwacher Kindersegen!
Wie wird die Welt sich kitzeln nun,
Wie garstig wird die Sippschaft thun!
Man muß die Gottesgabe sparen:
Und seufzend setzt die Räbin sich,
Ihr Nest vor Schand' und Spott zu wahren,
Aufs Kleeblatt hin. Der Rabe wich
Nur selten, eilig wiederkehrend,
Den heimgebrachten Vorrath mehrend.
Lenz kam, die Brütezeit verstrich,
Und pflichtlich schlüpft', in schwarzem Flaus,
Am zwanzigsten ein Räbchen aus;
Das andre folgte gleich zur Stelle.
Das dritte Ei verzog, das helle.
Die Räbin saß sich müd und schwach,
Der Rabe half aus Leibeskräften,
Ein Neuling zwar in Brutgeschäften,
Doch auch das Junge, Krach um Krach,
Half unverzagt von innen nach,
Bis endlich drauf am dritten Tage
Die harte Schale vollends brach
Und draus hervor ging ohne Frage
— Wie war der Eltern Freude groß! —
Ein echter Rabensohn, kohlschwarz und tadellos.

So wuchs er in des Jahres Lauf
Mit den Geschwistern beiden auf,
Nur daß er größer ward als die,
Und ward der Stolz der alten Raben.
Wie heilig froh doch waren sie,
Ihn nicht vors Nest gesetzt zu haben!
Jetzt kommt und schaut die junge Brut,
Gevattern und Gevatterinnen!
Der Eine ist für Dreie gut,
An dem ist Ehre zu gewinnen.
Die Schwingen decken schon den Schwanz,

Nur etwas unbeholfen ist er,
Und während schon in vollem Glanz
Ihr Flugwerk tummeln die Geschwister,
Sitzt er zu Haus und bleibt vom Tanz.
Drob thät die Mutter still sich grämen.
Und wie es gar zum Laufen kam,
Da mußt' er sich, der Jüngste, schämen:
Sein Wandel schalt ihn lendenlahm.
Er konnte nicht, wie brave Raben,
Ernsthaft spazieren, rüstig traben;
Ein plumper Schwung, halb Flug halb Sprung,
War seine ganze Stümperung.
Ihn floh des Rabenschrittes Würde;
Der Mutter schuf das neue Bürde.
Auch bei den Redeübungen
Gab's Elternstolzestrübungen.
Der Jüngste lernt kein G, kein K,
Sein Graab und Krack bleibt ewig Ra.
Das ist nun doch ein Hauptgebrechen:
Himmel, wie will er einesmals,
Beim Mangel jedes Gutturals,
Volksthümlich zu dem Volke sprechen?
Das wär's, wozu Natur ihn schuf.
Die Stimme kündet den Beruf,
Die mit durchdringender Gewalt
Weit über Berg und Thal erschallt,
So daß mit Schreien, Zwitschern, Summen,
Die Nachbarn nah und fern verstummen.
Die Eltern hören's selbst mit Graus:
Doch kann sich ja noch Alles geben!
Macht er sich langsam auch heraus,
So kann man doch noch Freud' an ihm erleben.

Die Brut war reif, das Jahr war um,
Da gab's ein groß Miraculum.
Dem jüngsten Raben färbte sich
Sein schwarz Gefieder sichtbarlich;

Am Ende war es dunkelbraun
Und golden angehaucht zu schau'n;
Gelb ward der Schnabel, gelb die Beine —
Größere Trübsal sah man keine.
Entartet Kind, so heißt es jetzt,
O hätte man dich ausgesetzt!
Er selbst erscheint sich wie gerichtet,
Der alle Hoffnung so vernichtet,
Und wäre gern der Andern Knecht,
Getreu zum Niedrigsten verpflichtet,
Doch was er thun mag, ist nicht recht.
Und doch wär' man mit ihm versehen:
Sein Blick ist, sein Geruch so scharf,
Daß ihm kein Stäubchen kann entgehen,
Wo er sich brauchbar machen darf.
Ja, wär's nur mit der Farbe richtig,
Dann wär' ein Mehr nicht so gefehlt;
So aber bleibt man unnachsichtig,
Je mehr er kann, je mehr man schmählt.
Gelbschnabel, heißt es, Naseweiß,
Hast du in allem denn die Finger?
Nun kommt die Sippschaft schaarenweis',
Beschaut sich das mißrath'ne Reis
Und krächzt: O das ist ein Geringer!
Die Mädchen wedeln mit dem St —
Und spotten sein, die losen Dinger.
Da wagen's die Geschwister auch,
An ihm zu zerren und zu zausen,
Und wehrt er sich, der arme Gauch,
So fühlt er gleich ein Ohrensausen.
Wart, Thunichtgut, wart, Störenfried!
Ertönt ihm gleich der Alten Lied.
Denn freilich haut sein Schnabel besser,
Als eines Raben Hackemesser,
Und seine Klauen, groß und grimm,
Sind für die Nothwehr schier zu schlimm;
Ein bloßer Schlag mit dem Gefieder

Wirst jeden Widersacher nieder.
Doch wenn er nun die Schwingen gar
Zum ernsten Wettflug hat erhoben,
Hoch über dem Geschwisterpaar
Entschwebt er in den Wolken droben.
Jedoch von seinen Heldenproben
Bleibt auch die beste undankbar,
Und Niemand will den Meister loben.
Der Vater schilt, es schilt das Haus:
Der Querkopf will zu hoch hinaus!
Wer nimmt sich Zeit, ihn zu begleiten,
Die Flügel unter ihn zu breiten,
Daß er nicht Hals und Beine bricht?
Zum Fall führt Hochmuth, wie man spricht,
Brodlose Künste sind nur schädlich,
Bleib du im Land und nähr dich redlich! —
Das that er auch. Den Nahrungszweig
Zu wählen, war er gar nicht schief:
Indeß den Andern nichts entlief,
Was klein und ärmlich war und feig,
Als Mäuse, nackte Vögelbrut,
Vierfüßig zartes junges Blut,
War's ihm ein Spiel, den Hasen jagen,
Ins schnelle Reh die Fänge schlagen,
Und wenn's ihm auch ein Mal mißlang,
So war ihm nicht fürs nächste bang.
Ja, selbst den Spießer anzugreifen,
Den schlanken, war er keck genug,
So daß ihn der im wildsten Flug
Durchs tiefste Dickicht mußte schleifen,
Um nur mit Noth ihn abzustreifen.
Doch dieses kühne Waidwerk trug
Ihm wenig Heil. Das gab ein Keifen!
Was Keiner sich vermaß bis nu,
Das stünde dem Einen, Gelben zu?
Verwandte, Freunde, Nachbarn schrei'n,
Der Oberkorax mischt sich drein

Und läßt den Fanten vor sich kommen:
Verwegner Strolch, was fällt Ihm ein,
Was hat Er sich herausgenommen?
Mein altberühmtes Haus, sieht Er,
Stammt von dem großen Redner her,
Der in der Gunst August's sich sonnte
Und Salve Caesar sagen konnte,
Womit er auch zu hohem Rang
Sammt seinem Mannsstamm sich erschwang;
Und dennoch fühlt' ich nie den Drang,
So großhansmäßig auszuschweifen
Und über meinen Stand zu greifen.
Freund, schloß er mit Erhabenheit,
Bleib' Er in Seiner Rabenheit,
Zumal gezeichnet, wie's im Spiel
Der launischen Natur gefiel,
Und such' Er nicht zu sehr zu glänzen;
Ein jeglich Ding braucht Maß und Ziel,
Und Alles hat gewisse Grenzen. —
Der Gelbling schweigt zu dem Sermon,
Verneigt sich still und geht davon.
Nur für die hellen großen Augen,
Die wahrlich schlecht zur Demuth taugen,
Jedes von goldnem Ring umspannt
Und blitzend gleich dem Diamant,
Was kann das Unglückskind dafür?
Doch ward die Gift ihm nicht gedeihlich,
Denn Jener sah nur Ungebür;
Und vor so tiefer Weisheit freilich
Sind solche Blicke unverzeihlich.
Er schaut' ihm bitterböse nach,
Indeß er zu dem Trosse sprach:
Der thut so stolz, bei meiner Ehr',
Als ob der Taugenichts grad ein Herr Adler wär'!

Der Sommer rückte sacht vom Flecke,
Die Welt ging ihren alten Schritt,

Der Ungerathne ging halb mit,
Halb drückt' er sich in seine Ecke.
Es war in dieser Rabenwelt
Die Ordnung trefflich wohl bestellt.
Sonntags schrie'n Redner früh und spat,
Die von Sanct Meinrad's Raben stammten,
Zur Andacht alles Volk entflammten,
Das ringsum saß und Buße that,
Um drauf sechs Tage mit Vergnügen
Zu stehlen, lügen und betrügen,
Doch, wohlverstanden, allezeit
In wahrer Zucht und Ehrbarkeit.
Denn das, bekannte man biderb,
Erfordert eben der Erwerb.
Doch gab's auch aufgeklärtere Kunden,
Die man nur mit Moral bestach,
Und hatten sie in Weihestunden
Mit dieser flugs sich abgefunden,
So trieben sie's den andern nach.
Dem Findling war das ganze Wesen
Von ganzem Herzen ekelhaft;
Er hätte gern sich aufgerafft,
Wär' gerne weiß nicht wo gewesen,
Um von dem Unrath zu genesen.
Ein Heimweh, ziel- und namenlos,
Fort zog's ihn aus der Heimath Schooß.
Wo war die bessre niebeweinte,
In welchem fernen schönern Land?
Und dennoch hielt ihn die vermeinte
Mit einem zauberstarken Band.
Denn als der hohe Würdenträger
Ihn fegte wie ein Schornsteinfeger,
Da ließ er all das Prangerstehn
Geduldig über sich ergehn,
Weil herrlich, in der Jugend Prangen,
Ein jähes Herzensheureka,
Des Alten Töchterlein gegangen,

Rabina, kam. Als er sie sah,
Faßt' ihn ein Sehnen und ein Bangen,
Er wußte nicht, wie ihm geschah.
Sie war auch, traun, so zart, so sinnig,
Ihr Blick so innig, ach so minnig!
So scheint ja oft auf Erden hie
Ein junges Ding ganz Poesie —
Nur öffne sie den Schnabel nie!
Und wenn seitdem an guten Tagen
Ein seltner Stern ihn segnete,
Daß er der Maid begegnete,
Wie Vieles schien ihm nicht zu sagen
Ihr stummes Augenniederschlagen
Und dann das leise Wiederheben,
Der Blicke sanft Entgegenschmiegen!
Welch reizendes Vorüberschweben,
Welch anmuthvolles Gliederwiegen,
Und Art und Anstand wie gediegen!
Entzündet von dem Wunderbild,
Im Felde schleicht er still und wild,
Sieht sich im Hain, sich in der Wildniß
Umflattert von dem Einen Bildniß
Und sänge gern dem Alten vor,
Zu rühren sein lateinisch Ohr:

Dies, oh, amoris verni,
Quidni estis sempiterni!

Ein Winter kam voll harter Pein
Ueber die sichre Welt herein.
Viel Bäume brachen unterm Schnee,
Und vielen that der Frost so weh,
Daß sie mit hellem Knall zersprangen.
Wie war es jetzt im Walde stumm!
Die Schläge nur der Axt erklangen
Eintönig, schauerlich rundum;
Die starre Schneebahn knirschte, krachte,

Denn Fuhr' um Fuhre ging und brachte
Das Nothholz der bedrängten Welt;
Doch kein lebendiger Laut erwachte,
Kein Odem sonst in Wald und Feld.
Im Dickicht birgt sich Hirsch und Reh
Und scharrt nach Moos im harten Schnee.
Die Vögel sind, des Hungers satt,
Geflügelte Völkerwanderungen,
Zum reichen Herrn der Welt gedrungen,
Zum Menschen, der in Dorf und Stadt
Für sie den Brocken übrig hat,
Um sich den Brocken halb verstohlen
Und halb in Güte wegzuholen.
Der Gelbling aber braucht Gewalt:
Ist doch das Fleisch zum Unterhalt
Dem Menschen nicht allein gegeben,
Wir Andern wünschen auch zu leben,
Denkt er, und weiß mit fetten Braten
Sein Volk so reichlich zu berathen,
Daß — allerwärts sein Ruhm erschallt?
Je nun, das Lob ist ziemlich kalt.
Was er zum allgemeinen Frommen
In manchem heißen Strauß errauft,
Großmüthig wird es angenommen,
Und hat er so die Gunst erkauft,
Noch mehr mit voller Fracht zu kommen,
So darf er froh sein, darf, wenn man
Ihn nur nicht schilt, von Gnade sagen.
Ihn aber ficht das gar nicht an,
Ihm gnügt's, in diesen Ehrentagen
Die Schuld des Daseins abzutragen,
Und an die Seinen, wie er meint.
Doch viel ein größrer Tag erscheint,
Die Luft ertönt von wilden Klagen.
Was hat das Rabenvolk? O Tod,
Der Oberkorax ist in Noth!
Rabina ächzt und will verzagen.

Ein Satan gab ihm ein, nach Brod
Sich in die große Stadt zu wagen,
Wo freilich Brod im weitsten Sinn
Und in manch leckrem Stoff sich bietet;
Allein er hat sich festgemiethet,
Und keins der Seinen wagt sich hin,
Das theure Haupt herauszuhauen.
Doch nein, Gelbschnabel ist schon drin,
Vielmehr, noch kreist er hoch im Blauen.
O schmählich Bild! Was muß er schauen?
Den würdigen Greis als Kinderspott,
Wie herber Sündensold ihm blühte
Für sein gelüstiges Gemüthe.
Ein kleiner schlimmer Erdengott
Hat eine riesige Zuckerdüte
Mit Vogelleim dick ausgetheert
Und ein Stück Fleisch darein beschert,
So daß ihm, als er gierig fraß,
Der Hut wie angegossen saß,
Ein Schiffhut, nicht ganz nach der Regel,
Mit tiefen Enden, hohem Kegel,
Ein stattlicher Hut — Edler, verzeih'! —
Wie ihn, von Form nur minder frei,
Ein Diener trägt der Polizei.
Allein er saß zu tief im Kopf,
Was unsern Freund gar mäßig freute;
Der wankt umher, der arme Tropf,
Und um ihn tanzt die Knabenmeute,
Versichert schon und froh der Beute.
Da rauscht es nieder blitzgeschwind,
Es ist das treue Rabenkind,
Und faßt mit festem Griff den Armen,
Trägt ihn von dannen wie der Wind
Und macht im Aufschwung ohn' Erbarmen
Ein Schock der Häscher durch die Kraft
Des Flügelschlags zu Schneemannschaft.
Vom Schall der Rabenjubellieder

Hallt Berg und Thal und Ebne wieder,
Wie er die heilige Bürde bringt.
Er legt sie sacht am Hügel nieder,
Den preisend alles Volk umringt,
Und überläßt es dann Rabinen,
Ihr schnaubend Erbstück zu bedienen.
Sein Sinn ist nicht gestellt auf Lohn,
Ein bloßer Dankblick gnügt ihm schon;
Auch ziemt sich's länger nicht, die Blöße
Zu schauen der gefallnen Größe.
Denn traurig sah's beim Alten aus,
Und bis die Tochter ihn enthutet,
Gezwagt, gestrählt — es war ein Graus!
Noch keucht er schwer, und unvermuthet
Entdeckt man gar noch, daß er blutet.
Der Retter hatte nicht bedacht,
Wie haarscharf seine Klau'n geschliffen,
Und hatte ziemlich ungeschlacht
Ihm schier bis in das Herz gegriffen,
Wie eben in Nöthen dann und wann,
Wenn's eilt, der Eifer schaden kann.
Der Alt' ist wahrlich schlimm gebettet,
Er hat ihn fast zu stark gerettet.
Doch grade dieses Mißgeschick
Erfaßt des Argen kalter Blick,
Sich, als das Siechthum überstanden,
Zu lösen von des Dankes Banden.
Denn bis er wiederum genas,
War auch zugleich der Schnee geschmolzen;
Nun fehlt es nirgends mehr an Fraß,
Und leichtlich mißt man jetzt den Stolzen,
Den Sonderling, der — Nachbar, gelt? —,
Wie er auch thut und wie sich stellt,
Ganz anders ist als alle Welt.
Drum, wie am jungen Licht der Sonnen
Der Winter sammt der Noth zerronnen,
Hinab ins Meer der Ewigkeit,

Ward ein Prozeßwerk angesponnen,
Gar niederträchtig lang und breit;
Da gab's verzweifelte Quadrangel,
Die drehten sich all um Eine Angel:
Beschädigung aus Ehrfurchtsmangel!
Das Urtheil lag zuvor bereit:
Verbannung, und auf Lebenszeit!
Und Alle, die ihn einst gepriesen,
Hohnkrächzend sehn sie ihn verwiesen:
Was braucht er sich zu unterstehen?
Dem Tölpel ist sein Recht geschehen! —
Und so vom Alp des Danks war alles Volk befreit.

Verstoßen aus der Heimath schnöde,
Irrt unser Wildling in der Oede
Und grüßt mit Schmerz den neuen Lenz;
In seinem Herzen kocht's und brennt's.
Da kocht, die des Verdienstes Diebe
Gern nach Verdienst zu Paaren triebe,
Die Rache; — mehr noch brennt die Liebe.
Als man ins Elend ihn geschickt,
Hat Sie so traurig nachgeblickt;
Es war ein Blick durch dunkeln Flor,
Er kommt ihm immer wieder vor;
Sein Stab und Stecken ist der Blick
Und geht mit ihm durch Dünn und Dick.
Der Arme steht, der Heimathlose,
Vor jedes Gänseblümchen hin
(Maßliebchen nennt's ein zärtrer Sinn)
Und schwärmt für seine schwarze Rose.
Doch als nunmehr des Sommers Glut
Dumpfbrütend auf der Haide ruht,
Der Kümmel öffnet seine Dolden,
Da thut er auch nicht länger gut,
Entschlägt sich länger nicht der Holden.
Die Heimath zieht ihn heftig an,
Gebrochen hat er schon den Bann,

Durch Busch und Röhricht huscht er näher.
Bekannte Stimmen, horch! Das sind —
Und wär' er auch des Todes Kind,
Er macht den Horcher, macht den Späher —
Räbelchen sind's im Damenkranz,
Sie sitzen unterm kühlen Laube,
Sich jede sehnend nach der Haube.
Er ist ganz Ohr, ist Auge ganz,
Ganz Seele, weil er zwischen ihnen,
Als ihre Krone, sieht Rabinen.
Was schwatzen sie? O, Firlefanz
Und dann Skandal. Kein Säbelchen
Haut schärfer, als die Schnäbelchen,
Und ihn durchzuckt's vom Kopf zum Schwanz,
Wie er das Bild, vor dem er kniet,
In solchem Sumpfe heimisch sieht.
Allein es soll noch schöner werden.
Ein dreistes Rabenfräulein zieht
Rabinen auf mit Spottgeberden.
Die Rede kommt nun auf ihn selber:
Schickt er nicht Taubenpost, dein Gelber?
Wo mag er sein, was mag er machen? —
Rabinchen lacht, und Alle lachen;
Die Schnäbel gehen über ihn,
Daß, wenn durch ihn die Sonne schien',
Recht durch und durch, mit Stand und Wende,
Sie auch kein gutes Härchen fände.
Jedoch Rabine — sie schwieg allein —
Mit weiser Miene fällt jetzt ein
Und spricht ein ellenlang Gebet,
Das wahrlich keine Gans verräth:
In außerordentlichen Zeiten
Ist doch der Vortheil nicht so klein,
Wenn starke Diener uns begleiten,
Die, zwar nicht ohne auszuschreiten,
Die ungefüge Kraft uns leihn;
Und gern behielt' man sie zur Seiten.

Nur darf das Band zu eng nicht sein,
Und ja vor allem nicht persönlich!
Denn meistens ist die Zeit gewöhnlich,
Und dafür taugt ein Solcher nicht.
Ihr haßt ihn gar zu unversöhnlich;
Genug, daß Alles ihm gebricht,
Was großer Herr und kleiner Wicht
Gleich sehr bedarf, sich fortzubringen.
Ein Kleines ist's, fast Jeder hat's,
Doch wer's nicht hat, wird's kaum erzwingen,
Und Jeder braucht's, der will erringen
Und will behaupten seinen Platz.
Was ist nicht alles zu erreichen,
Scheint man nur Jedem Seinesgleichen
Und weiß die Stunde zu erschleichen,
Im Stillen klüglich abzuweichen!
Er aber bleibt an seinem Ort,
Als ob sich's ganz von selbst verstünde,
Gibt keiner Seel' ein gutes Wort,
Läßt sich verbannen, geht nur fort,
Als wär' das Bitten eine Sünde.
Sich Gold zu sammeln, das war auch,
Was Alle pflegen, nie sein Brauch.
Und Schade dennoch, Jammerschade,
Daß er so aus der Art uns schlug!
Lacht nicht, ich denke klug genug,
Ich denke nur, — und das ist's grade —
Wie doch sein adlergleicher Flug
In böser Zeit uns Nutzen trug.
Es thut nicht gut, so hinzuschlendern,
Die Zeit kann schnell sich wieder ändern.
Drum dächt' ich wohl mit allem Fug,
Am besten wär's für Jedermann,
Er käme wiederum zu Gnaden.
Nur beug' er sich, so gut er kann;
Es ließe schlecht, ihn einzuladen.
Doch er, stumm folgt er seinen Pfaden,

Und das beleidigt, das stößt an.
Ein Wörtchen, und man könnt' ihn rufen
Zu ein' und andern Ehrenstufen.
Ja, lächelt nur! Man hielt' ihn dann,
Halb los', halb fest, an zartem Faden,
Damit er unsere Partei
Im Fall der Noth, wo Gott vor sei — —
Hier bleibt sie in der Rede stecken,
Gepackt von jähem Todesschrecken:
Denn, horch, am Fuß des Baums ein Schrei,
So unerhört, daß unter die Wurzeln
Die Dämchen all in Ohnmacht purzeln.
Nur Eine blinzt, sieht groß und frei
Ein Mächtiges aus dem Busch sich heben
Und pfeilschnell durch die Wipfel schweben.
Sie ahnt — doch wie ein Traum ist Alles schon vorbei.

Er war's. Er schwimmt in Himmelsreinheit,
Hoch ob dem Brodem der Gemeinheit.
Verschwunden ist der Wahn von Glück;
Er steigt und sieht nicht mehr zurück.
Zu seiner Höhe steigen Zinnen
Und Zacken auf so vogelkühn;
Sie stehn in sanftem Rosenglühn;
Er lenkt den Flug, sie zu gewinnen.
Da schimmert's unten bläulich grün;
Von schroffen Wänden eingeschlossen,
Aus nie erforschtem Quell ergossen,
Ruht dort ein Alpsee still und klar,
Dem Tritt des Fußes unnahbar.
Er senkt sich in das Becken leise,
Zieht überm Spiegel seine Kreise
Und wird mit eins sich selbst gewahr.
Wie anders als in Bach und Teichen,
Wo ihn sein Conterfei betrog,
Weil er, den Brüdern mehr zu gleichen,
Die großen Schwingen an sich zog.

Die Demuth ward ihm schlecht vergolten —
Doch weg mit jeder Herzenslast!
Was er verehrt, was er gescholten,
Was ihn entzückt, gedrückt, gepeinigt,
Was er geliebt und jäh gehaßt,
Weit, weit dahinten liegt's verblaßt,
Und er, im Aetherhauch gereinigt,
Erscheint sich selbst ein Fremder fast.
Höher den Kopf, die Schwinge freier,
Scheint er doppelt so groß denn eh;
Drum spiegelt ihm der Alpensee
Ein ander Bild, als einst der Weiher.
Frohlockend hebt er sich von dannen
Und rastet auf dem höchsten First.
O Neuling, wie du zag noch schwirrst!
Schon müde? Mußt dich erst ermannen?
Erkenne dich! Gib Acht, du wirst
Bald stolzer noch die Flügel spannen.
Er schaut sich um vom luftigen Sitz;
Da starren Klippen, nadelspitz,
Häupter, mit ewigem Schnee umlockt.
Die Stirne glüht im Abendstrahle,
Doch um den Fuß wohnt Nacht und Graus.
Rings Alles stumm; das Leben stockt;
Doch dröhnend nun mit Einem Male
Schüttert's im Kern des Riesenbau's;
Der Firner schiebt sein Eis zu Thale,
Lawine springt mit Saus und Braus;
Nun wieder tiefes starres Schweigen.
Er lauscht und träumt. Ihm wird so eigen,
Als fänd' er hier sein Vaterhaus.
Da rauscht ein Fittig aus der Tiefe,
Und aufwärts schwebt es königlich.
Er starrt, er sieht sein andres Ich,
Als ob's ihm aus dem Spiegel riefe;
Und jetzt im Nu erkennt er sich.
Ihm tönt's wie eine alte Sage,

Daß Einer nur so hoch sich wage,
Nur Einer so die Schwingen trage:
Das ist der Aar! Auch ich bin einer!
O nimm mich mit, gedenke meiner! —
Jedoch sein mächtig Ebenbild
Erzeigt sich nicht so taubenmild.
Es wiegt sich eine kleine Weile,
Und seitwärts im Vorüberziehn
Blitzt es mit scharfem Aug' auf ihn;
Dann eilt's empor gleich einem Pfeile,
Trinkt leuchtend letztes Gold der Sonnen
Und ist in Licht und Duft zerronnen.
Der Waise seufzt: Hat's denn nicht Raum,
Daß unsrer Zwei zusammen kreisen?
Ist Adlerfreundschaft nur ein Traum?
Oder wirst du in lichtern Gleisen
Den Bruderflug willkommen heißen? —
Er harrt in Stille, schmeckt das Leid
Und dann die Lust der Einsamkeit.
Da zieht sich's drunten schwarz zusammen,
Die Dämmrung wird zur Wetternacht;
Aus jeder Wolke zucken Flammen,
Der Sturm heult auf, der Donner kracht.
Durch blitzgefurchte Wolkenrisse
Gibt da ein Rücken, dort ein Grund
In kurzem Blendlicht jäh sich kund
Und stürzt zurück in Finsternisse.
Von oben prächtig anzusehn!
Doch auch auf diesen Felsenthronen
Ist nicht mit Sicherheit zu wohnen;
Der Strahl kann auch nach oben gehn.
Die Windsbraut kommt herangetost,
Dem spröden Träumer eins zu singen;
Sie hätt' ihn gerne liebgekost.
Er wehrt sich mit gesträubten Schwingen.
Sie reißt ihn weg, will ihn erbost
Hinunter wirbeln in die Klüfte.

Der Schrecken lehrt ihn zornig ringen,
Und ein gewaltiger Flügelschlag
Entrückt ihn ihren Todesschlingen
Ins stille Meer der obern Lüfte,
Wohin die Mörderin zu folgen nicht vermag.

Sanft schwebt er durch die Höh' und Ferne
Beim Leuchten niegesehner Sterne;
Doch bald aus goldnem Thor entschlüpft der junge Tag.
Die Sonne hat in kurzen Stunden
Den Weg durchs untere Reich gefunden,
Indeß die Oberwelt in bangen Schatten lag.
Sie kommt im Osten tief heraufgestiegen,
Und wonnig schauert der krystallne Saal,
Wie ihre Pfeile ihn durchfliegen.
Die Höhen drängen sich, die Kuppen allzumal,
Sich in das holde Licht zu schmiegen;
Doch langsam aus den Landen weicht die Nacht.
Die lichten grünen Säume dehnen
Allmählich sich hinab an der Gebirge Lehnen,
Bis auch das tiefste Thal in Morgenfrische lacht.
Gewässer blinken in verschlungnem Lauf,
Ein Goldband hier und dort ein Silberfaden.
Allein die Sonne steigt zum Gipfel auf;
Der Segler eilt ihr nach, im vollsten Strahl zu baden.
Und reicher, immer reicher malt
Die Welt sich ihm mit ihren Wunderpinseln.
Hier ruht, dort wogt das Meer, von Sonnenglut bestrahlt,
Mit seinen Küsten, Buchten, Inseln,
Bis wo ein Wall von ewigem Eis
Der Schöpfung ihre Grenze steckt
Und hinter ihm ein Nebel, silberweiß,
Doch undurchdringlich, ein Geheimniß deckt.
Zum Abschied will die Sonne sich bereiten,
Doch ihr Gefährte läßt sie nicht:
Ich hab's erkämpft, dich zu begleiten,
Und scheide nimmermehr von deinem hohen Licht.

In deiner Flügel Schutz ergeben,
Will ich mit dir die Welt umschweben,
Getaucht in ewiges Morgenroth.
Sie scheint von hier so rein, so eben;
Doch nimmer will ich mit ihr leben
Und nie mich wieder nah'n zu ihrer Lust und Noth,
Bis mich mit seinem Machtgebot
Der Götterkönig kürt, den Blitz hinabzutragen
Und seinen Zorn ihr anzusagen!

Uebersetzungen.



Das Paradies und die Peri.

Nach Thomas Moore.

Eine Peri stand in tiefer Pein
Vor Edens Thor im Morgenschein;
Und wie sie mit erstauntem Ohr
Vernahm der Lebensbäche Singen,
Und wie aus dem halboffnen Thor
Ein Lichtstrahl fiel auf ihre Schwingen,
Da weinte sie, daß ihr Geschlecht
Verscherzt das sel'ge Bürgerrecht.

Wie glücklich, so rief das Kind der Luft,
In der unsterblichen Blumen Duft
Die seligen Geister hier wallen!
Mein ist, was im Meer und auf Erden lenzt,
Mir blühen die Sterne: doch hier, hier glänzt
Die kleinste Blume vor allen!
Ja, der See von Kaschmir ist voll Sonnenglanz,
Und die Insel mit der Platanen Kranz,
Wo die Bäche so lieblich fallen;

Ja, die Wasser von Sing=su=hay sind rein,
Und schimmernd ergießt sich der Goldfluß drein,
Doch leuchten, das wissen die Sel'gen allein,
Die Wasser des Himmels vor allen!

Ja, schwinge die Flügel von Stern zu Stern,
Von Welten zu Welten, so weit und so fern,
Als die feurigen Grenzen wallen;
Verfolg' ihre Freuden von Zahl zu Zahl,
Jahrtausende durch: in des Himmels Saal
Wiegt Eine Stunde vor allen!

Der lichte Engel sah sie weinen,
Der Wache hält vor Edens Hainen;
Er trat hinzu, die Trauertöne
Belauschend, sieh! und eine Thräne
Blinkt' ihm im Auge, gleich dem Thau
Der Himmelsquelle, wenn er sprüht
Auf jene Blume wunderblau,
Die nur im Paradiese blüht.
Kind von verirrtem, edlem Blut,
Sprach er, verliere nicht den Muth:
Es steht im Schicksalsbuch geschrieben,
Daß auch die Peri Gnad' erringt,
Die, was zumeist die Sel'gen lieben,
Zu diesen ewigen Pforten bringt.
Geh, such es, deine Schuld zu büßen:
Süß ist's, Erlösten aufzuschließen.

Reißend, wie Kometen rollen,
Die die Sonne küssen wollen,
Schnell vor allen Sternenbränden,
Welche Nachts die Engel senden
Auf die dunkle Schaar der Grimmen,
Die empor zum Himmel klimmen,
So fliegt sie durch die blaue Halle;
Beglänzt von einem Erdenlicht,

Das aus des Morgens Augen bricht,
Verweilt sie über'm Erdenballe.

Wo soll sie nun, in welchen Gründen
Die Gabe für den Himmel finden? —
Ich kenne jeder Urne Platz,
Rubinen, unzählbaren Schatz
Unter den Säulen von Tschilminar;
Ich schaue die Weihrauch-Inseln klar,
Manch Klafter unter der Wellen Tanz,
Im Süden des sonnigen Araberlands;
Weiß, wo die Geister klug verhehlen
Dschemschid's Pokal, reich an Juwelen,
Hoch funkelnd von dem Lebenstrank:
Doch brächte mir das des Himmels Dank?
Ach, welches Juwel ist nicht schlechter Thon
Vor den Stufen zu Allah's Wunderthron?
Und die Lebenstropfen, wie nichts, wie nichts
Im unendlichen Meere des ew'gen Lichts!

Sie sprach's, die Flügel ausgespannt
Ob Indiens wonnevollem Land,
Wo Balsam ist die Luft, die Fluth
Auf Ambra und Korallen ruht,
Wo, von der warmen Sonne Kraft,
Des Berges Schoß den Demant schafft,
Goldbächlein blinkend ziehn, mit reichen,
Anmuth'gen Bräuten zu vergleichen,
Wo Nelkenlaub' und Sandelhain
Für Peri's könnt' ein Eden sein.
Doch blutroth floß die Welle hier,
Indeß Qualmdünste einer Gruft
Ob diesen würz'gen Lauben rauchten;
Der Mensch, des Menschen Opferthier,
Befleckte jedes Wölkchen Duft,
Das harmlos diese Blumen hauchten.

Und wer, du Land voll Sonnenschein,
Durchwühlt Pagod' und Säulenhain,
Höhlenaltar und Götterbild
Und deine tausend Throne so wild?
Der Mann von Gazna tobt heran!
Die Kronen Indiens in Stücken,
Bezeichnen des Verderbers Bahn;
  Hunde läßt er mit Steinen schmücken,
Von dem entweihten Hals gezerrt
  Manch junger, lieblicher Sultana;
  Jungfrau'n im züchtigen Zenana,
    Priester im Tempel läßt er bluten;
Zerschlagener Altäre sperrt
  Ein goldner Schutt die heil'gen Fluthen.

  Die Peri, durch den blut'gen Dampf
Des Wahlfelds, schaute nach dem Kampf:
Ein jugendlicher Krieger stand
  Allein am Rand der heim'schen Wogen,
Das Schwert zerbrochen in der Hand,
  Den letzten Pfeil auf seinem Bogen.

  „Bleib' leben," sprach der Herr der Schlacht,
„Und theile mit mir Sieg und Macht."
Der Jüngling stand in stillem Muth,
Und stille wies er auf die Fluth,
Gefärbt mit seines Landes Blut,
Dann sandt' er seinen letzten Bolzen
Zur Antwort nach der Brust des Stolzen.
Falsch fliegt der Pfeil, so gut geschnellt,
Der Feind ist heil, der Jüngling fällt!
Den Ort vergaß die Peri nimmer,
  Und als verstummt des Krieges Wuth,
Kam sie auf einem Morgenschimmer
  Und nahm den letzten Tropfen Blut,
Den letzten, den sein Herz verschwendet,
Eh er den freien Geist entsendet.

„Sei dies," so rief sie und flog empor:
„Mein Einlaßgeschenk an des Lichtes Thor!
Wohl trübt oft schwarzes Blut die Stelle,
Wo Schwerter klirrten: doch Blut, im Streit
Der Freiheit fließend, ist so geweiht,
Daß es sich mischt mit der reinsten Quelle,
Die da blinkt durch die Lauben der Seligkeit.
O wenn aus der Tiefe der Staubeswelt
Der Himmel theuer ein Opfer hält,
Ists der letzte Tropfen, den Freiheit preßt
Aus dem Herzen, das brechend sein Blut für sie läßt!"

„Willkommen" — und es nahm die Gabe
Der Engel mit der lichten Hand —
„Willkommen ist der Heldenknabe,
Der so starb für sein Vaterland.
Doch ach, entfalte deine Flügel!
Nicht rührt sich der krystallne Riegel.
Noch heil'ger muß die Gabe sein,
Die dich in Eden lässet ein."

Die erste Hoffnung ist verdorrt;
Die arme Peri fliegt nach Süden,
Zu Libyens Mondgebirgen fort;
Die Schwingen glättet sie, die müden,
Am Wunderstrome, dessen Wellen,
Verborgen jedem Aug', entquellen
In Forsten ohne Pfad und Ziel,
Wo Wassergeister ihren Nil
Tanzend, den neugebornen Riesen,
Der in der Wiege lächelt, grüßen.
Dort zu Egyptens Palmenhainen,
Grotten und Königsgräbern nieder
Lauscht der verbannte Geist mit Weinen,
Wie sich Rosette's Tauben einen,
Und sieht vom Mondlicht widerscheinen
Des weißen Pelican's Gefieder,

Der sich im Moerissee bewegt
Und sanft den blauen Spiegel schlägt.'
Ein schöner Anblick! nimmer sah
Ein Aug' solch eine holde Gegend:
Die Thäler lagen fern und nah,
Den Schmuck der goldnen Früchte hegend,
Sonnig im Glanz des Mondes da;
Die Dattelbäume standen schmachtend,
Das laubgekrönte Haupt gebückt,
Wie Mädchen, die der Schlaf, umnachtend,
In ihre seidnen Betten schickt;
Die Lilien, jungfräuliche Feeen,
Plätschernd im Bad die ganze Nacht,
Um frisch und glänzend aufzustehen,
Wenn ihr geliebtes Licht erwacht;
Der Schutt von Tempel und Palast,
Ein hehrer Traum, zerronnen fast,
Liegt stumm und feeenhaft alleine,
Nur schreit ein Kibitz nun, und nun,
Wenn Wolken, die den Mond umringen,
Enthuschen, siehst du in dem Glast
Sultanen mit den Purpurschwingen
Still, wie gemeiselt aus dem Steine,
Schimmernd auf einer Säule ruhn.
Und wer, wer hätte hier gedacht,
In dieser stillen, schönen Nacht,
Daß von dem glühenden Gefieder
Der Pest ein Hauch sich senke nieder,
Wie keiner noch die Welt begrüßte
Vom Flammensand der rothen Wüste!
Von dessen Athem angeweht,
Was in des Lebens Garten steht,
Gleich Pflanzen, die der Samum küßte,
Verwandelt hinfällt und vergeht.

Die Sonne schied von vielen Guten,
Die, damals frisch und blühendschön,

Jetzt in dem Haus der Pest vergluthen
  Und nie die Sonne wieder sehn.
Und ach, der Unbegrabnen Fülle,
Worauf das Mondlicht schläft so stille!
Die Geier wenden sich vom Fraß
Und schaudern vor so grausem Aas.
Nur die Hyäne, nimmersatt,
Durchschreitet Nachts die öde Stadt
Und hält ihr scheußlich Mahl im Dunkeln;
  Weh, wer am Wege liegt halbtodt,
Wenn durch der Straßen Nacht mit Funkeln
  Das große blaue Auge droht!

Ihr Armen! so sprach der Geist mit Weinen:
  Wie theuer büßt ihr den ersten Fall!
Noch habt ihr Blümchen aus Edens Hainen,
  Doch die Fährte der Schlange bezeichnet sie all! —
Rein wird die Luft vom Thränenschauer,
  Der leuchtend durch die Nächte scheint;
Denn zaubrisch wirkt der Thau der Trauer,
  Den solch ein guter Geist uns weint.

Im Schatten von Orangenbäumen,
Wo Frucht und Blüthe, halb in Träumen,
Zusammen dahlten in dem Winde,
Wie's Alter tändelt mit dem Kinde, —
Dort hört sie, an des Seees Rand,
  Ein Stöhnen aus dem frischen Garten,
Von Einem, der sich ungekannt
  Hinschlich, sein Stündlein zu erwarten;
Dem Lieb' im Leben ward genug,
  Der will in stiller Nacht vergehen,
Als ob kein Herz ihm jemals schlug,
  Und unbeweint und ungesehen!
Und Niemand da zu seiner Hut!
  Niemand, der ihm die Stirn befeuchtet
Mit einem Tropfen aus der Fluth,

Die ihm so kühl ins Auge leuchtet.
Ach, keine Stimme, wohlvertraut,
Mit letztem Gruß und Abschiedswort,
Das, wenn verklingt jedweder Laut,
Im Ohr noch säuselt fort und fort,
Das zarte Lebewohl am Strand
Der rauhen Welt, wenn alles schwand,
Was lieb war, und dem bangen Boot
Das unbekannte Dunkel droht.

Verlaßner Jüngling! Eins allein
Erheitert seinen Geist im Sterben:
Sie, die er liebte still und rein,
Ach, die sein eigen sollte sein!
Ist fern, geschützt vor dem Verderben,
Fern in des Vaters Fürstenhallen,
Wo kühle Brunnen niederfallen,
Und Lüfte, süß gemischt mit vielen
Gewürzen Indiens, sie umspielen,
Rein wie die Stirne, die sie kühlen.

Doch zu dem traurigen Gebüsch
Wer kommt so leise dort gegangen,
Ein Herold der Gesundheit, frisch,
Mit rosigen Gaben auf den Wangen?
Sie ists! durchs Mondlicht kommt sie still,
Kennt ferne schon den theuren Knaben,
Mit dem sie lieber sterben will,
Als ohne ihn das Weltall haben.
Die Arme schlingt sie um ihr Gut,
An seinem Munde festgesogen,
Und taucht, zu kühlen seine Gluth,
Die losen Locken in die Wogen.
Wie wenig hätt' er einst gedacht,
Es würde kommen eine Nacht,
Wo er sich dieser Arm' entschlüge,
Die ihm so süß und heilig sind

Wie eine Paradieseswiege,
Wo selig schläft ein Engelkind!
Nun gibt er sich, nun flieht er wieder,
Schaudernd, als läg' das Gift der Hyder
In diesem dargebotnen Munde,
Der, allzukühn in dieser Stunde,
Freiwillig oder ohne Scham
Nie sonst dem seinen nahe kam!

„Laß, die du athmest, laß, mein Leben,
Mich athmen diese sel'ge Luft!
Mag sie mir Tod, Gesundheit geben,
Mir ist sie süß wie Rosenduft.
Trink diese Thränen, die dir fließen!
Ja, wär' es Balsam, all mein Blut,
Du weißt, ich würd's für dich vergießen,
Ein Stündchen Kühlung deiner Gluth.
Nein, wende nicht die theuren Blicke!
Bin ich nicht dein? nicht deine Braut?
Nicht die Erkorne, deinem Glücke
In Tod und Leben angetraut?
Wie? du, auf dieser trüben Erde
Der einz'ge Stern, der mir gelacht,
Glaubst du, daß ich sie tragen werde,
Die lange, freudenlose Nacht?
Ich lebt' und ließ' im Grab allein
Dich, der mein Leben ist? Nein, nein!
Welk mit dem Stamme fällt das Blatt,
Das ihm gekeimt am Herzen hat.
Drum wende, Herz, zu mir dich wende,
Eh' ich wie du verglühend ende;
O komm, von den noch kühlen Lippen
Den letzten reinen Hauch zu nippen! —"
Sie stockt, sie sinkt. Im Qualm der Kluft
Stirbt so ein Lamm, im Leichenduft;
So lischt vor diesem gift'gen Munde
Ihr holdes Augenlicht zur Stunde.

Ein Kampf — ein Schmerz — der enden muß:
  Ihr Liebster ist nicht mehr am Leben!
Noch einen letzten langen Kuß:
  Sie gibt ihn und erstirbt im Geben.

„Schlaf'," spricht der Geist und empfängt mit Lust
Den Abschiedsseufzer der sinkenden Brust,
In der das treuste der Herzen schlug:
„Schlaf' sanft in duftiger Träume Flug,
Von süßerer Zauberluft umhaucht,
Als die um den einsamen Vogel raucht,
Wenn er singt durch die Flammen sein Schwanenlied
Und in Duft und Tönen von hinnen zieht."
Sie spricht's. Von ihren Lippen fließt
  Ein Hauch, unsterblich, auf die Leichen,
Sie schwingt den Strahlenkranz und gießt
  Verklärung auf die Stillen, Bleichen,
Die wie ein holdes Heil'genpaar,
  Dem Grab entrafft am großen Morgen,
    In duftberauschtem Schlummer liegen;
Die Fee bei ihnen, mild und klar,
  Ihr Engel, wachend ohne Sorgen,
    Bis sie den Todesschlaf besiegen.

Der Morgen kommt auf Rosenschwingen,
  Und wieder schwebt die Fee empor,
Der Liebe Seufzer darzubringen,
  Die reinen Opfertod erkor.
Hoch schlug ihr Herz beim Hoffnungsworte,
  Bald ist die ew'ge Palme dein!
Der Engel lächelt' an der Pforte,
  Als sie die Gabe bot herein.
Krystallne Glocken hört sie schallen
  Von Bäumen, die in Eden stehn,
Umspielt von sel'ger Lüfte Wallen,
  Die aus von Allah's Throne gehn.
Die Sternenbecher kann sie zählen,

Die an des Seees Ufern ruhn,
Woraus die eingelassnen Seelen
Den ersten Trunk des Himmels thun.

Doch ach, selbst Feeenhoffnung trügt!
Noch ist das Schicksal unbesiegt,
Der Schimmer weicht von Seligkeit:
„Noch nicht!“ Der Engel sprach's mit Leid,
Als er verschloß den Freudenpfad:
Treu war dies Herz, und seine That,
In Licht ob Allah's Haupt geschrieben,
Wird lang des Seraph's Auge lieben.
Doch Peri, sieh, der Strahlenriegel
Bleibt unbewegt. Erheb' die Flügel!
Noch heil'ger muß die Gabe sein,
Die dich in Eden lässet ein.“

Auf Syrien ruht, dem Rosenland,
Das Abendlicht in sanftem Brand;
Ein riesig Bild von Glanz und Wonne,
Schwebt überm Libanon die Sonne.
Sein Scheitel, im krystallnen Saale,
Thront weiß von Schnee, des Winters Port,
Doch rosig schläft im Blumenthale
An seinem Fuß der Sommer fort.
Von oben, welch ein Blick, zu schauen
Auf alle diese Zauberauen!
Wie schön muß dieses Glühen sein,
Dies Leben, dieser tiefe Schein!
Gärten, der Flüsse Silberpfade,
Mit Goldmelonen am Gestade,
Noch goldner in der Sonne Schimmern;
Eidechsen, glitzernd auf den Trümmern
Der Tempel, froh geschäftige Funken,
Als wären sie vom Lichte trunken;
Noch glänzender die unzählbaren
Felswohnerinnen, Taubenschaaren

Mit reichen, immer regen Flügeln,
Die bunt den warmen Purpur spiegeln
Des Abendroths, als ob sie seien
Durchwirkt mit Demantstickereien,
Als sei ihr farbig Licht gesogen
Aus thränenlosen Regenbogen,
So wie sie nur im Feeenland
Der nie bewölkte Himmel spannt!
Und tausend Stimmen um und um,
Die Hirtenflöte, das Gesumm
Der wilden Biene, die sich letzt
  In Palästina's Blumenhallen;
Und Jordan's holder Strand zuletzt
  Und Wälder, voll von Nachtigallen!

Der armen Peri wird kein Friede,
Ihr Herz ist trüb, ihr Flug ist müde,
Freudlos sieht sie das Licht sich neigen
Auf jenen Tempel, einst sein eigen,
Deß' Säulen stehn in Einsamkeit
  Und hochher ihre Schatten werfen,
Die Sonnenuhr der Zaub'rin Zeit,
  Um ihr Gedächtniß dran zu schärfen.

Hier, in des Sonnentempels Hut,
  Vielleicht daß unter magischem Riegel
Ein Amulet, in Sternengluth
Geschmiedet, eine Tafel ruht
  Mit Salomonis großem Siegel,
  Die ihrem Geisterauge weis't,
Wo, unterm Mond, Land oder Welle
Die Gabe birgt an heil'ger Stelle,
Den Zauber, der so wunderschnelle
  Gen Himmel führt den sünd'gen Geist.
Sie lenkt dahin, von Hoffnung trunken;
  Noch lacht das Strahlenaug' im Blauen,
  Sind in des Westens reichen Auen

Die goldnen Lauben nicht versunken;
Da sieht sie, sacht die Flügel schwingend
  Durch Balbek's Thal, ein spielend Kind,
Froh unter wilden Blumen singend,
  Rosig und wild, wie diese sind.
Es jagt mit gier'ger Hand und Miene
Die blauen Nymphen im Jasmine,
Den sie umflattern nah und ferne,
Beschwingte Blumen oder Sterne.
Und nah beim Kind, das, müd vom Spiel,
Jetzt 'nistend in die Blumen fiel,
Sieht sie, wie in dem Brand der Sonnen
  Ein müder Mann vom Rosse steigt
Und durstig sich zum schlichten Bronnen
  Des Imaret's herunterneigt.
Dann kehrt er rasch die hagre Stirne
  Zum schönen Kind, das furchtlos sitzt,
Obgleich noch nie das Tagsgestirne
  Ein wildres Angesicht erhitzt —
Ein graus Gemisch, voll düstrer Wuth,
Dem Wetter gleich, von Nacht und Gluth,
Darin die Peri dunkle Mären
Von Thaten liest, erbarmungsleeren:
Jungfrauenschmach — gebrochne Schwüre —
Tempelraub — an entweihter Thüre
Der Gäste Blut! — hier, hier geschrieben,
Schwarz wie die Tropfen, die der trüben
Klagschrift des Engels schwer entfallen,
Eh Mitleidsthränen drüber wallen.

Doch lag der Mann der Sünde jetzt,
Als wie vom Balsamhauch ergetzt
Des Abends, still und sah in Ruh
Dem Spiel des rosigen Knaben zu.
Doch, traf sein Aug' des Kindes Blick
Und las dies wolkenlose Glück,
  So blitzt' es auf mit düstrem Schimmern,

Wie Fackeln, die die ganze Nacht
Den schnöden Sabbath mitgemacht,
Im reinen Morgenstrahle flimmern.

Nun horch! die Vesperstimme ruft,
Indeß die Sonne sinkt, zum Beten:
Wie süß durchwogt der Ton die Luft
Von Syriens tausend Minareten!
Vom Blumenbette springt das Kind,
Wo's mit dem Haupte lag so lind,
Kniet nieder auf den duft'gen Grund,
Das Angesicht gen Süden wendend
Und leis vom reinsten Engelmund
Den ew'gen Namen Gottes sendend,
Mit einem Blick, und Aug' und Hand
Zum glühenden Himmel hingewandt,
Als wär's ein Engelkind, verbannt,
Verirrt zu diesen Blumen nieder,
Und suchte seine Heimath wieder.
Vor diesem Himmel, diesem Kinde
Hätt' Eblis selbst, der Fürst der Sünde,
Nicht ein verstohlnes Ach gemieden
Um fernes Glück, verlornen Frieden.

Und was fühlt' er, der Unglücksmann,
Der dort der Ruhe pflag? Er sann
Auf manches Jahr voll Schuld und Wuth,
Sah in die dunkle Lebensfluth:
Doch keine lichte Ruhestelle,
Kein Friedenszweig auf öder Welle!
„Es hat wohl eine Zeit gegeben,"
— Er spricht es sanft, mit Herzensbeben —
„Wo ich, wie du, beglücktes Kind,
So jung, so hold und rein gesinnt,
Wie du, gebetet und geglaubt —"
Der Blick — doch nun — Er hängt das Haupt;
Das Bessre, was in diesem Herzen

Von Kindheit an zu schlafen scheint,
Gefühl und Hoffnung, Glück und Schmerzen
Erwachen, und er weint. Er weint.

O Segensthränen tiefer Reue!
In eurem reinigenden Bad
Fühlt Schuld die einz'ge Lust aufs Neue,
Die schuldlos ihrer Höhle naht.

„Es fällt," spricht die Fee, „in des Sommers Brand
Ein Tropfen vom Mond auf Egyptenland,
Der so balsamische Tugend hegt,
So heilende Kraft, daß die Pest sich legt
Zur Stunde, wo dieser Tropfen sinkt,
Und Himmel und Erde Genesung trinkt!
Und fallen nicht so, du Mann der Sünde,
Die köstlichen Thränen der Reue hier?
Wie faul sich innen die Beul' entzünde,
Ein himmlischer Tropfen verlöscht sie dir!"

Und nun, beim Knaben sieh ihn knieen,
Demüthig im Gebet erglühen,
Indeß derselbe Sonnenstrahl
Die Schuld und Unschuld küßt zumal,
Und Hymnen durch den Himmel klingen,
Vergebung einer Seele singen!

Die goldne Scheibe ist gegangen,
Noch knie'n sie, im Gebet befangen.
Da trifft ein Lichtstrahl, wunderbar,
Nicht Stern noch Sonne scheint so klar,
Die Thräne, welche warm und hold
Des Büßers Wange niederrollt.
Dem ird'schen Auge würd' es deuchten
Wie Nordlicht oder Wetterleuchten;
Jedoch die Fee erkennt's entzückt,
Das Lächeln, das der Engel schickt
Von Eden, der die Thräne weiht
Zum Herold ihrer Seligkeit!

„Heil, Heil für immer! mein Werk ist gelungen!
Das Thor ist erreicht und der Himmel errungen!
O selig, selig! o wundersam!
  Vor dir, süß Eden, wie trüb und matt
Sind die Demantthürme von Schadukiam
  Und die duftigen Lauben von Amherabad!

Leb wohl, du flüchtiger Erdenduft!
Du verwehst, wie Seufzer der Lieb', in Luft.
Auf dem Tubabaum ist mein Mahl bereit,
Sein Duft ist der Athem der Ewigkeit.

Lebt wohl, ihr Blumen, o schöner Traum,
  O Traum so vergänglich, mein Feeenkranz!
Was soll mir der leuchtendste Blumentraum?
Bei Allah's Thron ist ein Lotosbaum,
  Da lebt jedes Blatt und ist Seele ganz.
Heil, Heil für immer! mein Werk ist gelungen,
Das Thor ist erreicht und der Himmel errungen!"

Der Gefangene von Chillon.

Nach Lord Byron.

Mein Haar ist grau, doch nicht von Jahren,
Noch hat's eine Nacht
So weiß gemacht,
Wie Mancher schon vom Schreck erfahren;
Mein Leib gekrümmt! von keiner Last,
Er ist in fauler Ruh vermodert,
Der Kerker hat ihn angefaßt
Und hat sein Recht an ihn gefodert,
Denn mir ward Gottes Erd' und Luft
Geraubt, versperrt in nächt'ger Gruft!

Ich litt für meines Vaters Glauben,
Mir konnt' ihn Kett' und Tod nicht rauben;
Mein Vater litt die Todesqual
Für sein Bekenntniß an dem Pfahl;
Ihm folgte treu sein ganz Geschlechte
Und sank hinab ins Grau'n der Nächte.
Wir waren Sieben, nun ist's noch Einer,
Sechs junge Märtyrer und ein alter!
Im Leben und im Tod wich Keiner,
Der Feind entlockt' uns Freudenpsalter!
In Flammen Einer, Zwei in der Schlacht
Haben blutig Zeugniß dargebracht,
Haben des Vaters Tod erlitten,
Für sein' und ihren Gott gestritten!
Drei saßen in dem Kerker fest,
Und ich, die Trümmer, bin ihr Rest.

In Chillon's alten Felsverließen
Stehn sieben Pfeiler, graue Riesen,
Stehn sieben Säulen, matt erhellt
Von einem Schein, der aus der Welt
Verirrt in ew'ge Haft hier fällt!
Die Sonne hat ihn hergesandt
Durch einen Spalt der Mauerwand,
Nun wankt er am Boden trüb und feucht,
So wie im Moor ein Lichtlein schleicht.
In jedem Pfeiler steckt ein Ring,
An jedem Ring hängt eine Kette:
Dies Eisen ist ein fressend Ding,
Es grub in meinen Leib sein Bette,
Und seine Zähne schwinden nicht,
Bis dieses neuen Tages Licht
Mir untergeht, das meinen Augen
So wehe thut, die nicht mehr taugen
Für Sonn' und Licht, so lang! so lang!
Ich hab' die Jahre schwer und bang
Nicht mehr gezählt seit jenem Tag,

An dem mein letzter Bruder mich,
Des Leidens satt, verließ und ich
Bei seiner Leiche lebend lag.

Sie schlossen uns in die Ketten ein,
Uns Drei — doch Jeder stand allein
An seinem Pfeiler, abgetrennt,
Keinem war nur ein Schritt vergönnt,
Keiner sah in des Andern Gesicht,
Als bei dem trüben, fahlen Licht,
Das Jedem fremde Züge lieh!
So nun vereint und einsam hie,
Den Arm in Fesseln, Pein im Herzen,
So ganz von Licht und Luft getrennt
Und jedem reinen Element,
War's doch ein Trost in solchen Schmerzen,
Dem Wort des Brudermunds zu lauschen,
Das Oel des Zuspruchs auszutauschen
Durch neue Hoffnung, alte Sagen,
Lieder aus kühnen Heldentagen,
Doch mußt' auch dies zuletzt versagen.
Die Stimmen trübt' ein heisrer Schall,
Wie vom Gewölb ein Wiederhall;
Sie klangen schrill, nicht frei und voll,
Wie vordem unser Lied erscholl!
Ich weiß nicht, täuschte mich mein Ohr —
Mir kamen sie fremd, unheimlich vor.

Ich war der Aelteste von den Dreien:
Den Andern Lebensmuth zu leihen,
Dies war mein Amt — ich that das Meine,
Und Jeder nach seiner Art das Seine.
Der Jüngste, unsres Vaters Lust,
— Er hatte seiner Mutter Brauen,
Und Augen, wie ihre, himmelblauen —
Der brach das Herz in meiner Brust!
Und traun, es war ein Bild der Trauer,

So holder Vogel in solchem Bauer!
Denn er war lieblich wie der Tag!
— (Als noch der Tag mir lieblich war
In Freiheit, wie dem jungen Aar) —
Des Nordens Tag, der ewig klar,
Ohn' einen Untergang zu sehn,
Bis sein schlafloser Sommer sinkt,
Ein Morgen im Schneegewande blinkt
Das war er! rein und leuchtend schön!
Und heiter, wenn's an ihm nur lag,
Denn fremdem Leide galt ja blos
Der Strom, der seinem Aug' entfloß,
Wenn er das Weh nicht konnte lindern,
Das umgeht bei den Menschenkindern.

Der Andre war so rein wie er,
Doch Kampf und Fehde sein Begehr.
Er war aus starkem Stoff geschaffen,
Zum Krieg mit einer Welt in Waffen,
Zum Heldentod im ersten Sturm
Der Schlacht, doch nicht zur Qual in Banden:
Lautlos verzehrt' er sich im Thurm,
Ich sah, wie seine Geister schwanden;
An mir auch nagte schon der Wurm,
Doch zwang ich mich und stützt' aufs Beste
Der theuren Heimath theure Reste.
Den Bergen knallte sonst sein Gruß,
Dort jagt' er Wölfen nach und Hirschen.
Der Kerker war sein Tod; mit Knirschen
Bewegt' er den geschloßnen Fuß.

Der Leman wogt an Chillon's Wällen;
Wohl tausend Fuß hinab umfassen
Und drängen sich die Wassermassen.
So tief hinunter sank das Blei
Von Chillon's weißer Felsbastei,
Die seine Fluthen rings umquellen;

Ja, zwiefach schloßen Fluth und Stein
Hier ein Verließ, ein Grab hier ein!
Denn unsre schwarze Höhle lag
Noch unterm See, im Schoß der Wellen;
Wir hörten's branden Nacht und Tag
Und pochend uns zu Häupten schwellen;
Oft wusch der winterliche Schaum
Durchs Gitter, wenn mit lust'gem Gellen
Der Sturm durchpfiff den Himmelsraum;
Da hat der Felsen selbst gezittert,
Ich fühlt' ihn schüttern, unerschüttert!
Ich mußte lächelnd ja den Tod
Begrüßen, der mir Freiheit bot!

Mein nächster Bruder war denn krank,
Sein löwenmuthig Herz versank,
Er wies sein Mahl mit Ekel ab,
Nicht weil man's rauh und schmacklos gab, —
Jagdkost war unser Leibgericht,
Und an dergleichen fehlt' es nicht:
Die Milch der Gemse ward ersetzt
Durch Wasser, wie's die Mauern netzt,
Das Brod war so, wie's thränennaß
Von jeher manch Gefangner aß,
Seit Menschen ihre Mitgenossen
Wie Thier' in Eisenkäf'ge schlossen;
Doch was war dies für uns und ihn?
Dies nahm ihm Leib noch Seele hin!
Mein Bruder wär' selbst im Palast
Verwelkt bei friedlich feiger Rast,
Ohne Luft, frei Athmen im Ueberschwang,
Schweifen auf jähem Bergeshang —
Er starb! wozu verhehl' ich's lang?
Ich sah's! konnt' ihm das Haupt nicht halten,
Die Hände nicht, die todeskalten!
Vergebens kämpft' ich, meine Eisen
Mit Händ' und Zähnen zu zerreißen,

Er starb: die Fesseln fielen ab,
Sie gruben ihm ein schlechtes Grab
In unsrer Höhle kaltem Boden.
Ich bat, als Wohlthat für den Todten,
Daß man ein Grab ihm droben gönnte,
Worauf die Sonne scheinen könnte;
Mein Wahn war nicht zu überwinden,
Es könn' in diesen dumpfen Gründen
Sein freies Herz nicht Ruhe finden.
Hätt' ich's gespart, das eitle Wort!
Sie lachten kalt und gruben fort.
Nun lagen dürre, nackte Schollen
Auf ihm, dem lieb- und lebensvollen,
Und oben drauf die leere Kette,
Ein Denkmal, werth der Henkerstätte!

Doch er, der Liebling, er, die Rose!
Seit er entsprang dem Mutterschooße,
Des Hauses Sonne, süß und mild,
Der Mutter reizend Ebenbild,
Des todten Vaters Augenstern,
Mein letzter Kummer, dem ich gern
Mein Leben zu erhalten strebte,
Daß er jetzt sanfter, frei einst lebte,
Er, der das Haupt noch nicht gesenkt,
— War's eigne Kraft, war sie geschenkt? —
Auch er, vom bösen Thau gefaßt,
Ging seinem Ende zu mit Hast.
Es ist ein Anblick stets zum Beben,
O Gott! wenn sich ein Menschenleben,
So oder so, dem Tag entringt:
Ich sah es fliehn, im Blut beschwingt,
Ich sah es auf empörten Wogen
Gesträubt im Krampfe fortgezogen,
Ich sah es auf dem Bett der Sünden
Im Wahnwitz wilder Angst sich winden:
Doch das war Grau'n, dies reiner Gram,

Der leis', doch immer näher kam.
Er welkte hin, so ruhig mild,
So sanft ermattet, süß gestillt,
So schmerzlos und doch zärtlich hold
Bekümmert, daß er mich lassen sollt'!
Und Wangen noch, so rosenroth!
Ein blüh'nder Spott auf Grab und Tod!
Die endlich sanft erlöschend starben,
Wie eines Regenbogens Farben;
Augen, so wunderklar durchsichtig!
Sie machten die Nacht des Kerkers nichtig!
Dazu kein Murren, keine Klage
Beim frühen Schlusse seiner Tage,
Ein Wörtchen nur von beßrer Zeit,
Ein Fünkchen Hoffnung meinem Leid;
Denn ich war stumm in Nacht versunken,
Der Kelch bis auf den Grund getrunken!
Nun ward sein unterdrücktes Ach,
Der Zoll hinfäll'gen Lebens, schwach,
Hohl und verstummte nach und nach:
Ich lauschte, doch nichts regte sich,
Ich rief, der Schreck verwirrte mich,
Ich wußt', es war umsonst, allein
Angst will nicht so gestachelt sein!
Ich rief, es klang mir wie ein Ton:
Ein Ruck! da lag die Kette schon,
Ich stürzte hin — fand ihn nicht mehr!
Ich war allein, umnachtet schwer;
Ich lebend, athmend ich nur noch
Die Stickluft in dem feuchten Loch!
Das einz'ge, letzte, liebste Band,
Das an des ew'gen Abgrunds Rand
Mich meinem sünd'gen Stamm verpflichtet,
Hier lag's zerrissen und vernichtet!
Der auf und Jener unterm Boden!
Meine Brüder, beide bei den Todten!
Ich nahm die Hand, still lag sie hie,

Ach, meine war so kalt wie sie!
Da kniet' ich, regungslos, gebrochen,
Fühlte nur noch des Herzens Pochen,
Ein gräßlich Fühlen, wenn wir sehn
Das nächste, liebste stille stehn.
Wie kam's, daß so
Der Tod mich floh?
Die Hoffnung hatt' ich aufgegeben,
Der Glaube blieb und hieß mich leben.

Wie dann mir ward in meiner Gruft,
Nicht weiß ich's, wußt' es niemals klar:
Zuerst entschwand mir Licht und Luft,
Dann selbst das Dunkel gar.
Gefühl, Gedanken hatt' ich keinen
Und stand, ein Stein, bei andern Steinen.
Kaum wußt' ich von mir selber mehr;
So starrt ein Fels ins Nebelmeer.
Denn leer und grau und bleiern lag
Mir Alles da — nicht Nacht, nicht Tag.
Es war selbst nicht das Kerkerlicht,
Verhaßt dem blöden Angesicht,
Nur Leere, die den Raum vernichtet,
Ein Starren, doch auf nichts gerichtet,
Verschwunden Sterne, Welt und Zeit,
So Gut als Bös, so Lieb als Leid,
Nur Stille, regungsloses Weben,
Dem Tod nicht eigen noch dem Leben,
Ein stehend Meer, das Nichts im Schooß,
Träg, lichtlos, lautlos, uferlos.

Ein Lichtstrahl fiel in meine Seele,
Er kam aus eines Vögleins Kehle;
Es schwieg, und nun begann es wieder,
Nie trank ein Ohr so süße Lieder!
Meins horchte dankbar, bis zuletzt
Die Augen frohverwundert thauten

Und durch den sel'gen Schleier jetzt
Des Elends rauhe Spur nicht schauten;
Erst mählig wurden meine Sinne
Dumpf des Gewohnten wieder inne:
Die Mauer drang auf mich herein,
Der Kerker schloß mich wieder ein,
Verschüchtert schlich der Sonnenschimmer
Durch seinen Spalt herein wie immer,
Doch mit ihm, wo er durchgeschlüpft,
War sanft und zahm hereingehüpft,
Ja zahmer, als im Waldrevier,
Ein Vöglein mit azurner Schwinge,
Sein Lied erzählte tausend Dinge,
Und Alles, meint' ich, galt nur mir!
Ein lieb Geschöpf! nie sah vorher,
Nie seh' ich seines Gleichen mehr.
Es fehlt' ihm wohl auch an Genossen,
Doch war es nicht, wie ich, verdrossen,
Es war gekommen, mich zu lieben,
Als mir kein liebend Herz geblieben,
Und von des Kerkers Nacht zum Denken,
Zum Fühlen mich zurückzulenken.
Ich weiß nicht, kam's aus freier Luft,
Tauscht's einen Käfig mit dem meinen?
Doch freute halb nur dein Erscheinen,
Süß Vöglein, mich, in Kerkergruft.
Wie? oder trug mir dein Gefieder
Vom Himmel einen Gast hernieder?
Verzeih' mir Gott mein thöricht Wähnen!
Ich mußte lächeln unter Thränen:
Zuweilen dacht' ich heimlich scheu,
Ob's nicht des Bruders Seele sei!
Doch endlich floh es, war wohl nur
Eine arme Erdencreatur;
Wie hätt' Er so von mir sich trennen,
Mich zweimal so verlassen können?
Verlassen, wie im Sarg die Leiche

Verlassen ist, wie eine bleiche
Verlorne Wolk' am Himmelszelt,
Einsam im unermeßlich Blauen,
Ein Fältchen zwischen heitern Brauen,
Verirrt, unheimisch anzuschauen
In der besonnten Frühlingswelt.

Mein Loos ward etwas leichter dann:
Mitleid kam meine Wächter an,
Ich kann nicht sagen, wie's geschehn,
Leid waren sie gewohnt zu sehn.
Genug, man ließ die Kette hängen,
Zerrissen wie sie war vom Sprengen.
Nun konnt' ich frei nach allen Seiten
Rastlos durch meine Zelle schreiten,
Nun auf und ab, nun in die Quer,
Ueber jeden Zollbreit rings umher,
Um die Säulen eine nach der andern,
Und dann zurück, um neu zu wandern.
Nur Einer Stätte wich ich aus,
Ach, meiner Brüder stillem Haus!
Bedacht' ich, wie ein Schritt zur Seite
Achtlos ihr kahles Grab entweihte,
Fühlt' ich den Athem mir versagen,
Mein Herz bis zum Zerspringen schlagen.

Eine Stufe macht' ich in die Wand,
Nicht, daß ich suchte zu entkommen:
Was mir von Menschen nahe stand,
War mir begraben und genommen.
Mir war die weite Erdenflur
Hinfort ein größrer Kerker nur!
Mir fehlten Eltern, Kind, Gefreundte,
Und wer mein Loos mit mir beweinte;
Ein Glück! der Gram entfernter Lieben
Hätte zum Wahnsinn mich getrieben!
— Nein, nur des Fensters Gitterloch
Wollt' ich ersteigen und einmal noch

Beruhigt auf der Berge Höhn
Mit Liebesaugen mich ergehn.

Ich sah — wie ungleich mir! — die alten,
Die unverwandelten Gestalten,
Zu Häupten den tausendjähr'gen Schnee,
Zu Füßen den grenzenlosen See,
Und die blaue Rhone so stolz und jäh,
Vernahm der Ströme Sprüng' und Güsse
Durch Felsenbrüche, Waldesrisse,
Sah fern die Stadt mit weißen Wällen.
Sah weißer noch die Segel schwellen.
Dann sah ich auch ein Eiland klein,
Das lacht' mir ins Gesicht hinein,
Es lag da ganz allein,
Ein grüner Fleck, schien winzig nur,
Nicht größer als mein Kerkerflur;
Doch standen schlank drei Bäume drin,
Die Bergluft wehte drüber hin,
Die Wasser hatten rings den Lauf,
Und junge Blumen wuchsen drauf
Von zartem Duft und Schein.
Die Fische schwammen um Chillon's Wall,
Sie schienen frisch und fröhlich all,
Der Adler ritt auf Sturmesschwingen,
Nie schien er mir so hoch zu dringen,
Als wie er damals mir gedäucht!
Mein Aug' ward frisch von Thränen feucht,
Meine Ruhe schwand, ich wünscht', ich hätte
Mich nicht begeben meiner Kette,
Und als ich in mein hartes Bette
Herunterstieg, — die Kerkernacht
Fiel auf mein Herz mit schwerer Macht,
So wie ein frisches Grab, gebettet
Für Einen, den wir gern gerettet;
Und hatte doch, vom Licht bedroht,
Mein Aug' fast solche Ruhe noth.

So ging's in Monden, Jahren, Tagen,
Ich ging nicht mit, ich gab nicht Acht,
Ich hab' das Aug' nicht aufgeschlagen
Und nicht vom Staube hell gemacht.
Da kamen endlich die Befreier,
Ich fragte nicht, woher? wofür?
Ob ein Gefesselter, ein Freier?
Mir galt es gleich; gewohnt und theuer
War nur mein Elend mir.
Daher, als sie nun endlich kamen
Und mir vom Leib die Bande nahmen,
War ich, wie in vertrauter Klause,
In meiner dumpfen Gruft zu Hause.
Mir schien's, ich müsse zu neuem Leiden
Aus einer zweiten Heimath scheiden.
Befreundet hatt' ich mich mit Spinnen
Und ihrem mürrischen Beginnen,
Die Mäuse sehn im Mondlicht spielen,
Und sollt' ich minder als diese fühlen?
Uns war ein Bürgerrecht gegeben,
Und mir die Herrschaft über Leben
Und Tod! — Doch, seltsam ging es zu!
Wir lebten all' in Fried' und Ruh.
Selbst meinen Ketten war ich gut.
Was thut die lange Zeit, was thut
Gewöhnung nicht? Aus Chillon's Thor
Trat ich mit Seufzen frei hervor.





Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

1.

— Taceo funesta Ducatus
Vulnera.

Jos. Gmelin.

Der Sonntag schien hell durch das einzige Fenster des kleinen Gaststübchens, in welchem der junge Heinrich Roller noch in tiefem Schlafe lag. Er mußte etwas Angenehmes träumen, denn ein leichtes Lächeln belebte seine frischen Züge. Endlich aber störte ihn das Sonnenlicht, das ihm gerade in's Antlitz fiel. Eben schlug die Glocke auf dem nahen Thurm, und die Hähne ließen wetteifernd ihre ländlichen Stimmen ertönen. „Im Haus ist noch Alles still," sagte Heinrich, indem er aus dem Bette sprang und sich ankleidete, „es ist noch früh am Tage, und doch schon so hell zu dieser Jahreszeit. Sei mir gegrüßt, o Licht! in Tübingen hast du mich nie so früh geweckt. Es ist doch etwas Herrliches um's Landleben, Alles so hell und so still! Jetzt kann ich eben noch einen Spaziergang in der schönen Gegend machen und vielleicht dem Liebchen ein Schneeglöcklein, das sich vorwitzig an's Tageslicht gewagt hat, mitbringen. Sie wird noch sanft und heilig schlummern, das holde Kind!"

Er eilte in den großen Pfarrgarten hinab, um an dessen Hintermauer den unmittelbaren Ausgang in's Freie zu gewinnen. Da sah er ein gelbes Hütchen durch die dicht stehen-

den, noch unbelaubten Bäume blinken; er schlich leise hinzu und hielt dem schlanken Mädchen, das, halb städtisch, halb ländlich gekleidet, in leichter knapper Tracht an einem Baume lehnte, die Hände vor die Augen. „Schelm!" rief sie und schlug ihn drauf: „ich kenne dich schon, ich habe dich kommen hören." — Sie wandte ihm ein zärtliches Gesicht mit zwei hellen blauen Augen zu und bot ihm willig den Mund zum Kusse.

Er schlang den Arm um sie, und sie wandelten durch den Garten in's Freie. Lottchen sang: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!" und ihre reine Stimme klang lieblich in den Morgen hinaus. Das enge Thälchen, in welches der Pfad sich hinabwand, hatte schon einen Anflug von dem grünen Teppich, der es nun bald bekleiden sollte, die Anhöhen zu beiden Seiten lagen in einem warmen Glanz, aus geringer Entfernung schimmerte das Schloß von Vaihingen herüber, in der eigenthümlichen Beleuchtung der frühen Februarsonne scharf hervortretend; hinter den Liebenden ragte der Kirchthurm des Dörfchens Illingen hervor, das sie soeben lustwandelnd verlassen hatten. Unser Pärchen sog mit unendlicher Wonne den Hauch des frischen und doch warmen Morgens ein. „Dießmal," sagte Heinrich, „verdient der Frühling seinen Namen; es ist ein seltenes Fest, wenn schon im Februar die Natur aus dem starren Winterschlaf erwacht und neu zu leben beginnt. Laß uns glauben, mein Lottchen, freundliche Geister haben unserer Liebe zu Ehren den Freund der Liebenden, den Lenz, erweckt, und er schicke sich nun fröhlich an, unser Glück mit Blumen und grünen Zweigen zu bekränzen."

„Fast möcht' ich's auch glauben!" rief Lottchen, entwand sich ihm und hüpfte über den kleinen Bach, der das Thälchen mitten durchschnitt. Sie hatte mit ihren hellen Augen jenseits zwei Veilchen entdeckt und eilte, sie zu pflücken. „Sieh, Liebster!" sagte sie und steckte ihm die beiden Blümchen an die Brust, „sieh, dieß ist das Erste, was das Jahr uns bringt, das Beste, was dir meine Liebe geben kann. Laß es dir ein Sinnbild sein! Wie diese armen bescheidenen Blümchen ist

auch meine Liebe arm und unscheinbar, und kann dir nichts bedeuten; aber wie du die zarten Pflanzen an deine starke Brust nimmst und um meinetwillen behütest und werth hältst, so thue auch mit deinem Mädchen, das dir weiter nichts gelten kann, als daß sie dir so überaus von ganzem Herzen gut ist."

Heinrich war von diesen einfachen Worten auf's Innigste gerührt, und keine von den prächtigen Redensarten, die ihm sonst so leicht wurden, wollte ihm über die Lippen gehen. Er küßte sie herzlich, aber eh' er etwas erwidern konnte, vernahmen sie laute Stimmen in der Nähe; sie blieben hinter einer dichten Einfassung stehen und blickten hinaus. Einige Bauern kamen von der Anhöhe, hinter welcher sich die Felder ausbreiteten, gegen das Wiesenthälchen herunter gegangen.

„Seht einmal, ihr Mannen!" rief einer von ihnen und blieb stehen: „meiner Treu! das Thal kriegt schon ein neues Bärtlein. Da sieht's getreu aus, wenn's im Februar maielt! Da kommt Alles in's Treiben, und nachher nimmt's der Frost."

„Ist mir doch immer lieber," sagte ein andrer mit finsterem Gesicht, „wenn's von selber zu Grund geht. Es gibt keine größere Narrheit für uns Leute, als wenn wir uns viel um unsere Saat bekümmern. Geht's schlecht, so lamentirt Alles zusammen, und geht's gut, gleich ist's Wild bei der Hand und frißt, was ihm schmeckt, und was stehen bleibt, das geht bei der nächsten Jagd zu Schanden."

„Das ist auch wahr, Schmidpeter," fiel ihm der Erste bei.

„Das gibt wieder eine Mahlzeit für die Sauen, Hansjörg," fuhr der Schmid in seiner finstern Laune fort: „wenn's der Ernte zugeht, und der Dinkel grad recht in der Milch steht, da laden sie sich wieder ein."

„Und wenn sie meinetwegen noch für den Hunger fressen thäten, Gott verzeih' mir's, ich wollt's ihnen noch gönnen," sagte Hansjörg ärgerlich: „aber 's ist ihnen um die pure Wollust zu thun; sie sehen's als Nachtisch an; da

raufen sie die Frucht handvollweis aus dem Boden und quetschen's nur so aus, und wenn sie die Milch gesogen haben, so werfen sie's wieder weg. Es sind verflucht delikate Bestien."

„Freilich ja," bemerkte der Schmid, „das lernen sie von dem vornehmen Umgang."

Die andern lachten. „'S ist wahr," sagte einer, „man sollte sich noch für die gnädige Ehre bedanken."

„O wenn nur," so brach ein anderer jetzt aus, „wenn nur das heilige siedige Donnerwetter die gnädigen Herren und Sauen und die Jagd mit sammt uns und dem ganzen Ländlein dreitausend Klafter tief unter den Boden schlüg'!"

„Behüt' uns Gott!" versetzte einer mit etwas gereistem Accent, „nur nicht gleich oben hinaus! Schicket euch in die Welt, denn es ist eine böse Welt!"

„In die Zeit heißt's, Schneidermichel," rief der bibelfestere Hansjörg dem Geduldprediger zu. „Aber wahr ist's, die Welt ist schlimm. Der Liebste von Allen ist mir noch der Herr selber. Er red't doch noch mit unser einem, wie wenn er Seinesgleichen wär'; ja er ist viel bescheidener gegen den gemeinen Mann, als seine Bedienten und Amtleute, die doch weniger sind als er. Glaubt mir, Mannen, wenn alle Oberamtleute und Pfleger und das ganze G'schmeiß, wenn die so wären, wie der Herzog, so hätten wir bessere Tage."

„O," rief der Schneider, „jetzt wird's erst schlimm werden! Da kommt der Schulmeister. Der studirt vermuthlich auf seinem Morgenspaziergang eine Abdankung, oder, wie er's lieber heißt, eine Leichenrede. Bon dies, Herr Schulmeister! Woher geht die Fahrt?"

Der Angeredete, ein hagerer langer Mann von absolut unzufriedenem Aussehen, hatte eben noch die letzten Worte vom Lobe des Herzogs gehört und brach, ohne die Zwischenfrage zu beachten, alsbald gegen den Redner los, indem er eine erkleckliche Anzahl von Majestätsbeleidigungen auf einander häufte, welche freilich, wie er sicher rechnen konnte,

von seinen Bauern noch weniger als von den Vögeln unter dem Himmel weiter getragen wurden; denn jene waren viel zu sehr von seiner Tüchtigkeit überzeugt, als daß sie ihm etwas hätten geschehen lassen, und sie pflegten ihre Meinung von ihm mit den Worten auszudrücken: „Er ist ein ganzer Schulmeister; daß er unsre Buben gehörig herhaut, herstriegelt und herrichtet, das muß man ihm lassen; aber freilich, ein bös Maul hat er." Der Zusatz sollte keineswegs ein Verwerfungsurtheil sein, denn dieses böse Maul sprach oft genug eine Meinung aus, die ihre eigene war; da sie aber an dem Inhaber desselben allerlei Schwachheiten kannten, so spielte er bei ihnen doch keine so große Rolle, als er sich einbilden mochte, und gehörte darum zu den vielen Leuten in der Welt, welche mehr reden, als sie gelten. Dieses Bewußtsein aber, wenn es ihm jemals klar wurde, hielt ihn nicht ab, seine Rede fortzusetzen. „Was?" rief er, „einen Tyrannen vertheidigen, der eure Felder verwüstet, das Mark des Landes aussaugt, der eure Söhne aus den Betten reißt und steckt sie in seine steife Montur —"

„Aber," fiel der Schneider etwas schüchtern ein, „das ist doch nicht mehr so arg, seit die Herren von der Landschaft mit dem Herzog Prozeß geführt haben."

„Die?" rief der Schulmeister und schlug ein höhnisches Gelächter auf, „diese guten Freunde haben schön für euch gesorgt, die haben ihr Schäfchen gleichsam bei der Gelegenheit geschoren! Was thun sie denn jetzt, nachdem der Vertrag schon seit Jahren zu Stande gekommen und tausendfach seitdem wieder übertreten und gebrochen worden ist? Ich will euch was sagen: wenn ihr die Herren vom Hof zum Land hinaus jagen wollt, so bindet je einen mit einem von der Landschaft zusammen, es geht gleichsam in Einem hin, und hat's einer so gut verdient wie der andere. Schmarozer und Speichellecker! Was sagt der große Schubart, poeta celerrimus, von den Fürstendienern in seiner Vaterlandschronik, die ich neulich in der Apotheke zu Vaihingen gelesen habe?"

„Ich glaub'," flüsterte der Schneider den andern zu,

während jener sich auf das Citat besann, „ich glaub', dort schenken sie dem Schulmeister dann und wann einen Starken ein und treiben ihren Schabernak mit ihm, die jungen Herren. Dann gnade Gott allemal dem Herzog!"

Der Schneider war einer von den Menschen, die im Flüstern nicht glücklich sind; seine Worte pfiffen wie eine starke Zugluft durch die Gesellschaft, und dem Schulmeister entging keine Silbe davon, daher er sich gleich zur Rache bereitete. „O christliches Schneidergemüth!" rief er giftig aus, „hat man vergessen, daß zur Zeit, da Serenissimus der Schnepfenjagd allhier oblagen — nun, es war just nicht gelogen! er hat allerlei gefangen, mehr zahme als wilde — hat man's so ganz vergessen, daß damals auch die Jungfer Tochter gleichsam in Gnaden gewürdiget ward? Nun, die hohe Ehre kam nachher an den Tag, aber beim Kirchenconvent hieß es eben nach dem löblichen Brauche: Serenissimus. Ad acta!"

Diese Erzählung, die in der Residenz und ihrer unmittelbaren Nähe für die Betheiligten nach der überwiegenden Ansicht der Mehrzahl nichts sehr Schimpfliches gehabt haben würde, that hier, wo sich die Sitten noch in ursprünglicher Geltung erhalten hatten, die entgegengesetzte Wirkung. „Schulmeister!" rief der Schneider und streckte ihm die geballten Fäuste entgegen, während er sich von den andern, vielleicht nicht ganz ungerne, zurückhalten ließ. Der Schmid warf dem Beleidiger einen Blick der Verachtung zu.

„Serenissimus; ad Acta!" wiederholte der Demosthenes von Illingen, „ja, das ist ein herrlicher Talisman, der jedes Mädchen vor der Kirchenbuße schützt. Serenissimus; ad Acta! Ipse fecit! Der Herr hat's gegeben! — Und dem Pfarrer hat er auch gleichsam seinen landesväterlichen Segen hinterlassen; fragt ihn nur, ob er gern von seiner Amalie reden hört!"

Unser Pärchen stand wie auf Kohlen. Sie waren unwillkürlich zu Lauschern geworden und konnten ihren Posten nicht verlassen, ohne bemerkt zu werden.

„Laßt geschehene Sachen sein," bemerkte Hansjörg.

„Das mein' ich auch!" sagte der Schmid mit seiner tiefen Stimme, indem er dem Schulmeister einen Schritt näher trat, „thut mir den Gefallen und laßt Euer Geschwätz unterwegen. Ihr seid auch keiner von den Feinsten, und es wär' Euch einmal bodenbös gegangen, wenn nicht die hochwürdige Frau Speciälin ein Einsehen mit Euren fetten Gänsen gehabt hätte. Gelt, alter Sünder, damals hieß es auch acacta, und Ihr habt nichts dawider einzuwenden gehabt."

Der Schulmeister machte zu seinem Schrecken die Erfahrung, daß es in der Politik nicht immer wohlgethan ist, den Skandal aufzurühren. Er drehte sich hin und her; räuspernd und mit einer Stimme, als ob ihm ein Bissen im Halse stecken geblieben sei, begann er: „Welchen Mißverständnissen ist man doch gleichsam in dieser sublunarischen Welt ausgesetzt —"

Da kam ein seltsamer Zufall seiner Verlegenheit zu Hilfe: die Glocken im Dorfe schlugen unerwartet an und läuteten zum Gottesdienst. Alle waren erstaunt. „Wer greift mir in's Amt?" unterbrach sich der Schulmeister, der, wie's auf dem Land gebräuchlich, Küster, Cantor und Kirchendusler in Einer Person war. — „Was geht da vor?" fragten die andern, „das ist ja um eine ganze Stunde zu früh!"

Indem kam eine Magd herbeigerannt und rief schon von Weitem: „Laufet, Herr Schulmeister, laufet, laufet!"

„Was gibt's? Wo brennt's?" riefen Alle.

„Schnell! Ihr sollet die Orgel schlagen!" keuchte das Mädchen, athemlos und mit verwirrtem Gesicht heraneilend, „es ist ein Befehl aus Stuttgart gekommen, der Herzog ist da und will eine Predigt halten!"

„Was? der Herzog? eine Predigt?"

„Ja, und der Herr Pfarrer soll sie vorlesen. Es ist ein großmächtiger Bogen."

„Dummes Pecum! was ist das für ein confuser Durcheinander!" rief der Schulmeister. „Hast du den Herzog gleichsam gesehen?" fügte er ängstlich hinzu.

„Nein," erwiderte das Mädchen, „er ist noch nicht da, aber er werde gleich kommen. Eilet doch, daß der Herr Pfarrer nicht warten muß."

Der Schulmeister begab sich kopfschüttelnd auf den Weg. „Was mag denn das sein?" fragte einer der Bauern. — „Ach, was wird's weiter sein?" brummte ein anderer, „eine neue Steuer! die lauft uns nicht davon." — Sie gingen dem Schulmeister langsam nach, und unser Pärchen folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

2.

> Von Gottes Gnaden Carl Herzog zu Württemberg und Teck 2c. Unsern Gruß zuvor, Liebe Getreue! Wir lassen Euch anliegendes gnädigstes Rescript, welches Unsere landesväterliche zärtliche Gesinnungen gegen Unsere liebe und getreue Unterthanen, aus Gelegenheit Unseres durch die Gnade des Allmächtigen heute erlebten funfzigsten, mithin halbjahrhundertjährigen Geburtstags ausdrückt, mit dem gnädigsten Befehl zugehen, solches Euren Amtsuntergebenen mittelst Ablesung von den Kanzeln in einem abhaltenden Gottesdienst bekannt zu machen, und verbleiben Wir übrigens Euch in Gnaden gewogen.
>
> Carl. H. z. W.
>
> Hartmann's Rescripten-Sammlung.

Die Gemeinde hatte sich, etwas verwundert über den ungewöhnlich frühen Anfang des Gottesdienstes, nach und nach versammelt, der Schulmeister hantirte auf der alten Orgel, daß es in allen Gewölben der Kirche widerhallte. Heinrich hatte im Pfarrstuhl hinter Lottchen Platz genommen und vergnügte sich, den Kopf ihrem Nacken so nahe, als es möglich und schicklich war, zu bringen und den Duft ihrer Locken einzuathmen; als aber die Orgel schwieg und die ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers auf der Kanzel erschien, von weißen Haaren umflossen, richtete er sich schnell auf und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Greis redete ein kurzes einleitendes Wort über die christliche Versöhnlichkeit, welche jeder gegen den andern zu üben habe, ging dann auf das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan über und setzte auseinander, daß auch diese bei der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen viel Ursache haben, einander liebevoll zu ertragen, die Unterthanen aber um so mehr sich ihrer Pflichten erinnern sollen, wenn der von Gott ihnen gegebene Herrscher selbst und aus freien Stücken seine Unvollkommenheit bekenne. „Nicht alle," fuhr er fort, „werdet ihr's vergessen haben, daß wir vor wenigen Tagen, als am fünfzigsten Geburtstag unseres Landesherrn, um seine fernere Erhaltung beteten; lasset uns nicht vergessen, daß er ein Lebensziel erreicht hat, wo das Herz sich ernsteren Gedanken erschließt und täglich auf den Ruf seines Herrn und Richters harret; lasset uns unsere Herzen so gegen ihn stimmen, daß es Gott wohlgefällig sei. — Und nun vernehmet," sprach er nach einer Pause, „was der Herr unsrem Herrn an seinem Geburtstag in's Herz gegeben hat, vernehmet die Worte, welche unser Fürst durch mich an euch richtet, seine eigenen Worte, die ich euch hiemit nach seinem Willen und Befehl vorlesen werde."

Darauf entfaltete er ein Papier und las:

„Gott, von dem alles Gute kommt, und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsre Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserem so vorzüglichen Berufe gemäß, dasjenige mit guten Kräften und Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unsrer lieben und getreuen Unterthanen nach Unsrer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da Wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß theils aus an-

geborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dieß ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte.

„Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unsres Lebens an, Wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburtstag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens Unsrer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir sehen ihn an, diesen Tag, als von Gott geschenkt, um alle Unsre wahrhaft getreue Diener und alle Uns so nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen landesväterlicher Gnade, Huld und Vorsorge versichern zu können." —

Heinrich hatte mit steigendem Staunen zugehört; der volle Eindruck dieses Augenblicks, in welchem ein Fürst sich vor seinem Volke demüthigte, stürmte so mächtig auf sein junges Herz ein, daß er sich kaum ruhig an seinem Platze zu halten vermochte: er bewegte sich hin und her und sah unverwandt mit weit offenen Augen nach der Kanzel. Das ist mehr als fürstlich! rief es jubelnd in ihm; das ist einzig in der Geschichte! Welch eine Erhebung gehörte dazu, diesen Schritt zu thun! Ihm war, als sei einer von den großen Tagen des Alterthums heute leuchtend niedergestiegen, und sein Herz wogte in stolzer Freude, als er nun die Vorsätze und Verheißungen vernahm, welche das Bekenntniß des Herzogs aussprach: „Sorge für die Wohlfahrt des Staats, Ausübung der lautersten Gerechtigkeit, persönliche Sicherheit, Abhelfung jedes Nothstandes, die genaueste Aufsicht über den Verbesserungsstand der Einzelnen und Gesammtheiten," lauter Dinge, die, obwohl sie ohne Weiteres zu den ersten Pflichten eines Regenten gehören, doch bis jetzt so vielfach waren vernachlässigt worden, daß es dem Volke zur Hoffnung und Beruhigung dienen mußte, sie vom Herzog bei einer so feierlichen Veranlassung nennen zu hören.

Jetzt aber nahm der Vortrag eine andere Wendung, und die Freudenfeuer erloschen nach und nach auf Heinrich's Gesichte. Der Herzog sprach jetzt sehr nachdrücklich von den Pflichten der Unterthanen gegen ihn, und dieses Thema war unermüdlich mit hundert Variationen durchgeführt. „Wie kann man doch," rief unser ungeduldiger junger Freund bei sich, „wie kann man doch die schöne Wirkung eines großen Wortes so ganz vernichten! Versteht sich denn nicht von selbst, daß ein solches Bekenntniß, eine solche Erklärung dem Fürsten die Herzen des Volkes zuwenden muß? Wie unpassend ist es, noch Ermahnungen hinzuzufügen!" — Dann störte ihn noch etwas: der Stil des Rescripts schien ihm zu phrasenreich, ein Wort reihte sich an das andere, eine Chrie folgte der andern, aber alle nur um wieder dasselbe zu besagen. Nun, er rechtfertigt das Prädikat, das er sich gegeben, dachte Heinrich, er zeigt, daß er ein Gesalbter dieser Erde ist, denn er redet mit unendlicher Salbung.

„Mit diesen gemeinschaftlichen Gesinnungen, mit diesem festen unabänderlichen Vorsatz muß es Herrn und Lande wohlgehen. Wir, als Landesherr, wiederholen es nochmals und wiederholen es mit dem allergrößten Vergnügen aus der reinen Quelle der Gott gefälligen Wahrheit, daß der heutige Tag Unserer zweiten Lebensperiode ein Tag der Freude für Uns sein solle, wenn Wir von Neuem die Herzen aller Unserer lieben und getreuen Diener und Unterthanen an Uns gezogen zu haben glauben können, und wie getrost muß jeder Unterthan leben können, wenn er in seinem Landesherrn einen sorgenden, einen getreuen Vater verehren kann. Ja, Württemberg muß es wohl gehen. Dieß sei für's Künftige auf immer die Losung zwischen Herrn, Dienern und Unterthanen!" — So schloß das Rescript, das von der Gemeinde mit Verwunderung angehört worden war.

Heinrich nahm sich keine Zeit, zu beobachten, welchen Eindruck das merkwürdige Sündenbekenntniß mit seinen Klauseln auf die Illinger gemacht; er brannte nach einer Unterredung mit dem Pfarrer, und als der Schlußvers zu Ende gesungen war, worauf der Schulmeister ein ge-

waltiges Donnerwetter auf der Orgel erhob, eilte er mit Lottchen in das Pfarrhaus zurück, wo man dem alten Herkommen gemäß, das sich nicht nach der Tageszeit, sondern nach dem Schlusse des Gottesdienstes richtete, alsbald zu Tische ging.

Lottchen nahm zuerst das Wort. „Papa," sagte sie, „ich habe heute eine wahre Todesangst ausgestanden, bis ich die Sache endlich begriff und glaublich fand; es war mir so unerwartet, daß ich erschrack und, so toll und dumm der Gedanke auch war, anfangs immer meinte, es sei eine Erfindung von Ihnen und Sie wollten dem — den Illingern einen Possen spielen."

Der Greis lächelte und sagte: „Das gäbe einen lustigen Streich, wenn irgendwo im Land ein Beamter auf der gleichen Meinung wäre und ließe nun den Geistlichen dafür festnehmen. Ich gestehe übrigens, daß auch ich im ersten Augenblick so überrascht war, daß ich unwillkürlich sogleich in die Kirche läuten ließ. Was sagst denn du zu diesem Manifest, Vetter Heinrich?" fragte er, „du bist doch sonst immer mit deinem Votum bei der Hand."

Heinrich schilderte die wechselnden Empfindungen, welche sich in der Kirche seiner bemächtigt hatten, und sprach seinen Aerger über die unverhoffte Wendung des Rescripts mit Heftigkeit aus.

„Insofern die liebe Jugend aus dir spricht," erwiderte der Pfarrer, „hast du nicht Unrecht; aber du mußt bedenken, daß das Rescript nicht allein für dich abgefaßt ist, sondern für ein großes Publikum, welches eine solche edelmüthige Erklärung, wie du sie verlangst, gar gröblich mißverstanden hätte; Hundert auf Einen hätten geglaubt, der Herzog wolle zu Kreuze kriechen, und das ist das Letzte, was ein Regent, selbst dem bloßen Scheine nach, thun darf. Der Herzog hat ganz Recht gehabt, durch diesen Zusatz seine Würde zu wahren; ich würde an seiner Stelle die ganze Sache unterlassen haben, sie mag vor den Augen des denkenden und fühlenden Menschen so schön erscheinen, als sie will."

„Sie würden sich auch keine Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, Papa!" sagte Lottchen.

„Wir wollen nicht richten und uns nicht erheben," versetzte der ehrwürdige Alte.

Doch schien die ungewöhnliche Kundgebung des Fürsten, obgleich er sie um der Autorität willen nicht ganz billigte, sein Herz tief ergriffen zu haben. Er war anfangs still und bewegt, wurde aber allmählich heiter. Nach Tische ließ er eine Flasche Fünfziger heraufholen und schenkte drei Gläser ein. „Du mußt heut auch mittrinken, Lottchen!" rief er. „Es ist fürwahr ein seltener Tag. Wir wollen den Schöpfer in seiner Gabe loben, daß er dem Landesherrn so gute Gesinnungen eingegeben hat."

Lottchen sah den Vater, dem das Schicksal des Landes über persönliche Angelegenheiten und geheime Wunden ging, freudig staunend an und rief mit erhobenem Glase: „Nun denn, so will ich den Trinkspruch ausbringen! Es lebe der Herzog!"

„Hoch!" riefen der Greis und der Jüngling und stießen mit dem Mädchen an; die Gläser klangen hell, der Wein funkelte in der freundlichen Mittagssonne.

„Jetzt bring du etwas Gutes aus, Heinrich!"

Der Jüngling bedachte sich und blickte einen Augenblick sehnsüchtig nach Lottchen hinüber; auf einmal aber nahm er sich zusammen und rief: „Württemberg für immer!"

„So recht!" rief der Pfarrer, „möge es grünen und wachsen und immer das Vaterland wackerer Männer sein! möge das alte Sprichwort ewig gelten: möge keiner dieses Land verderben wollen und keiner es verderben können, wenn er auch wollte!"

Eine andächtige Pause entstand, dann fuhr der Alte mit fröhlichem Tone fort: „Jetzt ist's an mir! Unsere ersten Pflichten haben wir erfüllt, Fürst und Land sollen unsre ersten Wünsche bleiben. Einem alten Manne mag es erlaubt sein, den dritten hinzuzufügen und auf sich, auf sein eigenes Haus zurückzublicken." — Er nahm sein Sammtkäppchen ab. „Gott," sagte er, „hat mir viel Gutes gegeben, er sei dafür gelobt! Er hat mir viel Schmerzen zugedacht, er sei doppelt dafür gelobt! Er hat mir großen Trost

und reiche Freude für mein Alter vergönnt, und er sei dreifach dafür gepriesen! Guter Gott, verzeih' mir, wenn ich heute meinen Vaterstolz nicht überwinden, meine Vaterfreude nicht zügeln kann! Blick' auf dieses gute Kind, das mir noch nie einen Kummer gemacht hat, auf die einzige Freude eines alten Mannes, segne sie, gib ihr, was ihr sanftes Herz verdient, und führe sie väterlich, wenn ich nicht mehr bin, mit deinem Schutz auf ebenen Pfaden durch's Leben!" — Die Stimme brach ihm, er faßte sich gewaltsam und rief: „Nun herzhaft auf mit den Gläsern, mein Lottchen soll leben!"

Mit gesenktem Haupte und Thränen in den Augen erhob Lottchen ihr Glas, Heinrich aber fuhr in die Höhe und stieß so heftig mit ihr an, daß das seinige mit einem gellenden Klange zersprang. „Gilt nichts!" rief er, die üble Vorbedeutung abwehrend, „ich halte das Glas noch fest in der Hand, es ist nichts verschüttet."

„Wie, liebes Kind!" sagte der Pfarrer zu Lottchen, die ihren Schrecken nicht verbergen konnte, „du wirst doch nicht so abergläubisch sein —? Was hat es denn auf sich, daß der Brausewind da angestoßen hat wie ein Hammerschmid? Wenn das Zerspringen eines Glases etwas bedeuten könnte, so stünden alle unsere Gesundheiten auf schwachen Füßen."

Lottchen seufzte tief.

„Und überdies," fuhr der Vater lächelnd fort, „wenn denn ja dem Märchen sein Recht widerfahren soll, so gehst du auf jeden Fall frei aus. Der Wildfang hat sein eigenes Glas zertrümmert, und wenn sich das Schicksal für diese Scherben rächen will, so ist er das Opfer; mag er's denn büßen."

„Nein, er nicht!" rief Lottchen so leidenschaftlich, daß der Alte, auf einmal aufmerksam geworden, das Paar abwechselnd mit scharfen Augen ansah.

Das verrätherische Blut schoß ihnen in die Wangen, sie fühlten, daß nichts mehr zu verbergen war. Heinrich faßte sich ein Herz und stand auf: „Jetzt oder nie!" rief er feier-

lich, „ja, ich will es bekennen, Lottchen hat mir ihr Herz gegeben, sie will ihr Schicksal an das meine knüpfen."

Der Pfarrer wiegte langsam und bedenklich das Haupt. „Und deine hochfliegenden Plane?" fragte er endlich. „Ich glaubte, du habest das Gewand der Demuth für immer abgelegt, und dein Sinn sei weltlich, wie deine Tracht."

„Ich bin mit der Welt im Reinen," erwiderte Heinrich, „ich verlange nichts mehr von ihr; hier, in dieser friedlichen Einsamkeit, in ländlicher Stille will ich den Kreis meiner Thaten finden, an der Seite dieses unschuldigen Kindes will ich meine Tage verbringen. Nehmen Sie mich auf, theurer Vater, machen Sie uns glücklich und heißen Sie mich Ihren Sohn!"

Der Pfarrer stützte das weiße Haupt auf die Hand und sah ernst nach seiner Tochter hinüber. „Ist das alles so?" fragte er, „und bist du damit einverstanden, Lottchen?"

Lottchen wagte nicht aufzublicken und flüsterte ein leises „Ja".

„Also hinter dem Rücken des Vaters?" sagte er mit einem schmerzlichen Blick.

Das Mädchen sprang auf und beugte sich weinend über seine Hand: „O verzeihen Sie, liebster Vater! Ich hoffte auf Ihre Zustimmung, Heinrich hat mich so lieb, er meint es so gut mit mir!"

Der Pfarrer schwieg lange und sagte dann mit großer Rührung: „Nun, Gottes Wille geschehe, ich will euch nicht trennen, da Er's einmal so gefügt hat."

„Sie geben es zu, Vater?" rief Heinrich.

„Ja, nimm sie und laß dir diese Stunde für immer wichtig sein. Ich vertraue mein Kleinod mit Furcht und Hoffnung deinen Händen; du bist ungestüm und feurig, lieber Sohn, und ich fürchte, es werde dir Mühe kosten, im Einfachen und Wechsellosen zu beharren. Du siehst, wie hier ein Tag sich ruhig an den andern reiht, ohne einen außerordentlichen Augenblick zu bringen; bedenke dich wohl, ob ein solches Glück dir genügen kann, das so einfach schmeckt, wie das liebe Brod."

„O gewiß!" rief Heinrich, „ich kenne mich genau! Diese

Stille wird mich glücklicher machen als das verworrene Weltleben, und Lottchen's Liebe soll mir jede Stunde würzen."

„Das gebe Gott!" versetzte der Greis, „aber das Leben hat gar viele Stunden. Erwäge den Schmerz dieses armen Kindes, mein Sohn, erwäge den Jammer eines alten Mannes, der mit Verzweiflung in die Grube fahren würde, wenn er sein Kind an einen Unzufriedenen weggeworfen hätte. Tritt lieber zurück, so lang es noch Zeit ist; ich will dir nicht grollen, wenn du jetzt dein Wort zurücknimmst."

Die Versicherungen und Schwüre, welche Heinrich dem besorgten Vater entgegenhielt, beruhigten diesen, die Liebenden umarmten einander, und er segnete und küßte sie. „Jetzt aber verlaßt mich, meine Kinder!" sagte er, „geht in den Garten, ich muß eine Weile allein sein."

Als nach einigen Stunden die kleine Familie wieder versammelt war, wurden die Verlobungsringe gewechselt und die Zukunft in heitern Gesprächen erwogen. „Ich will jetzt auch gestehen," sagte der Greis, „warum ich so lange keinen Gehilfen angenommen, den ich doch nothwendig haben muß, da ich mehr und mehr der Ruhe bedarf." — Er sah lächelnd seine Tochter an; „diese jungen geistlichen Herrn haben ungemein weiche Herzen," fuhr er fort, „und können nicht acht Tage mit einer Pfarrerstochter unter Einem Dache leben, ohne Feuer zu fangen. Nun, wir haben ein Beispiel. Ich erinnere mich auch eines Jugendfreundes, der dieselbe Erfahrung machte; wir waren Vicare in zwei benachbarten Dörfern, mein Pfarrer war kinderlos, der seinige hatte aber zwei Töchter, die mit überflüssig großen Nasen begabt waren. Wir kamen häufig zusammen, und wenn ich ihn etwa mit seinen Hausgenossinnen necken wollte, rief er lachend: per varios nasus, per tot discrimina rerum. Nach einiger Zeit aber sagte er bedenklich: „Du, ich weiß nicht, was ich davon halten soll, die Nasen kommen mir nicht mehr so groß vor, es ist, als ob sie täglich um etwas eingingen; ich fürchte, ich fürchte! Aber gib nur Acht! Wenn sie mir einmal vorkommen wie gewöhnliche Nasen, dann geh' ich fort, oder ich bin verloren." Und wirklich meldete er sich bald hernach

auf einen andern Dienst, und ich verlor einen angenehmen Gesellen."

Das Brautpaar wollte nicht aus dem Lachen kommen, und der Pfarrer fuhr fort: „Solche Besorgnisse gingen mir durch den Kopf, wenn ich die Last meines Amts und meines Alters fühlte; ich wollte mein Töchterchen doch nicht dem Ersten Besten, den man mir von Stuttgart zuzuschicken für gut fände, in die Hände liefern. Nun, jetzt hat man mich auch nicht gefragt. Um aber endlich ein ernsthaftes Wort zu reden, will ich euch meinen Plan mittheilen. Ich habe an das Consistorium geschrieben —"

„Liebster Vater!" rief Lottchen und küßte ihm mit Innigkeit die Hand.

„Nur ruhig!" rief er, „es geschieht ja nicht für dich allein. Ich wünsche bald zur Ruhe gesetzt zu werden, und wenn dann mein Herr Amtsnachfolger die Güte haben will, mich alten untauglichen Mann bei sich zu behalten, so werde ich dafür gebührender Maßen dankbar sein und mich immer als ein stiller, verträglicher Hausgenosse aufführen."

Das Pärchen jubelte bei diesen Worten. „So gingen denn," sprach der Greis weiter, „unsere Angelegenheiten den gewöhnlichen geistlichen Gang. Jetzt aber eine profane Frage: Du kann'st doch reiten, mein Sohn?"

„Für einen lateinischen Ritter," erwiderte Heinrich, „hab' ich immer eine ziemlich passable Figur gemacht. Aber darf ich fragen, wie meine Ritterschaft hier in's Spiel kommt?"

„In dieser Voraussetzung," fuhr der Pfarrer fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „hab' ich das Pferd des Schmids für dich bestellt; es ist ein frommer und anständiger Bucephalus, nur muß man sich's nicht einfallen lassen, mit ihm durch die Straßen von Stuttgart courbettiren zu wollen. Der Peter begleitet dich selbst, um für den Fall, daß du aufgehalten werden solltest, das Pferd wieder zurückzubringen."

„Aber was soll ich denn in Stuttgart?" fragte Heinrich verwundert.

„Nun was? den Brief überbringen und dich den Herren

vorstellen. Ich habe zwar allen Grund zu glauben, daß sie mein Gesuch nicht unberücksichtigt lassen werden, aber sie können doch prätendiren, einen jungen Mann, den ich ihnen empfehle, persönlich zu sehen."

Heinrich bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her: „O dieses Stuttgart!" rief er, „ich bin jetzt so gar nicht gestimmt, dahin zu gehen, jetzt, da ich die ersten reinen Tage meines Glücks genießen möchte."

„Ich will nicht hoffen," versetzte der Pfarrer mit einiger Ungeduld, „daß meine Besorgnisse jetzt schon in Erfüllung gehen. Wenn du deine Braut wahrhaft liebst, so wirst du doch eine kleine Unbequemlichkeit und ein paar Tage der Entbehrung nicht so hoch anschlagen. Es ist mir zwar lieb, daß du nicht gern in die Residenz gehst, aber was sein muß, muß sein. Ist das vorbei, so darfst du zurückeilen, so sehr du willst; du sollst gleich nächsten Sonntag deine zweite Predigt hier halten. Ich kann dir die tröstliche Versicherung geben, daß die Gemeinde mit der ersten zufrieden war, obgleich du sie nur aus Gefälligkeit und bei damals noch ganz andern Vorsätzen übernommen hast."

Heinrich wagte keine weitere Widerrede, aber er fühlte sich sonderbar beengt, es war ihm, als sähe er Dämonen, die ihn von jener Straße zurückwinkten.

Der Abend wurde in stiller Traulichkeit verbracht. Nachdem der ehrwürdige Pfarrer zu Bette gegangen war, setzte sich Lottchen hin und schrieb einen Brief, den der Freund, wie sie ihm auf die Seele band, ihrer Schwester Amalie in Stuttgart persönlich übergeben sollte.

„Wie? in Stuttgart ist sie?" sagte Heinrich. „Ich gestehe, daß ich bis heute kaum etwas von ihrem Dasein gewußt habe. Als deine Schwester will ich sie lieb und werth halten, und nicht aus Gleichgiltigkeit hab' ich's unterlassen, dich nach ihren Begebenheiten zu fragen."

„Es ist lang her und eine traurige Geschichte," versetzte Lottchen mit gesenktem Blick, „laß mich davon schweigen. Unsre Mutter war kurz zuvor gestorben, und ich war noch ein Kind, aber es ist mir unvergeßlich, wie der Vater mit

feurigen Augen und mächtiger Stimme vor dem Herzog stand. Später hat mir die alte selige Marthe erzählt, was er ihm sagte, denn er sprach nie davon. Der Herzog hatte ihn versöhnen wollen und ihm eine Gnade angeboten. Kann mir das meine Ehre wieder geben? rief er, um Gnade bitt' ich Ihn, vor dem auch Ew. Durchlaucht nur ein armer Sünder sind. — Der Herzog ritt bestürzt hinweg."

„Und Amalie?"

„Kurze Zeit darauf kam ein angesehener junger Mann, der um sie anhielt. Der Vater gab sie ihm, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Jetzt lebt sie mit ihm in Stuttgart; er steht in einem ehrenvollen Amt und ist wohlwollend gegen sie, aber sie fühlt sich nicht glücklich. Des Vaters Angesicht hat sie nicht wieder gesehen, alle Mittheilungen gehen durch mich. Er hat noch immer viel Liebe und Theilnahme für sie, aber er spricht selten von ihr. Der Herzog ist ihm sehr gnädig gesinnt; Amalie schrieb mir sogar einmal, er habe ihn zu seinem Hofprediger machen wollen, aber der Vater habe es abgelehnt; gegen mich hat er nie etwas davon geäußert. — Ach, die gute Schwester! Geh doch nur gleich zu ihr und sei recht freundlich, sie bedarf's, und es wird ihr wohl thun, wieder an die Heimath erinnert zu werden."

Heinrich versprach's mit Mund und Hand, und die Liebenden saßen noch ein Stündchen unter traulichem Kosen beisammen. Küsse erstickten endlich das Gespräch, und es trat jene Pause ein, von der man zu sagen pflegt, daß ein Engel durch's Zimmer gehe. Aber es war einer von denen, die, zwischen guten und bösen in der Mitte stehend, Ahnungen, Warnungen und Sorgen in die schwankende Seele des Menschen legen. Heinrich konnte sich einer nie gefühlten Bangigkeit beim Gedanken an die bevorstehende kurze Reise nicht erwehren; auf einmal fühlte er auch, wie sein Liebchen, von einem Schauer ergriffen, in seinen Armen erbebte. „Was ist dir, Lottchen?" fragte er erschrocken.

„Ach Gott, das Glas!" rief sie erbleichend, „das haben wir ganz vergessen. Wir hätten uns nicht gleich auf diesen Unfall verloben sollen."

Heinrich mußte lächeln; seine eigene abergläubische Regung verschwand vor dem Wahne, der ihm so geringfügig erschien.

Es gelang ihm nach und nach, sie zu erheitern. Sie überließ sich harmlosen Scherzen, und als Heinrich gute Nacht nahm und schon in der Thüre stand, sang sie ihm nach:

Jetzt geh i nach Stuggart
In d'Hofapothek,
Und kauf mir a Mittel,
Daß d'Liebe vergeht!

Heinrich griff auf seinem Zimmer zur Flöte, öffnete das Fenster und blies die Melodie des Liedes hinaus. Lottchen, deren Fenster unter dem seinigen war, mischte sich darein, und es gab noch einen scherzhaften Zank. Endlich schloß sie das Fenster, er hörte sie zu Bette gehen und sah noch lange, vom Nachtfrost durchschauert, in den Garten hinaus, wo das klarste Mondlicht auf den Bäumen weilte. „Holdes Bild meines Glücks," rief er, „sanfte mondbeglänzte Gegend! Ich scheide nur auf kurze Zeit, und wie bald, wie fröhlich werd' ich dich wieder grüßen!"

3.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!
Goethe, Faust.

Kleine Steine, die gegen das Fenster geworfen wurden, erweckten unsern Freund am andern Morgen früh; er sah hinaus und erblickte unten den Schmid, der ihm leise zurief: „Der Tag bricht an, das Pferd wartet schon am Gartenzaun!" — Schnell war Heinrich reisefertig und schlich sich aus dem stillen Haus; in seiner Brieftasche trug er die Ein-

gabe des Pfarrers an die Kirchenbehörde und Lottchen's Brief an ihre Schwester. Empfehlungsschreiben an befreundete geistliche Magnaten hatte der alte Herr beizulegen nicht vergessen.

„Wir bekommen gutes Reisewetter, Herr Vicarius!" redete der Schmid ihn an, und Heinrich bot ihm freundlich einen guten Morgen. Dann stieg er auf, konnte aber nicht unterlassen, das Pferd noch einmal nach Lottchen's Fenster herumzuwenden, die er noch in tiefen Träumen glaubte. Aber sieh, das Fenster öffnete sich, und sie erschien, frisch wie die Morgenröthe; mit der einen Hand hielt sie einen Pelz über Brust und Hals zusammen, mit der andern ließ sie ein weißes Tuch zum Abschied flattern. „Hätt' ich das gewußt!" rief er hinauf. — „St! daß der Vater nicht erwacht!" rief sie hinab, „adieu und komm bald wieder!" — Der Ritter sah sehnsüchtig zu dem schönen Mädchen empor, der Stallmeister stand still zur Seite, und ein wohlwollendes Lächeln verbreitete sich über seine harten Züge.

Das Fenster schloß sich wieder, Heinrich wandte sein Pferd und ritt aus dem Dorfe hinaus, der Enz zu, immer im Schritt; der Eigenthümer des Pferdes ging neben ihm her. Aus leichten Morgennebeln trat das Vaihinger Schloß hervor und empfing das erste Licht der aufgehenden Sonne. Bald sah er den Fluß unter sich, der im Thal seine grünen Wellen dahinrollte und die erwachende Landschaft zu einem heitern Bild belebte. Trotz der Morgenkälte lag schon etwas wie Frühlingshauch in der Luft. Die Seele des jungen Mannes spiegelte sich in der schönen Morgenlandschaft ab: der Frühling seines Lebens war im Anbrechen, er wiegte sich in den seligsten Empfindungen, und tausend süße Gedanken wagten auf den sonnebeleuchteten Auen seiner Träume aufzutauchen. Je tiefer er in das Land hineinkam, desto festlicher schien ihm Himmel und Erde auszusehen; es war ihm, als feierten sie die stille Wiedergeburt des Herzogthums. Und wie freute er sich erst, Menschen zu begegnen und die Ausbrüche ihrer Freude, ihren Jubel über Karl's Verheißungen zu vernehmen!

Endlich sah er einen Bauer, der seine Ochsen auf der Straße dahertrieb. Er konnte sich nicht enthalten und rief ihn an: „He, Freund! jetzt kommen gute Tage! was sagt Ihr dazu? nicht wahr, der Herzog hat sich brav gehalten?" — Der Bauer sah ihn grämlich an: „Was weiß ich?" brummte er, „hott, Rother!" — und mit einem Schlag der Peitsche trieb er seine Thiere gegen das Feld.

„Dem ist gestern auch umsonst gepredigt worden!" rief Heinrich und lachte ärgerlich.

„So gibt's noch viele!" versetzte der Schmid, „die meisten verstehen gar nicht, was das Ding bedeuten soll, und die 's verstehen, glauben nicht daran."

„Auch Ihr, mein Freund," sagte Heinrich, „scheint kalt dabei zu bleiben."

„Sie sind noch jung, Herr Vicarius!" erwiderte sein Begleiter, „und in der Jugend hat man viel Glauben und viel Vertrauen. Ich aber bin, wenn Sie mir's gleich nicht ansehen, über die Sechzig hinaus, und wenn es auch Ernst wäre, daß es anders kommen sollte, so muß ich doch sagen, wie jener Bauer: Was will ich davon? Was geht's mich an?"

„Wie?" rief der Reiter eifrig: „Ihr wollt gleichgiltig dagegen sein? das ist nicht lobenswerth! Kommen denn die Früchte einer rechten Staatsverwaltung nicht auch Euch zu Gute? Ihr werdet sie genießen, und wollt es nicht anerkennen?"

Ein bittres Lächeln spielte um den Mund des Schmids. „Was genießt ein alter Mann, der allein steht in der Welt?" sagte er. „Mir kann man nichts Gutes und nichts Böses mehr thun. Ja, wenn meine Söhne noch lebten, dann freut' ich mich vielleicht. Aber sie sind dahin, und der Herzog kann mir sie mit all seinen guten Vorsätzen nicht wieder geben."

„Armer Mann!" sagte Heinrich theilnehmend: „Habt Ihr keine Kinder mehr?"

„Wir wollen das nicht aufrühren," versetzte der Schmid und sank in sein düsteres Schweigen zurück.

Im nächsten Dorfe fand Heinrich ebenfalls nicht die festliche Stimmung, die seine erregte Phantasie heute auf das ganze Land übertrug. Er kam zu einer Fensterscene: Zwei Eheleute zankten sich, wobei das Weib sichtlich bemüht war, den Streit in's Oeffentliche zu spielen und ihren Mann vor den Nachbarn an den Pranger zu stellen. Der Schulz, ein stattlicher Mann mit eingeseiftem Gesichte, das Rasirmesser in der Hand, mischte sich darein und rief, als seine gütlichen Ermahnungen nicht anschlagen wollten, nach dem Büttel; unsre Reisenden setzten ihren Weg fort, Heinrich lachend, zugleich aber auch von allerlei minder idealischen Gedanken über seinen künftigen Wirkungskreis heimgesucht.

In der Seele seines Begleiters, wenn sie von einem Ereigniß berührt wurde, schien nur Eine Saite anzuklingen. Er sagte dumpf vor sich hin: „Herr Schultheiß, das könnte mein Christian jetzt auch sein, und schwerlich thäten unter ihm solche Unordnungen vorfallen."

„War er so geschickt?" fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!" rief der Schmid lebhaft, „er war der beste Rechner, den man weit und breit finden konnte, eine Hand schrieb er wie gestochen, und es mochte vorfallen, was nur wollte, für Alles wußt' er Rath."

Ein tiefer Athemzug folgte diesen Worten. Heinrich fühlte, daß dem alten Manne das starre Herz aufzuthauen begann, er bemerkte, daß er ihn verstohlen von der Seite ansah und vielleicht Vergleichungen anstellte, die ihn an seinen Verlust mahnten; er hütete sich, seinen Mittheilungsdrang durch unzeitige Fragen zu stören, und ritt langsam den Berg hinauf, der jetzt vor ihnen lag.

Nach einer Weile klopfte er den Hals des Pferdes wiederholt, denn er hatte bemerkt, daß das dem alten Manne wohl that. Dann lobte er das Thier: „'s ist ein tüchtiger Paßgänger," sagte er, „und an seinen dicken Wampen merkt man, daß er gute Tage hat."

„Er hat sein gutes Fressen und wird nicht stark angestrengt," sagte der Schmid.

„Besorgt Ihr ihn selbst?" fragte der Reiter.

„Wer anders?“ versetzte jener, „ich hab' ja niemand. Wenn mein Christian noch da wär', dem könnt' ich ihn getrost überlassen — wiewohl, es geht ihm auch so nichts ab.“

„Verstand sich Euer Christian auf Pferde?“

„Wie keiner! das war ja eben sein Unglück.“

„Wie so?“

„Er hatte eine Glückshaut, was man so sagt, und gewann bei jedem Spiel; versteht sich, blos Kleinigkeiten. Also weil um jene Zeit zu Stuttgart gar stark in der Lotterie gespielt wurde, sagte er eines Tags zu mir: Vater, der Rapp' ist den Winter über zu viel gestanden, gebt ihn mir, ich will ihn einmal recht ausreiten. — Wo willst denn hin? sagt' ich. — Nach Stuttgart möcht' ich auch einmal, sagt er, und dann könnt' ich ja ein paar Sechsbätzner in der Lotterie probiren; da gewinnt man Haus und Hof auf einen Zug, das wär' doch kein übler Spaß! — Mir war's nicht recht, aber was wollt' ich machen? er war mein Lieblingskind, und ich wußt', daß er sein Aug' auf ein Mädchen geworfen hatte, die hätt' ich ihm gern gegönnt, denn sein Bruder war schon verheirathet. Also ließ ich ihn ziehen, aber ich spürte eine wunderliche Angst dabei. Nun war's dazumal nah daran, daß der Krieg mit Preußen ausbrechen sollte, und der Oberst Rieger —“

„Der nachher auf Hohentwiel gefangen saß?“ unterbrach ihn Heinrich.

„Ja, denn Gott ist hie und da gerecht! Nun, der ritt eben spazieren und begegnete meinem Sohn. Der Bursche, eitel, wie er war, macht allerhand Faxen mit seinem Roß und flankirt vor dem Obersten hin und her. Wie das der Oberst sieht, daß er ein so guter Reiter war und ein prächtiger, wohlgewachsener Bub' dazu, denkt er: dich muß ich haben! und reitet ihm nach bis vor's Landschaftshaus.“

„Was hatte denn aber Euer Sohn dort zu thun?“ fragte Heinrich.

„Ei, dort hatten sie ja die Lotterie,“ sagte der Schmid.

„Wie? im Landschaftshause?“

„Ja, im Landschaftshaus!“

„O Greuel!“ rief Heinrich.

„Der Herzog hatte damals die Lotterie an sich gezogen, weil sie viel Geld abwarf, und die Landschaft fragte er nicht lang, ob ihr's recht sei. Nachher, als die Sache gar zu schandbar wurde und die Leut' auch nicht mehr recht setzen wollten, verbot er's gar schwer und bedrohte jeden mit dem Tollhaus, der noch in eine Lotterie setzen würde. — Nun, also der Oberst geht hinein und setzt auch und bemerkt, daß mein Christian eine Ambe gewinnt. Du hast Glück, Junge! sagt er und klopft ihn auf die Achsel, willst du's einmal mit mir versuchen? Hier setz' ich drei Dukaten, gewinnst du, so sind sie dein, verlierst du, so bist du mein; die Kamaschen würden dir auch nicht übel anstehen! — Der Oberst Rieger war ein Mann — wer dem widersprach, der war unglücklich auf Zeitlebens; auch standen viele vom Militär dabei, die versammelten sich gleich um ihn. Ein Tisch wurde herbeigerückt, ein Offizier zieht Würfel aus der Tasche. Fang' an! ruft der Oberst; mein Bub' nimmt die Würfel zitternd und wirft — achtzehn! Jetzt wirft der Oberste rasch, deckt den Hut auf den Wurf und ruft: Neunzehn! du bist Soldat, fort! und eh' er's Maul aufthun konnte, war er abgeführt und unter den Exercierstock gebracht. Seinen Gewinnst mußte er mit seinen Kameraden und Offizieren theilen, und mir schickte er noch ein paar Gulden mit einem kläglichen Brief. Herr! das geschah vor einer großen Menschenmenge, und niemand wagte ein Wort für ihn zu sprechen. Ich lief nachher zu Pontio und Pilato, aber eh' einer eine Hand in der Sache regte, war der Krieg ausgebrochen, mein Christian marschirte mit dem Herzog nach Böhmen, und ich hab' ihn nicht wieder gesehen.“

„Großer Gott!“ rief Heinrich, „aber von dieser schreienden Ungerechtigkeit hat der Herzog gewiß nichts gewußt.“

„Mag sein!“ sagte der Schmid, „aber daß mein ältester Sohn erschossen wurde, das geschah auf seinen Befehl.“

„Erschossen?“

„Der Herzog hatte nicht genug Truppen, als der Krieg zwischen dem Reich und der Krone Preußen losbrach. Er

hatte an drei Millionen Livres von der Krone Frankreich bezogen, und statt ein Heer dafür aufzustellen, hatte er das Geld verbraucht — was weiß ich? Die italienischen Sängerinnen und Tänzerinnen werden's wissen. Wie nun der französische Commissär kommt und sagt: So, jetzt will ich mir die Leute besehen! so ist nichts da, als ein paar Regimenter. Zwar, der Herzog wußte sich gleich zu helfen. Er hielt den Franzosen ein paar Tage mit Complimenten hin und setzte alle Schneider in Bewegung, bis ein paar tausend Monturen fertig waren; dann sagte er zu ihm: Jetzt wollen wir Heerschau halten, wenn's gefällig ist. Drauf reiten sie hin, ein Regiment marschirt auf, macht seine Faction, und nur um's Eck herum, wechselt die Montur wie der Wind, und so geht's fort, bis die ganze Waffenmacht vollzählig war und auch kein Mann fehlte. Der Franzos merkt' den Pfiff wohl, war aber galant und sagte nur: Es ist doch wunderbar, wie die Schwaben einander ähnlich sehen."

Heinrich mußte lachen, der Schmid aber sagte finster: „Lachen Sie nicht, es kommt gleich anders. Die Gaukelei half für den Augenblick, aber nachher mußte man Ernst machen. Und das ward ein bittrer Ernst. Jetzt suchte der Oberst Rieger Leute für die leeren Monturen und zog im Land herum und verübte Dinge, die ihm auch bis an den jüngsten Tag nicht vergeben werden können. Wie er meinen Christian gekriegt hatte, so machte er's auch mit andern. In die Wirthshäuser ging er und nahm die jungen Bursche hinter dem Glas weg, Nachts ließ er sie aus dem Bett reißen, wo er einen wußte, den er brauchen konnte. Da sind manche Eltern kinderlos geworden. Aber es war immer noch nicht genug: nun erließ man ein Ausschreiben, daß alle Vagabunden, alle Aushauser, darunter auch verheirathete, schlechte Haushälter, kurz alles Lumpengesindel, eingeliefert werden solle. Zum Todtschießen, dachte der Herzog, sind sie gut genug. Da wurden die Menschen gejagt wie die wilden Thiere im Wald. Und kaum war mein Christian mit dem Vortrab abmarschirt, so traf das Unglück auch meinen andern Sohn, den Peter. Auf Den hatte der Förster schon von

früher her einen Span. Der hätte nämlich seine Magd, er wußte wohl warum, gern mit Ehren unter die Haube gebracht und ließ sie meinem Peter, noch in seinem ledigen Stand, antragen. Der aber schlug sie aus mit sammt ihrer Aussteuer, denn er hatte schon eine andere gewählt, und wenn auch das nicht gewesen wär', so hätt' er den Abtrag von des gestrengen Herrn Tisch doch nicht mögen. Darum wurd' ihm der Förster spinnefeind, suchte ihm einen Fuß zu stellen, wo er konnte, und bracht's auch dahin, daß mein Sohn ein paarmal gestraft wurde, wegen Lumpereien, und größtentheils unschuldig. Aber das gab eine gute Unterlage: denn wie das Ausschreiben kam, bracht' ihn der Förster weiß Gott! durch Angebereien dran, daß er als ein Thunichtgut unter's Militär geschleppt wurde. Ich gleich her, fang' einen Prozeß an, freilich mit schlechten Hoffnungen, aber während dem wendet sich das Blatt. Die Soldaten, wie's endlich drauf und dran kam, waren fuchsteufelswild. Die meisten staken gezwungen in ihren Kollettern, und dann hielt man damals die Sache für einen Religionskrieg. Für den römischen Antichrist lassen wir uns nicht aufopfern! schrieen sie, wir fechten nicht gegen den Beschützer des lutherischen Glaubens — das war der König in Preußen, oder wenigstens galt er dafür. Wenn's je gefochten sein soll, so gehen wir zu ihm! sagten sie, und es lief nachher auch eine große Menge zu ihm über. Damals bekam's dem Herzog übel, daß er katholisch war, aber dem Land bekam's noch übler. In der Kaserne zu Stuttgart brach der Aufruhr aus, und der Herzog mußte über Kopf und Hals aus Böhmen zurück. Aber bis er Ruhe gestiftet hatte, war ihm die Hälfte des Militärs davongelaufen. So kam auch mein Peter zurück, er glaubte, er könne sich heimlich halten; den Tag über schweifte er in den Wäldern umher, und des Nachts schlich er sich in's Dorf und schlief zu Haus. Das wurde dem Förster verkundschaftet; der läßt eines Nachts das Haus umstellen und fängt sein Wild im Bett. Aus Gnade, wie es hieß, wurde der Deserteur nicht bestraft, sondern blos wieder unter sein Regiment gebracht. Mein Sohn war ein blöder

Bub' sonst, aber damals, als er abgeführt wurde, ballte er die Hände und sagte zu mir: Lebt wohl, Vater! Ihr seht mich nicht wieder, denn entweder schieß' ich mich vor den Kopf oder — einen Andern! Der Förster aber lachte höhnisch dazu. Indessen war die Armee wieder vollzählig gemacht worden, durch welche Mittel, können Sie sich denken. Damals fehlte es um ein Haar, so wär' eine Rebellerei im ganzen Württemberger Ländlein ausgebrochen. Vielleicht hat es nur an einem Anführer gemangelt."

„Aber die Landschaft? der Ausschuß?" warf Heinrich ein.

„Die Landschaft?" rief der Schmid höhnisch, „die gab Vorstellungen ein und blieb warm und breit dabei sitzen. — Der Herzog brachte seine Truppen nicht weiter als bis Geislingen, da entstand schon wieder eine Meuterei. Dießmal war mein Sohn unter den Rädelsführern. Ich hatte gleich Wind davon, ließ den Braunen satteln — der Rappe war sammt meinem Christian unter's Militär gekommen — und ritt, was ich konnte, nach Göppingen. Da konnt' ich hängen und füsiliren sehen nach Herzenslust. Ich that einen Fußfall vor dem Herzog und bat um Gnade für mein einziges Kind; ich wollte erzählen, durch welche Schurkereien man es so weit gebracht habe, aber der Herzog ließ mich nicht ausreden: Ihr seid alle Rebellen! rief er und sah fürchterlich dabei aus; ich will euch Bauern meinen Ernst zeigen! von euch geht der Ungehorsam aus, ihr habt diese verführt, jetzt sehet zu, wie sie's büßen! — Herr Gott im Himmel, vor meinen Augen ward mein Sohn erschossen. Kann er mir ihn durch Ausschreiben, durch Predigten wieder lebendig machen? Nicht einmal den kleinen Trost hab' ich gehabt, daß mein Feind bestraft wurde. Man wies mir endlich die rechten Wege, ich lief zum General von Werneck und zum Herrn von Gemmingen, der damals geheimer Referendarius war; die zogen auch mit dem Lager, sie versprachen mir eine Untersuchung anzuordnen, aber was half's? sie mußten nach Böhmen, und das End' vom Lied war — denn es liefen viel dergleichen Klagen ein — daß der Herzog alle Beamte verwarnen ließ, sie sollen sich nicht durch übertriebenen Diensteifer zu Unge-

rechtigkeiten verleiten lassen. So kam ich zerknirscht nach Haus und nahm meines Sohnes Wittib und sein Kind zu mir. Das Kind starb bald darauf, die Mutter aber hat mich verlassen und einen Andern geheirathet. Der Förster hat im Rausch den Hals gebrochen, aber was hilft mich das? Ich bin jetzt eben allein in der Welt. — Ja, Herr, ich hab' etwas verdient, es brennt mich etwas auf der Seele, aber die Strafe ist doch allzu hart über mich gekommen."

Er schwieg und ging in sich gekehrt weiter. Heinrich fühlte sich das Herz durch die Erzählung zusammengeschnürt. Keiner sprach ein Wort. Endlich richtete der Schmid sich auf; er mochte die Stimmung des Jünglings fühlen, vielleicht wünschte er auch allein zu sein. „Wenn Sie das Pferd besser angreifen wollen, Herr Vicarius," redete er ihm zu, „so dürfen Sie's nur sagen. Ich kann wohl nachkommen."

„Wo treffen wir aber zusammen?" sagte Heinrich, „ich bin wenig bekannt in Stuttgart."

„Im Hirsch ist die geistliche Herberge, aber die jüngeren Herren kehren gewöhnlich im Adler ein," versetzte der Schmid.

„Gut, also im Adler!" rief Heinrich. Er grüßte freundlich zum Abschied und trieb das Pferd an. Trotzdem, daß es sehr hart trabte, ritt er eilig vorwärts, um der beengenden Nähe des Unglücks, das er nicht mildern konnte, zu entkommen; erst als der Schmid weit hinter ihm war, brachte er das Thier wieder in den vorigen rüstigen Schritt und überließ sich trüben Gedanken über den Lauf der Welt.

Wir benützen diese Pause, um dem Leser das Wenige, was von dem Jüngling zu wissen nöthig ist, mitzutheilen. Sein Enthusiasmus, seine Unkenntniß des Lebens und die Biegsamkeit seines Wesens hätten es verrathen, wenn wir es auch nicht schon angedeutet hätten, daß er ein württembergischer Magister war. Heinrich Roller erblickte in einem Pfarrhause in der Nähe des alten Städtchens Nürtingen das Licht der Welt, ungefähr vierundzwanzig Jahre vor den Begebenheiten, die ihn jetzt in die Residenz führten. Als der Erbe einer geistlichen Dynastie, die ihren Ursprung in gerader

Linie bis in die Reformationszeit zurückführen konnte und deren genealogische Tabellen in den eigenhändig geführten Kirchenbüchern der seit zwei Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn übergegangenen Gemeinde bestanden, war der Knabe schon in der Wiege dem Dienste des Herrn geweiht. Ein strenger Präceptor in Nürtingen, dem die Eltern, mit betrübtem Herzen der Nothwendigkeit gehorchend, das einzige Kind in Kost und Unterricht vertraut hatten, gab dieser Weihe die gehörige Application, und so war es denn das erste große Ereigniß in seinem Leben, daß er im zehnten Jahr eine Reise nach Stuttgart machen durfte; aber nur ein flüchtiger Blick auf die Wunder der Hauptstadt war ihm vergönnt, denn das „Landexamen", die erste Vorprüfung, die über seine Befähigung zum geistlichen Stand entscheiden sollte, nahm daselbst alle seine Sinne ausschließlich in Anspruch. Jedes Jahr kehrte er dahin zurück und bestand fünf solcher Prüfungen. Das günstige Ergebniß derselben war, daß sein Leben jetzt neun Jahre lang eine Schule der Prüfung sein sollte, sofern die Klostererziehung ihre Zöglinge vom Anfang bis zum Schluß des Bildungslaufes aus einem Examen in das andere trieb. Diesen begann der vierzehnjährige Knabe in dem geschichtlich denkwürdigen Kloster Maulbronn. Obgleich nämlich die Eltern ein mäßiges und für ihren Stand, den Stand der Armuth und Demuth, sogar beträchtliches Vermögen besaßen, so herrschte doch bei der Wahl ihrer Erziehung die letztere Eigenschaft vor, die den Vater bestimmte, seinem Sohne den Genuß von Herzog Christoph's theologischen Instituten, welchen auch er das Glück seines Lebens verdankte, zu verschaffen. Von Maulbronn aus machte der junge Heinrich, mit Empfehlungen seiner Eltern versehen, die ein entferntes Verwandtschaftsrecht geltend machten, spärliche, der strengen Klosterclausur abgerungene Besuche im Illinger Pfarrhause, und wenig ahnte er damals, daß das achtjährige rosige Mädchen, das er über den gelehrten Gesprächen mit dem Vater kaum bemerkte, einst eine entscheidende Bedeutung für sein Leben gewinnen würde. Diese Besuche wurden nach zwei Jahren durch seine Versetzung in ein höheres unter den

sogenannten „niedern" Klöstern abgebrochen. Noch zwei Jahre, und der hoffnungsvolle Alumnus war für die Universität reif geworden, von deren Glanz er doch wenig genoß, da das alte zum protestantischen Oberseminar umgeschaffene Augustinerkloster, in der gewöhnlichen Umgangssprache „das Stift" geheißen und unter diesem Namen vorzugsweise bekannt, ihn in seine ehrwürdigen Hallen aufnahm und mit mütterlicher Behutsamkeit vor jeder profanen Berührung bewahrte. So war er denn nun ein Mitglied jenes eigenthümlichen Menschenschlages geworden, auf den von jeher die Augen der Welt, auch im fernen Auslande, mit einer gewissen Verwunderung gerichtet waren; denn wohin wäre nicht der württembergische Stiftler gedrungen? Wie die Schweiz ihre junge Mannschaft hinaussandte, um verschiedenen Herren zu dienen und in verschiedenen Heeren zu streiten, so zogen auch diese schwäbischen Magister, in Kraft und äußerer Form den alten Landsknechten nicht ganz unähnlich, schaarenweise in die Fremde, suchten als Hofmeister oder als öffentliche Lehrer ihr Unterkommen und trafen oft, wie jene, als rüstige Streiter in öffentlichen Kämpfen, besonders unter den vielfarbigen wissenschaftlichen Panieren, hart auf einander. Heinrich studirte in den ersten Jahren die Philosophie, und seine Arbeiten zogen ihm unter den Vorstehern des Instituts den Ruf eines aufgeweckten und in der Weltweisheit bewanderten Kopfes zu; nach Verlauf dieser Periode wurde er Magister und ging vorgeschriebener Maßen zur Gottesgelahrtheit über. Was er hierin geleistet, übergehen unsre Quellen mit bedenklichem Stillschweigen; dafür melden sie uns jedoch desto mehr von gewissen Liebhabereien, die man dort mit dem Kunstausdruck „Allotria" zu bezeichnen pflegte, und die wir auf das Kürzeste kennbar machen, wenn wir die Namen Shakespeare's, Lessing's und des eben damals glanzhell aufsteigenden Gestirnes Goethe nennen. Diese Richtung auf die Aesthetik, die im Tübinger Stift zu allen Zeiten eine geheime Kirche um sich versammelt hat, gehörte zu den verpöntesten und mußte vor dem streng dogmatischen Geiste der Anstalt sorgfältig verborgen gehalten werden, so daß unser Weltkind kaum zur Noth einen Deck-

mantel für sie unter der weitläufigen Rubrik psychologischer Studien fand. Sein Cursus endete übrigens ziemlich friedlich, und er verließ nach Verfluß von fünf Jahren das Stift, an dessen Pforten er etwas verwundert in eine ganz neue und unbekannte Welt ohne bestimmten Lebenszweck hinaussah.

Jetzt fühlte er erst lebhaft den Verlust seiner Eltern, die inzwischen gestorben waren, und in seiner Einsamkeit erfaßte ihn eine wunderbare Sehnsucht, das Kloster noch einmal zu sehen, in dem er als Knabe und angehender Jüngling seine anmuthigste Zeit verlebt hatte. Erst beinahe auf der Reise an die badische Grenze fiel es ihm ein, daß er in jener Gegend ja noch Verwandte habe; zwei Stunden vor Maulbronn machte er Halt und wurde im Illinger Pfarrhaus auf's Liebreichste aufgenommen. In der Gesellschaft seines schönen Mühmchens pilgerte er nach dem geliebten Kloster, besuchte in den Wäldern und an den Seen die Plätze seiner Jugenderinnerungen, und bei einem Anlasse, wo der ganze Strom seines Gemüths unwillkürlich hervorbrach und das Mädchen zu rührender Theilnahme hinriß, geschah es zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sein unstet umherschweifender Geist auf einmal bei diesem lautern Herzen vor Anker ging. So sehen wir ihn denn auf dem Wege, die äußere Bestätigung zu dem innern Abschluß einzuholen, und haben allem menschlichen Dafürhalten nach die Aussicht, mit dem nächsten Capitel das Punktum hinter den frühzeitigen Schluß einer allzu einfachen Liebesgeschichte zu machen.

4.

Hofmarschall: Serenissimus —
Kabale und Liebe.

Unser Held wurde aus seinen Träumereien auf eine unangenehme Weise aufgeschreckt.

Er ritt eben durch einen der Waldstriche, welche von dem Hügelzuge herablaufen, den Herzog Karl's Lustschloß Solitude bekränzt, und war im Begriff, den Weg zu kreuzen, der in schnurgerader Linie von demselben nach Ludwigsburg geht, als ihm auf einmal ein sonderbarer Ton sausend und pfeifend am Ohr vorüberfuhr. Es war nichts andres als eine abgeschossene Kugel, denn im gleichen Moment gelangte der Knall eines Gewehrs zu ihm, das sich hinter seinem Rücken gegen ihn entladen hatte. Sein Pferd machte einen Satz; er blickte erschrocken rückwärts und sah einen Reiter im leichten Jagdröckchen, das bis oben zugeknöpft war; dieß mußte der Schütze sein, denn er nahm so eben die noch rauchende Flinte von der Wange und setzte sein Pferd in Galopp gegen unsern Helden. Dieser riß das seine herum und begegnete ihm.

„Was soll das heißen?" rief er zornig, „schießt man auf offener Straße nach einem Reisenden?"

„I' sach', Er iß 'n rechter Hasenfuß" — rief der Unbekannte mit fränkischem Accent und die Worte rasch hervorstoßend — „daß Er meint, ich hab' Ihn für 'n Hasen gehalten! Da, sperr oculos! was liegt dort?"

Heinrich folgte mit den Augen seinem Fingerzeig und erblickte wirklich einen unglücklichen Lampe, der mitten in dem Unternehmen, über die Straße zu setzen, von seinem Geschick ereilt worden war und nun in den letzten Zuckungen am Boden lag. Gleichwohl konnte er nicht umhin, dem Fremden, aus dessen Tone er abnahm, daß derselbe nicht Seinesgleichen, sondern entweder etwas Besseres oder etwas Schlech-

teres sein müsse, derbe Vorwürfe zu machen, welchen er, da sie wenig zu wirken schienen, eine zornige Drohung beifügte.

„Schau' mal, Der hat Herz!" rief der Unbekannte und betrachtete ihn mit einer Mischung von Wohlgefallen und Spott, „aber hat Er auch Waffen? wie? ich sag', 's ist unvernünftig, ohne Waffen im Wald mit einem wildfremden Menschen Händel anzufangen, der einen solchen unschätzbaren Langfinger aufzuweisen hat." — Bei diesen Worten richtete er sein Gewehr gegen unsern Helden, welcher bemerkte, daß es eine sehr fein gearbeitete Doppelflinte war. „Ja," fuhr der Schütze fort und weidete sich an der Verlegenheit des jungen Mannes, dem es jedenfalls nicht ganz wohl zu Muthe war, „ich hab' noch einen Schuß übrig. Wie, wenn ich jetzt sagen wollte: La bourse ou la vie?"

Er rückte dem künftigen Pfarrer von Illingen auf den Leib, dieser aber gab augenblicklich seinem Roß beide Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und mit den Vorderfüßen über das Pferd des Fremden herzufallen drohte. Mit einem leichten Satze jedoch war das wohldressirte Thier, ehe sein Herr die Zügel ergreifen konnte, auf die Seite entwichen und tanzte zierlich um das schwerfällige Ackerpferd herum.

„Er iß 'n verfluchter Kerl!" rief der andere, indem er sein Pferd zur Ruhe brachte, „hätt' ich doch nicht geglaubt, als Er so kopfhängerisch einhertrottirte und ich Ihm die Mucken zu vertreiben dachte, daß ein solcher Paladin in Ihm steckt. Wie heißt Er denn?"

Unser Freund glaubte in dem Ton dieser Frage eine gewisse Insolenz zu finden, auch empörte es ihn, daß er beständig mit Er angeredet wurde. Er erwiderte ziemlich trotzig: „Wenn man Euch darnach fragt, so sagt nur, Ihr wüßtet's nicht!" — Dieß war eine von den diplomatischen Phrasen, die er im Stift gelernt hatte.

„Hoho," rief der Fremde, „der Junge hat den Teufel im Leibe!"

Es klang aus diesen Worten etwas so Gebieterisches heraus, daß unser Held gerathen fand, seinen Ton zu ändern.

„Kenn' ich Sie doch auch noch nicht!" setzte er etwas einlenkend hinzu.

„Na, für was hält Er mich denn?" fragte der Unbekannte und stemmte den Arm in die Seite.

Heinrich musterte ihn von Kopf bis zu Fuße. Er schien in mittleren Jahren zu sein, hatte ein paar sehr lebhafte hellblaue Augen, eine edel geformte Nase und von Natur um den Mund etwas ungemein Weiches, dem aber ein Zug von gebieterischem Trotze das Gleichgewicht hielt. Das durch eine enggeschnürte Halsbinde stark hervorgetriebene Gesicht war wie mit einer bläulich rothen Kruste überzogen, was ihm einen Anschein von derber Gesundheit gab; man mochte glauben, es sei durch Strapazen und Unbilden der Witterung so abgehärtet. Heinrich wurde durch das verschossene grüne Jagdkleid, das kleine abgetragene Hütchen, welches tief in die Stirne gedrückt war, und die rauhen gelben Handschuhe, die der Reiter trug, in seiner Vermuthung bestätigt. „Ich hoffe nichts dabei zu riskiren," begann er zögernd.

„Kurz und gut!" unterbrach ihn der Andere, „wie komm' ich Ihm vor?"

„Wie einer, der mit dem Herzog Halbpart macht," fuhr Heinrich heraus, indem er auf den erlegten Hasen deutete.

„Also für einen Wilddieb hält Er mich?" rief der Fremde und brach in ein gellendes Gelächter aus.

Heinrich sah ihn etwas verblüfft an, aber eh' er eine Erwiderung geben konnte, sprengte auf einem Waldpfad von der Rechten ein anderer Reiter daher, ein junger Mann in Jagdkleidung; er zog den Hut tief herunter, als er vor dem Unbekannten hielt, und fragte: „Befehlen Ew. Durchlaucht nach Ludwigsburg?"

„Höll und Teufel!" dachte Heinrich und vergaß in diesem Augenblick seines künftigen Berufes, welcher sich nicht mit derlei Citationen vertrug. „Da hab' ich einen feinen Bock geschossen!" — Er stieg ab und bat sein verkanntes Staatsoberhaupt, so gut er konnte, um Entschuldigung; denn Herzog Karl war es selbst, welchen eine kleine Jagdstreiferei hier

mit unserem geistlichen Reiter, der ihn noch nie in dieser Nähe gesehen, zusammengeführt hatte.

„Rath' mal, Fritz," wandte sich der Herzog zu seinem Jäger, „was mir der Patron da für ein Compliment gemacht hat. Für einen Wilddieb hat er mich gehalten."

Trotz des unterthänigen Respects konnte doch der Diener das Lachen nicht unterdrücken.

„Er ist ein schlechter Menschenkenner," fuhr der Herzog gegen Heinrich fort, dessen Bestürzung ihn belustigte, „das müßt' ein vermaledeit frecher Wilddieb sein, der so aussehen wollte wie Ich! Paſſ' Er einmal auf, ich will Ihm die Nativität besser stellen: bei meinem fürstlichen Wort, ich sag, in Seiner Redingote steckt ein Magister!"

Heinrich mußte dieß zu seiner Demüthigung bejahen, und der Herzog war sehr vergnügt über den Triumph seines physiognomischen Scharfblicks. „Nun, und zu welchem Zwecke hat Er Seine Lenden gegürtet?" frug er. „Ich meine, was ist Seine Mission?"

„Sie lautet an das herzogliche Consistorium, dem ich ein Schreiben zu überbringen habe," antwortete Heinrich.

„Nun, das ist jedenfalls so gut wie an mich," sagte der Fürst. „Also geb' Er's nur her."

Heinrich griff nach seiner Brieftasche, um das Schreiben hervorzulangen. Der Herzog, als er dieß sah, rief dem Jäger zu: „Ruf' das Gefolge zusammen! Auf die Solitude zurück! Ich komme nach."

Der Jäger, der sich inzwischen umgesehen hatte, hob ökonomisch beflissen den geschossenen Hasen vom Boden auf, dann setzte er davonreitend sein Horn an den Mund, und bald ertönten lustige Antworten von verschiedenen Seiten her.

Karl nahm jetzt das Schreiben, das ihm Heinrich schon eine gute Weile hingehalten hatte. „Was zum Henker!" rief er, indem er die Aufschrift las. „Er ist unter einem unglücklichen Stern geboren. Vorhin hielt Er mich für einen Wilddieb, und jetzt für irgend eine Expeditionsräthin."

„Ich bitte unterthänigst um Vergebung," stotterte unser armer Freund, nahm Lottchen's Brief mit ängstlicher Schnellig=

keit zurück und händigte dem Herzog das wenigstens dreimal größere Schreiben des Pfarrers ein. Karl erbrach das Schreiben, und eine Wolke flog über sein Gesicht, als er die Unterschrift des Pfarrers von Illingen las. Eine peinliche Erinnerung schien ihn ergriffen zu haben, die er mit einer raschen Frage unterbrach:

„Wie, Er hat in Tübingen studirt und kennt mich nicht?"

„Ich war noch nicht droben," entgegnete Heinrich, „als Ew. Durchlaucht der Universität die Gnade eines längeren Besuches gönnten —"

„Ach ja!" sagte Karl dazwischen, „damals haben Wir vielen Spaß gehabt."

Nach dieser kurzen Anspielung auf einen vierzehntägigen Besuch, wobei er gleichsam als Gast in den Sälen der Wissenschaft geweilt und die neue Würde eines Rector magnificentissimus angenommen hatte, überschüttete der Herzog, als ein äußerst fragseliger Fürst, den jungen Mann mit einer Unzahl von Fragen, welche zugleich geeignet waren, demselben, wie man sagt, auf den Zahn zu fühlen, nach den Zuständen der Universität und nach seinem eigenen Bildungsgange. Heinrich beantwortete die Fragen in angemessener Kürze, wobei er sich namentlich von seinem guten Genius warnen ließ, von seinen ästhetischen Liebhabereien allzu viel zu verrathen. Der Herzog, der es bei jener Recognoscirung der Tübinger Eberhardina wohl hauptsächlich auf vortheilhafte Beobachtungen für seine Akademie abgesehen haben mochte, ließ sich wiederholt und ausführlich über das dortige Wesen berichten und nahm die Auskunft, die Heinrich ihm gab, mit sichtbarer Zufriedenheit auf, welche dadurch erhöht wurde, daß dieser sich durch die Art der Fragen mitunter bewegen ließ, heitere Schwänke einzustreuen. In seiner jugendlichen Unbefangenheit wurde es ihm nur halb bewußt, daß die Anekdoten, die ihn der Herzog aus gelehrten und bürgerlichen Kreisen zu erzählen nöthigte, mit ihrer Spitze immer in das beliebte Capitel der menschlichen Schwachheiten ausliefen, und daß gerade diese Seite der Unterhaltung den

welterfahrenen Fürsten am meisten belustigte, zumal zwischen der alten Landesuniversität und seiner persönlichen Schöpfung große Eifersucht bestand.

„Nun," sagte er endlich, nachdem er mehrmals laut gelacht hatte, „um übrigens auf Seine Angelegenheit zu kommen, so ist Ihm die Bitte in Gnaden gewährt; aber ich will Ihm was sagen," fuhr er fort und ließ sein Auge wohlgefällig auf dem Jüngling ruhen, „besinn' Er sich eines Bessern und laß Er die Farre fahren. Was will Er im Klerus versauern? bleib Er bei mir! Er hat ein offenes munteres Wesen, und das gefällt mir. Er ist noch jung, kann noch was lernen, sich brauchbar machen. Ich will Ihn anstellen, und dann hängt es nur von Ihm ab, sich sein Glück zu schmieden. Was sagt Er dazu?"

„Ew. Durchlaucht" — stammelte Heinrich mit klopfendem Herzen.

„Morgen Abend um sechs Uhr komm' Er zu mir auf die Solitude," rief der Herzog, „da wollen wir sehen, was mit Ihm anzufangen ist!" — Er grüßte mit der Hand und sprengte in den Wald hinein.

Heinrich blieb stehen und sah lange wie betäubt nach der Stelle, wo der Fürst gehalten. Merkte Er mir denn an, daß ich nur mit halbem Herzen den Weg zur Kanzel einschlug? sagte er leise vor sich hin. Ich glaubte es doch vor mir selbst verheimlicht zu haben.

5.

— Da seid Ihr eben recht am Ort.
— Aufrichtig, möchte schon wieder fort.
Goethe, Faust.

Der geistliche Ritter hatte endlich den letzten Hügelvorsprung erreicht, und das Ziel seiner Reise, das er seit jenen unfreiwilligen gelehrten Besuchen kaum einmal berührt hatte, lag zu seinen Füßen. Er ritt die Galgensteige hinunter, auf deren Gipfel noch der eiserne Käfig des während Herzog Karl's Unmündigkeit hingerichteten Finanzministers Süß hing, und hielt durch das Seethor seinen Einzug in die Stadt. Er ritt die Seegasse hinauf, wandte sich dann links, ritt unter dem Schloßbogen durch, gelangte zur Stiftskirche und schlug ein enges Gäßchen ein, das ihn auf den Markt führte. Dort stand der schwarze Adler. Aber er würde ihn schwerlich gefunden haben, wenn ihm der Schmid nicht vorher den Weg deutlich beschrieben hätte. Dieser Hauptgasthof von Stuttgart wurde durch ein großes Gebäude, die öffentliche Bibliothek, verdunkelt, welche unregelmäßig auf dem freien Platze vor ihn hingepflanzt war. Neben ihr stand das Herrenhaus. Nur ein schmaler Raum war zur Anfahrt am Gasthofe gelassen; Heinrich ritt vor und war augenblicklich bedient. Er stieg die Treppe hinauf und kam in das Wirthszimmer, das durch einen hölzernen Verschlag in zwei Gemächer abgesondert war. In der plebejischen Abtheilung saßen Fuhrleute und Bauern, welche ihr Dasein für Ohr und Nase gleich fühlbar machten, in dem kleineren, den „Honoratioren" geweihten Raume, wohin sich unser Held begab, fand er ebenfalls Gesellschaft, welche, nach der Conversation zu schließen, aus Schreibern und niederen Hofbeamten bestand. Die Mittagsstunde, nach der alten Uhr, war vorüber, und Heinrich forderte etwas zu essen. Der flinke Wirth, der, ohne ihn je gesehen zu haben, ihn ganz wie einen guten alten Bekannten behandelte, rückte ihm einen Stuhl zu der Gesellschaft, und unser Held, der lieber allein gewesen wäre, mußte

sich diese Ehre gefallen lassen, wenn er sich keiner Unhöflichkeit schuldig machen wollte. Er wurde übrigens nicht belästigt, niemand sprach ein Wort mit ihm, überhaupt ging es für den Augenblick ziemlich stille her, und er konnte wohl bemerken, daß er hier unter den sogenannten guten Kunden sei, welche, wenn die soliden Mittagsgäste aufgestanden und ihrer Pflicht entgegen geeilt sind, sich erst recht festsetzen und aus Zeitersparniß den Nachmittag mit dem Abend verbinden. Doch konnte er nicht lange beobachten, man trug ihm ein schmackhaftes Essen auf, das er mit jugendlichem Appetit verzehrte; ein paar Gläser Wein versetzten ihn in jene Träumereien, wozu er von Natur so geneigt war; die seltsamen Abenteuer seiner kurzen Reise, die Erwartungen und Hoffnungen, die er darauf bauen konnte, schwellten seine Phantasie, und er war geraume Zeit für die Außenwelt verloren, bis diese, nachdem sie sich erst stillschweigend an ihn gewöhnt hatte, in ihrer Weise sich seiner bemächtigte.

Er fand sich in eine eben aufthauende Zunft von weingrünen Lebemännern gerathen, die sich in lustigen Possen mit einander ergingen, skandalöse Anekdoten erzählten und gewaltig dazu tranken. Da sie ihn in die Unterhaltung zogen, indem sie ihre Witze und Erzählungen theilweise an ihn richteten, so zwang er sich, nicht duckmäuserisch zu erscheinen, und hörte aufmerksam zu; auch waren ihm Land und Leute, unter welchen er in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen war, noch so fremd, daß alles, was er sah und hörte, wenigstens den Reiz der Neuheit für ihn hatte. Einige Stunden ergötzte er sich an den derben Späßen, welche aufgetischt wurden, und so verfloß ihm der Nachmittag bis zu Anbruch der Dämmerung; endlich aber glaubte der dicke Wirth ein gewisses Unbehagen an ihm wahrzunehmen und zeigte sich väterlich für die gute Laune seines Gastes besorgt.

„Apropos!“ sagte er, „für den Abend fehlt's Ihnen nicht an Unterhaltung: Herr Schikaneder aus Wien ist da mit seiner Truppe — aber halt! heut Abend ist's nichts, da geben sie ein Trauerspiel, das wird Ihnen zu langweilig sein.“

„Wie heißt es?"

Der Wirth lief nach dem Zettel und sagte: „Der deutsche Hausvater, vom Herrn von Gemmingen. Morgen müssen Sie drein gehen, morgen! da wird eine ganz neue Wienerposse gegeben!"

„Morgen hab' ich keine Zeit, ich muß einen Ausflug machen."

„Wohin, wohin? meine Pferde stehen zu Diensten."

„Ich danke, bergauf geh ich lieber zu Fuß."

„Solitude vielleicht? Warum nicht? aber warten Sie bis Sonntag, da haben Sie Gesellschaft."

„Kann nicht sein, ich muß morgen hinauf."

„Aha, vielleicht ein Gesuch beim Herzog? aber morgen werden Sie nicht vorgelassen, es ist kein Audienztag."

„Ich werde doch."

„Gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie werden morgen nicht vorgelassen."

„Und ich weiß aus guter Quelle," versetzte Heinrich ungeduldig, „daß ich's werde."

„Aha, das ist etwas andres," rief der Wirth und maß den jungen Mann mit neugierigen Blicken.

Dieser ließ sich den Weg nach dem Theater angeben und brach auf. Da fiel sein Blick auf den Schmid, der harrend unter dem Eingang stand. Heinrich schrak beinahe zusammen über den tiefen Ernst, der auf dem Gesichte des Mannes lag. Wie vieles hatte sich verändert, wie verschiedene Empfindungen und Stimmungen hatten in ihm abgewechselt, seit er ihn verlassen! bei diesem aber war die Stimmung gleich geblieben, man sah, es war noch derselbe Gedanke, der seine Stirne furchte, der Gedanke an seinen Verlust und seine Einsamkeit.

„Ach mein Freund! Euch hatt' ich ganz vergessen!" rief ihm Heinrich entgegen.

„Thut nichts," versetzte er. „Nun, wie ist's? schon alles in Richtigkeit?"

„Noch nicht ganz, Ihr müßt allein heimreiten. Wie gut ist's nun, daß ich ein paar Kleidungsstücke aufgepackt habe!

Sagt nur zu Hause," flüsterte er ihm in's Ohr, „daß ich morgen Audienz auf der Solitude habe, und — sie werden bald von mir hören."

Er trug dem Wirthe auf, den Mann zu verköstigen, und eilte fort. Der Schmid sah ihm kopfschüttelnd nach und hieß sein Pferd satteln.

Am Ende der Planie schimmerte unserem Freunde neben dem neuen Residenzschlosse das Lusthaus der alten Herzoge entgegen, welches für die italienische Oper und vorübergehend auch für das Schauspiel benützt wurde. Heinrich fand ein volles Haus, der seltene Genuß einer Vorstellung in deutscher Sprache hatte viele Zuschauer herbeigezogen. Als der erste Act vorüber war, sah er sich um und suchte das Urtheil des Stücks in den Mienen des Publikums zu studiren. Wie wurde ihm aber zu Muthe, als er zwei ältliche Herren, routinirte Theatergänger, wie es schien, die in geringer Entfernung saßen, mit einander darüber reden hörte! „Es scheint," sagte der eine zum andern, indem er ihm eine Prise bot, „Sie sind von dem Schicksal des Hausvaters nicht sonderlich gerührt?" — „Nein," versetzte der andere trocken, „denn erstens ist's nicht wahr, und zweitens geht's mich nichts an." — Eine schluchzende Jungfrau, die vor ihnen saß, sah mit großer Verachtung rückwärts, Heinrich aber mußte sich Gewalt anthun, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Zu seinem Schrecken trat er im Umwenden ziemlich hart auf einen Fuß, der sich sogleich zurückzog, und bat höflich um Entschuldigung, während er die seltsame Erscheinung, den Eigenthümer des Fußes, mit einigem Erstaunen betrachtete. Es war ein Fremder, das sah man, fremd in Stuttgart, im Theater, ja in der Welt! Der zurückgeschlagene aufgehakte Rock und die hohen Stiefel gehörten den Tagen Karl Alexanders an, das eckige Gesicht irgend einer noch unentdeckten Insel, aber die Gutmüthigkeit, womit der Mann auf die Entschuldigung entgegnete: O, ich bin nicht so wehleidig! die war nicht von dieser Welt. Heinrich fühlte sich gefesselt, er wußte nicht wodurch; er stellte sich so, daß er den Fremden immer im Auge behielt; gerne hätte er ein Gespräch mit ihm

angeknüpft, aber unter allen Tonarten wollte ihm keine passend scheinen, er wußte nicht, wo er den Mann „hinthun" sollte. Die Berührung ergab sich jedoch von selbst; denn als nun der Vorhang sich wieder hob, da folgte der Fremde den Entwicklungen des Schauspiels mit einer Theilnahme und Innigkeit, wie man sie nur wahren Begebenheiten schenkt; man sah wohl, er war zum ersten Mal im Theater; er vermochte nicht stumm zu bleiben, und aus den Bemerkungen, die er dann und wann an unsern Helden richtete, sprach eine Rechtschaffenheit und ein Mitgefühl, die ihm des Jünglings Herz gewannen. Er spielte aus voller Seele mit, und unsern Freund wollte es bedünken, er habe hier im Parterre noch ein besseres Bild eines deutschen Hausvaters gefunden als auf den Brettern.

Das Schauspiel war vorüber. Heinrich ging mit dem Fremden, der, lebhaft erregt, seine Theilnahme an dem Gesehenen aussprach, den alten Weg zurück, bis dieser auf einmal, seine Rede unterbrechend, sich die weitere Begleitung des jungen Mannes als eine allzu große Aufmerksamkeit verbat. Nun ergab es sich, daß beide dasselbe Ziel hatten, und unter Entschuldigungen und Versicherungen, deren Gepräge von der Freundschaft noch mehr als von der Höflichkeit stammte, traten sie im schwarzen Adler ein.

Dort saßen noch die Gesellen von heut Nachmittag beisammen. Bei Heinrichs Ankunft entstand ein allgemeiner Jubel, der aber, wie er sogleich bemerkte, seinem Begleiter galt und von sehr zweideutiger Natur war. Der alte Herr wurde umringt und im Triumph an den Tisch gesetzt; man feierte ihn mit ironischem Pathos, ohne durch die ehrwürdige Treuherzigkeit, womit er die falsche Münze theils empfing, theils ablehnte, sich im Geringsten rühren zu lassen.

„Darf man nach Ihren Geschäften fragen, Herr Bürgermeister?" hob einer an, „oder soll ich's errathen? Gewiß haben Sie zu Nutz und Frommen gemeiner Stadt eine Negociation bei unsrer Regierung angeknüpft, um eine Compagnie RRR zu bekommen."

Nun wußte Heinrich, wo er seinen Mann hinthun sollte;

denn wohlbekannt war ihm die Stadt, welche, wie der Volkswitz ihr zur Last legt, das R nicht aussprechen kann; lag sie ja doch in der nächsten Umgegend der Universität, wo er so geraume Zeit gelebt hatte, und wenn er auch, ein gefangener Magister, nie drüben gewesen war, so hatte er doch genug von ihr reden hören.

Der Reichsbürgermeister von Reutlingen runzelte die Stirn, faßte sich aber zu einer muntern Erwiderung und sagte, indem er sich unter den Phäaken umsah, mit scharf schnarrendem R: „O ihr Herren, ich kann, wenn ich will, mein Laternle so gut ans Hirschhörnle hängen wie ihr, wiewohl mir bei allem Respect vor dem Hirschgeweih der kaiserliche Adler lieber ist; aber wenn ich ein Contingent für mein Alphabet von euch holen wollte, so würd' ich eher nach dem S und nach dem T fragen, nach dem Essen und Trinken nämlich; denn das sind eure Hauptartikel, von andern Buchstaben nicht zu reden."

„Sollen auch schon gute Geschäfte gemacht haben in diesen Artikeln," versetzte sein Gegner hämisch, „oder ist es nur eine Erfindung, daß Serenissimus einmal den Reutlinger Magistrat eingeladen haben nach Tübingen und zu Ihro besonderem Vergnügen ganz betrunken heimgeschickt, auf jede Kutsche hinten ein Schwein aufgebunden?"

Der alte Herr war in einer üblen Lage: war es natürliche Seelengüte, war es Ungewohnheit einer andern als anständiger und zuvorkommender Begegnung, er wußte auf einen Angriff dieser Art nicht gleich etwas zu erwidern und maß seinen Beleidiger mit ungewissen Blicken, das Gesicht von einer Purpurröthe übergossen. Heinrich hielt es für die höchste Zeit sich einzumischen. „Niemals," rief er etwas unvorsichtig, „könne der Herzog etwas gethan haben, was so tief unter seiner Würde wäre," und zuletzt sagte er gerade heraus, wer dem alten Herrn etwas anhaben wolle, der habe es mit ihm zu thun. Die Andern lachten anfangs und hielten dieß für einen neuen Scherz, um so mehr, als Heinrich, um abzubrechen, an den Bürgermeister allerlei Fragen über die Verfassung seiner Reichsstadt zu richten begann. Dieser lud

ihn aufs Freundlichste ein, dieselbe in Person zu beaugenscheinigen. Die lärmenden Gesellen, da sie bei fortgesetzter Unterredung sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, verstummten nach und nach und entfernten sich am Ende ganz; die unbekannte Größe, die morgen auf der Solitude ihren Nennwerth erhalten sollte (wovon der Wirth nicht unterlassen hatte ihnen zu berichten), mochte ihnen einigermaßen imponirt haben.

Der alte Herr sprach, als sie allein beisammen sitzen blieben, sein Wohlgefallen an dem Jüngling offen aus und schalt eifrig über alle Neckereien und Hänseleien. „Es macht doch niemand Profession von diesem Handwerk," rief er aus, „als Müßiggänger, die nichts Ordentliches zu thun noch zu denken haben. Wie schön wär's in der Welt, wenn alle Menschen Ehrenleute wären, die im Frieden mit einander leben wollten!"

Sie trennten sich spät von der Flasche, noch später von einander selbst.

Den andern Morgen wurde Heinrich in aller Frühe geweckt: der Herr Bürgermeister von Reutlingen, hieß es, wolle durchaus nicht abreisen, ohne vorher noch einmal Abschied von ihm genommen zu haben. Dieser trat jetzt herein und entschuldigte sich treuherzig, daß er überlästig werde. Heinrich drückte ihm die Hand und wurde abermals dringend von ihm eingeladen, ihn doch so bald als möglich zu Hause zu besuchen. Nun war an keinen Schlaf mehr zu denken, er stand auf und machte einen Morgenspaziergang, auf dem er von einem Hügel herab die Stadt in frischer Beleuchtung vor sich liegen sah. Als er in den Gasthof zurück gelangte, war eben der Kaffee fertig geworden; er blieb im Wirthszimmer und trank eine Tasse, der muntre Wirth setzte sich zu ihm und unterhielt ihn, was unsrem Helden wohl behagte, der indessen die Stunden vergehen lassen wollte, bis er schicklicher Weise Amalien seinen Besuch machen konnte.

Der Wirth lenkte die Rede bald auf den Herzog und begann jämmerlich zu klagen, in wie mancherlei Nachtheile die Residenzstadt durch diesen Herrn gestürzt worden sei.

„Seit anno 64," sagte er, „ist unsre Stadt so gut als ruinirt; wir thaten alles, was wir konnten, den Herzog von dem Zug nach Ludwigsburg abzuhalten; vergebens: er war so erbittert, daß er nichts hören wollte; der Hof, die Kanzleien, alles mußte fort. Ludwigsburg ist reich geworden auf unsre Unkosten: großer Gott, was hat man dort für ein Geld verzehrt! Die Landschaft kann mir gestohlen werden, die ist an allem schuldig! was brauchte sie Händel anzufangen? sie hat doch nicht viel ausgerichtet."

„Jetzt ist ja aber seit geraumer Zeit Stuttgart wieder die Residenz," warf Heinrich ein.

„Ein schöner Profit!" rief der Wirth, „ja, die Collegien sind wieder hier, und der Herzog meistentheils auch, seit er die Akademie ab der Solitude, und das mit einem schönen Kostenbeitrag von der Stadt, hierher verlegt hat; aber er hat ja fast gar keinen Hof mehr, er lebt, als hätte er kaum tausend Gulden Rente zu verzehren. Und wie schnell ist's nur mit dem Militär zu Ende gegangen! Vielleicht hat er das dem Land zu lieb gethan, vielleicht hat er auch die Lust am Soldatenspiel verloren. Jedenfalls ist's nicht gut, auf die Launen und Leidenschaften eines großen Herrn zu speculiren; die vergehen über Nacht, wie sie gekommen sind. Das halbe Militär, und verhältnißmäßig noch viel mehr Offiziere als Gemeine, hat er abgedankt. Die gemeinen Soldaten liefen natürlich mit Freuden heim, aber die Offiziere waren angeführt und suchten da oder dort unterzukommen. Sie waren wahrhaftig nicht heikel, wenn's nur Brod gab; ich kenne einige, die einen beherzten Entschluß faßten und Handwerker wurden. Da drüben wohnt ein abgedankter Hauptmann — Sie können ihm ins Fenster sehen — der sich und seine Familie mit Filetstricken erhält. Und einen General können Sie herumgehen sehen — wenn er Ihnen auf der Straße begegnet, so pumpt er Sie um einen Sechsbätzner an."

„Faule Schlingel!" rief er, sich unterbrechend, den Kellnern zu: „meint ihr, ich halte hier eine Vorlesung für euch? Aufgepaßt, frisch! die Tische gedeckt! Kaffeezeug weggeräumt!

es gibt immer etwas zu thun." — Mit diesen Worten trat er an's Fenster und trommelte einen Marsch. „Ja, ja," sagte er, „mit unserem Militär sieht's zum Erbarmen aus."

„Es ist mir gestern schon aufgefallen," versetzte Heinrich: „die Soldaten, die ich gestern und heute zu Gesicht bekam, hatten ein miserables Aussehen, die blauen Röcke waren ihnen zu eng, große Stücke von anderem Tuch waren auf die zerrissene Uniform geflickt, die weißen Beinkleider gingen kaum bis auf's Schienbein hinab — sie nahmen sich aus wie ruinirte Perrückenmacher! Selbst die Schildwachen sahen mich so bescheiden an, daß ich kecklich den Hut vor ihnen sitzen ließ."

„Was das Letztere betrifft," sagte der Wirth zum schwarzen Adler, „so lassen Sie sich's nicht verdrießen und nehmen Sie den Hut lieber ein ander Mal ab; Sie könnten leicht Ungelegenheiten haben, denn bei dem Rest des Militärs herrscht doch immer noch der strenge Dienst und auch der esprit du corps, namentlich bei den Offizieren. Ich will Ihnen gerathen haben: wenn Sie gelegentlich Händel mit einem jungen Lieutenant bekommen sollten, was ja dem Besten passiren kann, so machen Sie jeder Schildwache auf zehn Schritte die Reverenz, oder man kann nicht wissen, was geschieht. Es ist noch nicht allzu lang her, daß ein Lieutenant einem Kammerrath, der in diesem Punkte rebellisch war, seine Fünfundzwanzig aufmessen ließ und hernach mit einer sehr geringen Strafe davon kam."

Heinrich dankte für den guten Rath und begab sich auf sein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zur Visite zu machen. Zur schicklichen Besuchszeit erschien er wohlfrisirt wieder und verließ den Adler. Er ging über den Markt, dem großen Graben zu, wo er unter andern stattlichen Gebäuden das Haus seines künftigen Schwagers, des Expeditionsraths, fand.

Er hatte Amalien noch nie gesehen; nur dunkel konnte er sich von seinen frühesten Besuchen in Illingen her besinnen, daß gelegentlich von einer älteren, nach Stuttgart verheiratheten Tochter die Rede gewesen war; da über das Er=

eigniß, das sie dorthin geführt, in der Gegend nichts verlautete, so ist es bei der Achtlosigkeit der Jugend begreiflich, daß keine Spur von ihrem Dasein in seiner Erinnerung zurückblieb, bis Lottchen seine Aufmerksamkeit und Theilnahme so schmerzlich auf sie lenkte. Wie begierig war er, die unglückliche Frau zu sehen, die, nach den Andeutungen ihrer Schwester zu urtheilen, zu der schauerlichsten aller Einsamkeiten verdammt schien, sich der kranken, gepreßten Seele zu nähern und vielleicht ihr einen Trost zu bringen, den sie schon so lang entbehrt haben mochte.

Eine schweigsame Magd nahm ihm den Meldungsbrief ab und wies ihn in ein Zimmer, dessen Ausstattung man prächtig nennen durfte; Gemälde in reich vergoldeten Rahmen hingen an den Wänden umher; im ganzen Hause herrschte eine Todtenstille. Heinrich betrachtete die Gemälde und blieb lang vor einer Madonna stehen; endlich vernahm er leise Tritte hinter sich und wandte sich um. Er erblickte eine Frau in den Dreißigen, deren Schönheit nichts durch die Zeit verloren hatte; sie trat leise auf ihn zu, in ihren Bewegungen herrschte eine gewaltsame Ruhe, das Feuer ihrer Augen schien nicht erloschen, aber in die geheimsten Winkel der Seele zurückgedrängt, ihre dunkle Kleidung und die schwarzen Haare, welche vorn nicht aufgebunden waren, sondern in ungewöhnlichen Locken das bleiche Gesicht umringten, gaben der stillen Gestalt den Ausdruck einer starren geisterhaften Trauer.

„Sie bringen mir eine unerwartete Nachricht," begann sie: „ich hoffe, meiner Schwester Glück wünschen zu dürfen."

Es lag eine so abschreckende Kälte in dem Ton, womit sie diese Worte sprach, daß der junge Mann sich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte. Nach einigen Erkundigungen sagte sie: „Sie erlauben, daß ich meinen Mann aus seinem Arbeitszimmer rufe."

Sie verschwand, und gleich darauf erschien ein hagerer Mann mit einem Geschäftsgesichte voll Abgemessenheit und unendlich trockener Resignation, der ihn sehr förmlich bewillkommte und wohl eine Stunde lang, während welcher Amalie nicht mehr zum Vorschein kam, über die Einkünfte der Pfarrei

Illingen und andere statistische Memorabilien unterhielt, ein Capitel, worin unser Held ihm bescheidentlich das Wort überließ. Es wurde Mittag über der Unterredung, man lud ihn ein, und er blieb. Als Amalie zu Tische kam, glaubte er leicht geröthete Augen zu erblicken, aber ihr Benehmen hatte nichts, das diese Bemerkung bestätigen konnte, und sie sprach lange von gleichgültigen Dingen. Der Expeditionsrath fragte hierauf mit diplomatischer Ruhe nach seinem Schwiegervater, und Heinrich mußte allerlei erzählen. Er konnte aber nicht die rechte Stimmung finden, die Worte stockten ihm oft auf den Lippen, und es wollte ihm in dem behaglich eingerichteten Hause, an dem reichlichen Tische nicht wohl werden.

„Haben Sie," fragte Amalie, als der Nachtisch kam, „haben Sie schon Schritte gethan, seit Sie hier sind?"

„Ein unerwartetes Schicksal hat meine Wünsche sogar bereits überboten," versetzte Heinrich und erzählte sein abenteuerliches Zusammentreffen mit dem Herzog.

Amalie sah ihn scharf an und sagte: „Mich däucht, Sie haben nicht klug gehandelt, ein sicheres Glück von sich zu stoßen."

„Ich muß meiner Frau beipflichten," sagte der Expeditionsrath: „Sie hätten bei der Stange bleiben sollen; man muß sich auf solche fürstliche Einfälle nicht gar zu sehr verlassen. Ueber kurz oder lang denkt der Herzog nicht mehr daran, und Sie sind doppelt getäuscht."

Heinrich fühlte sich von diesen Einwendungen sehr unangenehm berührt. Nichts kommt der Jugend unwillkommener in die Quere, als wenn man den stolzen Flug ihrer Hoffnungen mit einigen prosaischen Zweifeln durchkreuzt; und dann empfand er es bitter, daß diese Menschen, die er heute zum erstenmal als Verwandte begrüßte, schon Vormundschaft und Tadel gegen ihn geltend machen wollten; er bedachte nicht, daß es eben die Verwandtschaft war, die Amalien das Recht gab, dem Bräutigam ihrer Schwester ihre Meinung unumwunden zu sagen. „Wie ich die Sache ansehe," erwiderte er etwas finster, „so hab' ich keine Schuld. Wenn

der Herzog mir den erbetenen Dienst nicht geben will, so kann ich ihm doch nicht das Messer auf die Brust setzen."

„Für einen Diener der Kirche," sagte der Expeditionsrath scharf genug, „sind Sie dürftig im Kirchenrecht bewandert. Wenn das Consistorium erführe, wie gering Sie seine Macht anschlagen, so könnten Sie lang auf eine Bedienstung warten, und der gute Vater in Illingen müßte alle seine Connexionen aufbieten, um Sie aus der Klemme zu reißen. Haben Sie denn sonst keine Briefe mit bekommen?"

Heinrich hielt ihm mit verdrießlichem Schweigen seine übrigen Creditive hin, und der Expeditionsrath rief: „Sehen Sie, das sind ja die Hauptbatterien, die Sie zuerst hätten spielen lassen sollen; das andere ist nur eine nothwendige Formalität, und daß Se. Durchlaucht Ihnen ein Schreiben an das Consistorium abzunehmen geruhen" — der Expeditionsrath sprach diese Worte mit ironischer Miene — „das heißt, etwas extraordinär vom verfassungsmäßigen Geschäftsgang abweichen."

„Davon war ich nicht unterrichtet," sagte Heinrich.

„Muß denn die Ente der Ente sagen, wie sie schwimmen soll?" rief der Expeditionsrath lachend. „Kann man auch so aus dem Stift hervorgehen? Nein, mein Freund, Sie werden's nie zum Special bringen. Es ist unerhört, eine Pfarre zu suchen und Prälaten und Consistorium dabei übergehen zu wollen!"

Heinrich suchte den Discurs abzubrechen, der ihm peinlich war, weil es sich allzusehr verrieth, wie träumerisch er die Jahre hingebracht hatte, in welchen er nicht nur seine Fachwissenschaft, sondern auch ihre äußerlichen Handhaben hätte studiren sollen. „Sie werden mir wenigstens zugeben," sagte er, „daß der Herzog mich heute erwartet und daß ich also vorher keinen andern Schritt zu thun im Stande bin."

„Ueberdies," fiel Amalie ein, „will es mir nicht gefallen, daß Sie die Gewißheit einer Verbindung mit Ihrer Braut so leicht hinauszuschieben scheinen."

Heinrich fühlte sich durch diesen unverdienten Vorwurf auf der empfindlichsten Seite angegriffen; er warf den Kopf

in den Nacken und wollte eben eine Erwiderung geben, die vielleicht nur zu bitter ausgefallen wäre, als man die Treppe herauf Sporen klirren und eine Arie trällern hörte.

„Das ist der Baron," sagte der Expeditionsrath: „er ist," fuhr er, zu Heinrich gewendet, fort, „Kammerjunker und Regierungsassessor, also, wiewohl er sich nicht viel mit Geschäften zu quälen pflegt, gewissermaßen mein Untergebener, der mich aber mit seiner Protection zu beehren die Gnade hat."

Ein Bedienter riß die Thüre auf, und hinter ihm trat der Gemeldete ein, ein junger hübscher Mann im Reitkleide: „Guten Morgen, guten Morgen! schon gespeist? Ich komme eben von meinem Spazierritt und will nur in der Eile sehen, ob Sie noch am Leben sind. Ach, meine schöne Räthin, ich küsse die Hand: waren Sie gestern in der Komödie? Nein, Sie gingen gewiß nicht hin, ich sage Ihnen, Ihr guter Genius hat Sie abgehalten, denn, auf Ehre, das Stück war epouvantable langweilig." — Nun folgten einige Dutzend Coulissenanekdoten, begleitet von einer Fülle leeren Conversationsschwalls. Heinrich wunderte sich über die Zungengeläufigkeit, mit unsäglich vielen Worten Nichts zu sagen, war aber gar nicht erbaut von der Welt, in die er eingetreten war. Er kannte sie vom Hörensagen, er wußte, daß der Adel eine gesellschaftliche Stellung besaß, die ihm ohne Rücksicht auf persönliche Bedeutung und Fähigkeit erlaubte, die bürgerlichen Kreise zu seinen Füßen hinabzudrücken, oder auch nach Belieben sich in dieselben einzuführen, so daß selbst dieser ernste Beamte, diese unzugängliche Frau nicht den Muth in sich fanden, einen faden Gecken, der übrigens gutmüthig schien, zurückzuweisen, wenn er, der Subalterne, einmal die Gewogenheit haben wollte, ihr Hausfreund zu sein. Er wußte, daß ihn hier eine Welt der Verhältnisse und Rücksichten umgab, die nicht so leicht zu bekämpfen waren; aber es widerte ihn an, diese Welt, an welcher er bisher fremd vorübergegangen war, nun in der Nähe zu sehen und zu hören.

„Sie haben Besuch?" unterbrach sich der Baron. „Char-

mant! Aber Sie haben mir ja den Herrn noch gar nicht vorgestellt! Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen?"

Der Expeditionsrath übernahm diese Förmlichkeit, worauf sich der Baron zu Amalien wandte: „Wie, liebe Räthin," rief er: „Sie haben eine Schwester, und ich weiß kein sterbliches Wort davon? Da sehe man wieder die Verschlossenheit der Frauen! Ist sie schön? O gewiß! sie müßte ja nicht Ihre Schwester sein! Kann man etwas für Sie thun?" fragte er eifrig zu dem Gaste gewendet: „zählen Sie darauf, daß ich meinen ganzen Einfluß aufbieten werde." —

Heinrich dankte und erwiderte, daß er dem Ziele seiner Hoffnungen schon ziemlich nahe zu stehen glaube.

„In der That, lieber Freund," nahm der Rath das Wort, „stehen Sie ihm näher, als Sie denken. Die Zeit ist vorgerückt, und Sie haben einen ziemlich weiten Weg vor sich; versäumen Sie, da es nun einmal sein soll, die rechte Stunde nicht."

„Wie so?" rief der Baron: „Sie reden ja in Räthseln; wo wollen Sie denn unsern Freund hinschicken?"

„Er ist zur Audienz auf die Solitude beschieden," versetzte der Rath, „und wenn Sie es nicht ungnädig nehmen, so will ich ihn eine Strecke weit begleiten."

„Gott bewahre!" rief der Baron lachend: „Sie sind ja Expeditionsrath! Expediren Sie ihn in Gottes Namen!"

Er empfahl sich graziös und herablassend und schwebte wie ein Zephyr von hinnen.

Auch Heinrich brach jetzt mit seinen neuen Verwandten auf. Sie verließen die Stadt und gingen der westlichen Hügelkette zu, unter Gesprächen, die unserm Freunde unerfreulich waren. Er konnte das Mißbehagen über den Gönner, der sich ihm aufgedrungen hatte, nicht verbergen und mußte es dafür dulden, daß er angesehen wurde wie einer, der aus dem Mond gefallen ist. Auch störte es ihn, Bürgerliche hier mit kalter Gleichgültigkeit von einer adeligen Bekanntschaft reden zu hören, während sie es doch nicht verhehlen konnten, daß sie innerlich davon geschmeichelt waren.

Sie bogen von der Straße ab und schlugen einen Fuß-

pfad ein. Als dieser sich zu heben begann, trennten sich die Beiden von Heinrich, nachdem der Expeditionsrath ihm seinen Weg genau beschrieben hatte.

„Bringen Sie gute Antwort zurück!" rief Amalie zum Abschied.

„Ja, und lassen Sie sich nicht irre machen," sagte der Rath, indem er sich noch einmal umwandte. „Ihr Schicksal liegt jetzt in Ihrer Hand. Wenn Ihnen der Herzog nicht sehr glänzende Anerbietungen macht — und das wird er schwerlich thun — so halten Sie sich unverrückt auf der kirchlichen Straße und schlüpfen je eher je lieber wieder in den geistlichen Habit, ohne den Sie bei Ihren Hochwürden übel ankommen dürften."

Heinrich versprach das Beste und eilte, von ihnen loszukommen. Erst jetzt, da er sich allein in freier Luft sah, war es ihm wieder frisch zu Muthe. Der Weg, den er sich hatte weisen lassen, führte erst durch kahle Weinberge und später durch Buchenwälder, mit Eichen und immergrünen Tannen untermischt, auf moosigem Boden empor und oben gegen Nordwesten auf der Hochebene fort. Unser Freund schritt rüstig vorwärts. Nach einer Stunde sahen ihn Gypsstatuen zwischen den Bäumen an, der Jagdpark, neben dessen langen Schranken der Weg hinlief, ging zu Ende, in einiger Entfernung schimmerte das Kreuz einer Kirche hervor, und dicht am Saume des Waldes traf er auf die zerstreuten Gebäude der Solitude.

6.

In magna legatum quære popina.
Juvenal.

— — — Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt. Ihr seid gut und fröhlich,
— — — Drum hab' ich Euch gewählt. —
Geht, lieber Marquis, Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurückzubringen.
Schiller, Don Carlos.

Mit der Erbauung dieses Lustorts hatte der Herzog anfangs nur ein leichtes Landhaus beabsichtigt, aber sein rastloser, nach Vergrößerung und Erweiterung strebender Sinn machte bald eine kleine Pfalz daraus, deren heiteres und behagliches Aussehen freilich nichts von den Frohnen und andern harten Mitteln erzählte, durch welche es möglich geworden war, mit zauberhafter Schnelligkeit die düstere Einöde der fünf Eichen zu einem Tempel des Vergnügens und der Pracht umzuwandeln. Um das Schloß herum stand eine Menge verschiedener Gebäude, größere und kleinere Pavillons, darunter die Akademie, die ihre jungen Bewohner vor einigen Jahren nach Stuttgart entsandt hatte, ein Opernhaus, ein sehr langer Marstall und verlassene Kasernen für die Leibgarde des Herzogs.

Heinrich ging auf das Schloß zu, betrat die Freitreppe, die an der Vorderseite desselben emporführt, ergötzte sich an seiner leichten freundlichen Bauart und ließ das Auge über die herrliche Aussicht hinschweifen, die sich von jener Stelle in die Landschaft eröffnet. Unwillkürlich flog es zuerst nach Norden, obgleich er die Stätte seiner Wünsche und Hoffnungen nicht sehen konnte. Weit in's Land hinein tauchte dann sein Blick und glitt über Berge, Hügel und Ebenen hinweg: rechts, von Südwesten nach Osten, zog sich die Kette der schwäbischen Alp, ihre Felsen und Vormauern von weichen Lichtern umspielt; die Landesfeste Neuffen trat vor allen scharf

hervor, sie thronte luftig in stolzer Ruhe, und ihre Fenster blitzten im Sonnenschein so nahe, daß der Beobachter hineinsehen zu können meinte; links zog sich der Stromberg nach Nordosten und verschmolz in der Ferne mit den blauen Conturen der fränkischen Gebirge. Der Platz war passend gewählt für einen stolzen Fürsten, um aus den Fenstern des Schlosses fremden Gästen sein schönes Land zu zeigen. Das tempelartige Corps de Logis lag am Rande des Hügels; von hier aus führte eine Straße in unschöner, gerader Linie, ein Dorf entzweischneidend, über den Weg, den Heinrich gestern hergeritten war, nach Ludwigsburg, dessen Thürme aus der Tiefe emporstrebten. Dicht daneben ragte die Festung Hohenasperg in die Höhe, so daß er von hier oben in die Wälle hineinschauen konnte; sie blinkten heiter im Sonnenlicht, aber er sah mit ernsten Blicken auf dieses Denkmal von Gewaltherrschaft und willkürlicher Grausamkeit, eine Grube, die schon oft die Opfer des fürstlichen Zorns, ungerichtet, den Landesgesetzen zum Trotz, verschlungen hatte. Hohenasperg, Hohenneuffen und Hohentwiel — drei Zwingfesten in einem so kleinen Fürstenthum!

Ein Trompeterlied unterbrach den Fluß seiner Gedanken; es wurde lebendig auf dem Platze, und Heinrich las lächelnd die Inschrift, die er über sich erblickte: Tranquillitati sacrum voluit! eine Bestimmung, welcher das Schlößchen so untreu geworden war, wie seinem Namen. Und doch war die rauschendste Zeit hier vorbei! Die lauten Feste, die Pracht des Hofes, das glänzende Gewimmel der Fremden, alles war verklungen und verschwunden, und die Solitude konnte jetzt wenigstens mit größerem Recht so heißen als früher: sie war keine Stätte jubelnder Bacchanalien mehr, sie war nur noch eine belebte Einsamkeit.

Die Thüre nach der Treppe öffnete sich, ein Hofbedienter, in Roth und Blau gekleidet, trat heraus und ziemlich barsch auf unsern Helden zu; als er ihn aber in der Nähe betrachtete, sagte er sehr höflich: „Ah, Sie sind wahrscheinlich Herr Roller?"

„Der bin ich. Und Sie?"

„Ich bin der Kammertürke Seiner Durchlaucht."

„Für einen Türken," sagte Heinrich lächelnd, „reden Sie schon recht fertig deutsch."

„Ich bin auch ein geborner Stuttgarter," versetzte der Türke: — „der Herr ist jetzo ausgeritten; sowie er zurückkommt, werden Sie gerufen werden. Ist es Ihnen indessen gefällig, das Schloß zu betrachten?"

Wenn Heinrich die Meteorologie der Höfe gekannt hätte, so würde er aus diesem Empfang abgenommen haben, daß für ihn gutes Wetter im Anzug sei. Er folgte dem Kammertürken und beschaute den Saal, die Kabinette mit ihren tausend Bequemlichkeiten, mit den Polstern und Vorhängen von himmelblauer Seide, die der ganzen Umgebung einen Schein von feierlicher Heiterkeit gab, und bestieg die Kuppel, wo er die Aussicht noch reicher und ununterbrochener genoß. Hierauf zeigte ihm der christliche Muselmann den berühmten Lorbeersaal mit den Deckenstücken des gefeierten Malers Guibal und schloß ihm zuletzt den Garten auf, wo er ihn allein ließ, nachdem er ihm zu verstehen gegeben hatte, daß dies eine ganz besondere Vergünstigung sei. Heinrich wandelte gleichgültig in dem noch leblosen Raum umher, die Gewächshäuser mit ihren botanischen Seltenheiten zogen ihn wenig an, die verschnittenen Taxushecken sahen komisch steif aus und erinnerten ihn an die Soldaten in ihren abgetragenen Zwangsjacken, und die Decorationen kamen ihm ebenfalls langweilig vor. Er verließ den Garten und ging in der Allee auf und ab; da erblickte er, zwischen den Bäumen durchschauend, eine Reiterstatue, die goldglänzend vor ihm emporstieg. An dem unbekümmerten Antlitz, der stracken Haltung erkannte er sogleich den Herzog, der sehr gut getroffen war: gerade so hatte er gestern, den Arm in die Seite gestemmt, vor ihm gehalten, so hatte er ihn angeblickt, als er fragte: „Wofür hält Er mich?" — Heinrich blieb lange vor dem Kunstwerk stehen und betrachtete nachdenklich die Züge des merkwürdigen Fürsten, mit welchem ihn ein unerwartetes und noch ungewisses Schicksal — aber heimlich mit seinen innersten Wünschen übereinstimmend — vielleicht auf lange Zeit verbinden sollte.

Unversehens klopfte ihn eine Hand auf die Schulter: „Worüber denkt Er nach?" fragte der Herzog, der in seinem grünen Röckchen von gestern hinter ihm stand.

Heinrich wandte sich schnell um und machte eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Da treff' ich ja zwei Statuen neben einander," sagte der Herzog. „Gesteh' Er mir offen: auf welchem Gedanken hab' ich Ihn ertappt?"

Unser junger Freund war noch voll von den Eindrücken, die er in der Kirche zu Illingen empfangen hatte, und die unerwartete Erscheinung des Fürsten trug dazu bei, die trunkene Stimmung, in der er sich befand, zu steigern. Er verbeugte sich tief: „Da Ew. Durchlaucht mir zu reden befehlen" — erwiderte er freimüthig, indem er auf die Statue zeigte — „so will ich meinen Gedanken sagen. Dieses gebietende Angesicht kommt mir noch viel edler vor, seit ich ein Bekenntniß darauf lese, das den Fürsten mit dem geringsten seiner Unterthanen auf Eine Linie stellt, ohne ihn doch herabzuwürdigen."

„Und welches?" fragte der Herzog.

„Das Bekenntniß menschlicher Unvollkommenheit."

Ueberrascht von dieser unerhörten Sprache, warf Karl einen scharfen Blick auf ihn; da er aber in dem seelenvollen Auge des Jünglings die reinste, hingebendste Treuherzigkeit las, so sagte er freundlich: „Er hat Recht! Er hat ganz Recht! Wir Gesalbten dieser Erde können ein solches Bekenntniß nicht oft und demüthig genug wiederholen, denn auf der Schneelinie der Menschheit, wo wir stehen, weht eine feinere und difficilere Luft, und doch haben wir dieselben schwachen Organe dafür, wie die Leutchen im Thal. — Gehn wir ein wenig auf und ab! — Ja, was ich sagen wollte, wir Fürsten müssen die Nachsicht des Menschenkenners mehr in Anspruch nehmen, als irgend ein anderer Mensch. Was meint Er?"

„Ew. Durchlaucht haben ein schönes Wort geredet," versetzte Heinrich, der sich bei all' seinem Enthusiasmus doch weislich immer einen Schritt hinter dem Herzog hielt: „es

ist eine schwere und gefährliche Aufgabe, den Donnerkeil Jupiters in der Hand zu halten, ohne dabei über das gemeine Loos der menschlichen Natur erhaben zu sein, und doch! gibt es etwas Größeres, etwas, das den sterblichen Erdengott dem himmlischen näher rücken könnte, als wenn er die Macht, vor welcher ihm selbst oft bang werden muß, nicht zum eigenen Genuß anwendet, sondern zum Wohle derer, für die sie ihm gegeben ist?"

„Brav!" rief der Herzog: „weiter! Er wollte noch etwas sagen!"

„Darf ich noch Eines hinzufügen, gnädigster Herr? mich däucht, dasjenige, wodurch diese Aufgabe so schwer wird, mache sie zugleich wieder einestheils leichter, nämlich der Abstand, die Schneelinie, um mich dieses Wortes zu bedienen. Ein leichtes Lächeln eines Fürsten wiegt hundertmal mehr als ein gewöhnliches Menschenantlitz mit dem vollsten Ausdruck des Wohlwollens, und das frohe Volk im Thale, das dem Loos der menschlichen Schwachheit doppelt in diesem Zustand unterworfen ist, dankt nicht blos für den warmen Regen, der seine Fluren befruchtet, es weiß auch, daß er anstatt des Blitzes gekommen ist, der drohend in den Wolken hing. O!" rief der junge Mann mit überströmendem Gefühl: „es muß ein göttliches Vergnügen sein, der Vater eines glücklichen Volkes zu heißen. Die schwerste Pflicht wird leicht, wenn sie herzlich ausgeübt und von treuen, wohlverstehenden Herzen aufgenommen wird: in diesem Sinne, durchlauchtigster Herr, erlauben Sie mir, als Einzelner die frohen Gesinnungen Ihrer Unterthanen bei Ew. Durchlaucht Geburtsfest auszusprechen!"

Der Herzog blieb stehen und wandte sich rasch zu ihm herum, indem er eine schnellende Handbewegung machte: „Mein lieber Magister," versetzte er mit wohlwollendem Spott, „man sieht's Euch wohl an, daß Ihr noch auf keinem Thron gesessen seid. Das liebe Volk! Wer es kennt, denkt anders von ihm! Ich sehe nur undankbare Kinder, die ewig über die Ruthe schreien und mit keinem Bissen zufrieden sind, den ihnen der Vater mit saurer Mühe zugetragen hat.

Seh' Er um sich!" rief Karl mit stolzer Stimme: „Er kann nach keiner Seite in mein Land blicken, wo Er nicht Erweiterungen und Vergrößerungen antrifft! Ich habe zwanzig Herrschaften angekauft und württembergisch gemacht und gedenke es mit Gott vor meinem Absterben noch höher zu bringen, und dasselbe Land, das ich vermehrt und nach bestem Wissen und Willen in Aufnahme gebracht habe, klagt mich durch die Landschaft der Verschwendung an und will durch mich ruinirt worden sein. Sieht Er, mein Freund, das ist der Dank des Volks!"

„Freilich kann man nicht leugnen," versetzte Heinrich, „daß eine Verfassung den Planen eines wohlgesinnten und kräftigen Regenten oft mehr Hinderniß als Förderung darbietet, aber —"

„Und vollends," unterbrach ihn der Herzog heftig, „eine solche wie die unsrige! die, statt das Beste des Landes zu wahren, auf seine Kosten eine parlamentarische Dynastie heranzieht! eine Kaste voll Eigennutz und Vorurtheil, weniger für's Land bedacht, als der eigensüchtigste Tyrann! Ein Fürst steht anders da, sein Interesse geht mit dem des Landes Hand in Hand, das wird er bald genug fühlen; aber bei diesen Menschen ist es umgekehrt! sie haben eine widernatürliche Stellung, und nur durch widernatürliche Mittel können sie sich erhalten! Da muß widersprochen werden um jeden Preis, gemarktet muß um jeden Groschen werden, Beschränkung des Fürsten, das ist das einzige Register, aus dem sie ihre stilistischen Bravourarien aborgeln! Wie die Themis trägt ihre Weisheit eine Binde vor den Augen — freilich aber nicht zu demselben Zweck, denn ihre Vettern, die sie poussiren wollen, kennen sie instinktartig am Geruch! — Nein, aber den Handlungen, den Absichten des Regenten verschließen sie jedes Sehorgan, versagen sie jede prüfende Gerechtigkeit! Verderblich oder segensreich, allem wird derselbe Widerstand entgegengesetzt, jeder Schritt streitig gemacht, mit blödsinnigem Mißtrauen, wie es dem Ununterrichteten scheinen muß, aber in der That mit wohlberechneter Politik! denn das ist die Art, wie diese Bonzen und Pascha's von

so und so viel Gänsekielen sich am Ruder halten. Und das Land, dessen Deputirte sie sich schelten lassen! und die Wahlfreiheit! Ja, dafür ist seit Jahrhunderten gesorgt!"

Er that einige Schritte, dann wandte er sich mit fragendem Blick zu seinem Begleiter herum. „Darf ich es wagen, Ew. Durchlaucht," sagte dieser, „meine Ansicht von Verfassung überhaupt auseinander zu setzen? Verfassung ist todter Buchstabe, der seinen Werth nur durch die Interpretation erhalten kann. Die freisinnigste Verfassung ist eine nutzlose Hieroglyphe für ein Volk, das zur Freiheit nicht reif oder ihrer verlustig gegangen ist. Und die schlechteste ist gut genug für Männer! Seit Jahrhunderten haben sich die Württemberger dieses Namens nicht unwerth gezeigt, wenn auch zu wünschen ist, daß unsere politische Bildung einen kräftigeren Aufschwung nehmen möchte. Nur in der Bildung ist Freiheit, nur über Freie zu herrschen, ist königlich; und könnte sich, gnädigster Herr, für einen deutschen Fürsten, der mit seiner Verfassung grollt, eine würdigere Aufgabe finden, als daß er sein Volk über diese Scheidewand hinweg in die Arme nimmt, seine Erziehung, seine Bildung vorbereitet und es leise der Mündigkeit und dem Genusse seiner Rechte entgegenführt?"

„Bildung! Erziehung!" rief der Herzog, das Stichwort rasch auffassend: „ja, das ist's! Ich sag' Ihm, Er ist auf dem rechten Wege! Erziehung ist das Mittel, und bei der Jugend muß man anfangen, die Alten taugen nichts mehr, die sind verdorben. Wollen sie mir ja doch sogar meine Akademie mißgönnen! Erziehung, und Erziehung der Jugend — das macht mich zum Vater meines Volks. In jeden Menschen ist ein Keim gelegt, der gleich einer Pflanze der weiteren Bearbeitung überlassen bleibt. Eltern, Verwandte, Freunde sind selten zu dieser geschickt; ein Fremder ist immer ein Miethling. Glück, Unglück, Gelegenheit, oft Zufälle entscheiden. Der Glückliche find't Wege, der Unglückliche irrt meistens. Mangel an Willen, Ungewißheit, das ist der Irrweg, edle Standhaftigkeit ist der sichere Leitfaden. Es ist nicht wohl möglich, dem Großen standhaft entgegen=

zugehen, wenn nicht gute Erziehung den Weg dazu gebahnet hat."

Dies war der Anfang einer ziemlich langen Stegreifsrede, die dem Herzog mit leichter Beredtsamkeit über die Lippen floß. Er wurde nicht müde, seinen Satz mit den verschiedensten Wendungen auszuführen, und als er geendet hatte, zog er die Schreibtafel hervor und notirte sich einige Hauptgedanken. Heinrich sah verwundert zu; er wußte nicht, daß der denkeifrige Fürst sich wachend und schlafend mit seiner Akademie beschäftigte, auch wohl gelegentlich zu den Reden, die er bei den öffentlichen Prüfungen hielt, auf solche Weise seine Ideen concipirte. Ja, wenn er geahnt hätte, daß er manches der hier gesprochenen Worte noch in dem vom Herzog mit Beiträgen beglückten „Schwäbischen Magazin" lesen würde, er wäre stolz auf seinen Hebammendienst bei dem fürstlichen Autor gewesen.

„Nun, da wir gerade von der Erziehung sprechen," fuhr der Herzog, gnädig lächelnd, fort, indem er die Schreibtafel einsteckte, — „so erzähl' Er mir etwas von der Seinigen; zieh' Er die Summe davon und taxir' Er sich selbst, damit ich weiß, was ich mit einem solchen Hyperboreer anfangen soll."

Heinrich mußte sich entschließen, die Antworten, die er dem Herzog schon gestern gegeben, noch einmal weitläufiger zu wiederholen. Hierauf erkundigte sich derselbe nach den Lebensplanen, womit der junge Mann sich bis jetzt beschäftigt, und dieser fand hier Gelegenheit, auf eine zarte Weise seiner Braut zu erwähnen, die ihm eine dauernde Versorgung jetzt wünschenswerth und nothwendig mache.

„Alles gut und recht!" nahm zuletzt der Herzog das Wort, „aber sieht Er, an Einem fehlt's euch Herren Stiftlern sammt und sonders. Ihr seid unpraktische Köpfe, und das kann ich euch freilich nicht verargen, denn ihr erfahrt zu wenig von der Welt. Die Erziehung muß immer neben der Welt, mitten in der Welt stattfinden. Zum Exempel, wie alt ist Er jetzt?"

„Vierundzwanzig, Ew. Durchlaucht."

„Sieht Er, in diesem Alter hatt' ich schon acht Jahre lang regiert. Gelt, das klingt doch anders?"

„War aber auch nicht praktisch," dachte Heinrich bei sich. Er versicherte den Herzog seines aufrichtigen Eifers, das Versäumte auf jede Weise nachzuholen, um sich des Vertrauens Sr. Durchlaucht würdig zu machen.

„Da können wir ja gleich eine Probe anstellen, die wenig Praxis verlangt," sagte der Herzog. „Kennt Er den Schubart? — ich meine literarisch — was hält Er von ihm?"

„Ich kann," versetzte Heinrich, „dem feurigen Schwung seiner Muse meine Bewunderung nicht versagen, aber er beleidigt mich vielfach dabei — mit Einem Wort, es fehlt ihm an durchgreifender Bildung."

„Nun, sieht Er?" rief der Herzog lebhaft: „da kommen wir schon wieder auf das Thema von der Erziehung! Allerdings fehlt es ihm daran, und zwar in mehr als Einem Sinn: er ist ein unbändiger Mensch, der weder feine Sitten kennt noch Politik, und doch will er die letztere zu seinem Metier machen. Dieser vermaledeite Journalist, der kein gekröntes Haupt zu schonen weiß, wird sich noch um den Hals reden — ich sag' Ihm, er hat's auf der Nadel! nicht bei mir, obwohl er auch gegen mich sich schon versündigt hat. Ich mein' es aber gut mit ihm, und darum will ich ihn verwarnen lassen. Zu diesem Zwecke hab' ich an Ihn gedacht, mein lieber Roller! Er hat ein heitres treuherziges Benehmen, das die Leute ansprechen muß; gegen Ihn kann man kein Arg haben. Reis' er nach Ulm, such' Er den Schubart ganz gelegentlich zu treffen und geb' Er ihm eins und das andere zu verstehen, nicht in meinem Namen, hört Er wohl? sondern als ein wohlmeinender Freund, der übrigens unterrichtet ist und die Sachen von der Quelle hat. Sag' Er ihm, er solle in Zukunft vorsichtig nach Osten blicken, wenn er schreibt, er solle Sordinen aufsetzen, er könne es nicht mehr lang so treiben, es sei eine große Frage, ob ihn die Ulmer gegen gewisse Anfechtungen schützen könnten" —

„Ah!“ rief Heinrich etwas vorlaut, „die Jesuiten“ —

„Still! lass' Er mich reden! Ich habe schon längst ein Auge auf den Mann gehabt; es wäre Schade, wenn ein so guter Kopf zu Grunde ginge. Aber er muß sich bessern, sich cultiviren, und dazu will ich ihm Gelegenheit geben. Ich gehe eben damit um, ein deutsches Theater zu errichten; wenn er in sich schlägt, so bin ich geneigt, ihn zum Director und Theaterdichter zu machen. Das braucht Er ihm aber nicht auf die Nase zu binden, versteht Er? sondern Er läßt ihm nur von fern ein Vögelein davon singen. Ich würde mich freuen, den Mann gerettet zu haben: wenn er bei mir ist, so kann ich ihn schützen und will ihn schützen.“

Ein zweites und mächtigeres Weimar tauchte vor den Augen unsres entzückten Neulings auf, ein philosophischer Staat, in welchen sich Talent und Freiheit aus ganz Deutschland flüchten und, ihrer Auswüchse beraubt, der Kunst, der Wissenschaft, dem Leben eine neue, glänzende Entfaltung bringen sollten. „Wie stolz,“ rief er, „macht mich Ihr Vertrauen, durchlauchtigster Herr! die schleunigste Eile —“

„Nichts da!“ unterbrach ihn der Herzog, „gerade umgekehrt! Er macht eine kleine Lustreise von sechs bis acht Tagen, besucht einige Gegenden, daß Er davon reden kann — wohlverstanden? — und berührt bei dieser Gelegenheit Ulm. Kann Er reiten?“

„Wie ein unpraktischer Kopf, Ew. Durchlaucht.“

„Ja so,“ rief der Herzog lachend, „ich habe ja gestern Seinen ritterlichen Heroism bewundert. Ich will Ihm ein altes zahmes Thier geben, mit dem Er einen frommen Ritt machen kann. — Malschütz!“ rief er dem in einiger Entfernung wartenden Kammertürken zu: „besorge sogleich, daß in Stuttgart dem jungen Manne hier der Mustapha auf einige Tage überantwortet wird; der alte Klepper soll noch einmal spazieren traben.“

Der Diener zeigte ein verwundertes Gesicht und eilte hinweg.

„Morgen früh kann Er das Pferd haben,“ wandte sich

der Herzog zu Heinrich. „Das Uebrige steht in Seinem Belieben. Nun adieu, glückliche Reise!"

Er reichte ihm die Hand, und der Jüngling brachte aus vollem Herzen seinem Fürsten die übliche Huldigung dar.

7.

> Durch alte Städte thät ich wallen
> Und sah die hohen Münster an.
>
> Uhland.

Die Dunkelheit war schon stark hereingebrochen, als Heinrich von dem Herzog entlassen wurde. Er wählte die Fahrstraße zum Rückweg, mit elastischen Schritten trug ihn sein Fuß hinab. Dichte Wolkenstreifen zogen schwer und schwarz über den Himmel; wenn sie massenhafter gewesen wären, hätte man glauben können, es bilde sich, im Widerspruch mit der Jahreszeit, ein Gewitter; von Zeit zu Zeit brach der Mond, der mit ihnen kämpfte, durch den dünneren Rand hervor und goß ein zauberhaftes Licht auf den breiten Weg und leuchtete tief in den blätterlosen Buchenwald hinein. In der Seele des Wanderers war es freudenhell, und er eilte getrost durch die Schatten der Nacht hindurch. Als er nach Stuttgart kam, fand er noch alle Fenster im Adler erleuchtet, der Wirth kam ihm an der Treppe entgegen und rief: „Guten Abend, guten Abend! Ist alles glücklich abgelaufen? Haben Sie die Pfarrei bekommen? Ja, ja, ich gratulire! Ich lese die Antwort schon auf Ihrem vergnügten Gesicht! Kommen Sie nur, es ist noch Gesellschaft da, die lustigen Vögel von gestern Abend sitzen noch alle beisammen!" — Heinrich hatte Mühe, sich von ihm loszumachen, er lehnte die Einladung ab und ließ sich Erfrischungen auf's Zimmer

bringen; dann bestellte er Papier und Schreibzeug und schrieb tief in die Nacht hinein einen langen Brief an Lottchen, worin gar hohe Dinge und geheimnißvolle Andeutungen confus durcheinander liefen. Er erinnerte sie an alte Märchen, wo die einfache, in unscheinbarer Stille erzogene Unschuld plötzlich zu den höchsten Ehren gelangt, und wiederholte mehrmals, daß es keine weltliche Würde gebe, die ihrem innern Werthe gleichkommen könnte, Wendungen, welche vielleicht dazu dienen sollten, den Vater auf gewisse Ereignisse vorzubereiten, die ihm zu weit über seine Erwartungen hinaus gehen mochten, als daß sie ihm willkommen sein konnten.

Ein frischer, wenn gleich nicht ganz heiterer Morgen begrüßte unsern Freund, als er das Gasthaus verließ, um in Mustapha's Gesellschaft seine Reise anzutreten, die er, der Vorschrift des Herzogs gemäß, auf Umwegen auszuführen gesonnen war. Der sanfte Schritt des alten Pferdes stellte dieselbe in einen behaglichen Gegensatz zu dem Ritt nach Stuttgart, und Nachmittags trabte der Reiter fröhlich durch die Lustnauer Pappelallee in Tübingen ein, wo er sich's, nachdem er sein Pferd untergebracht hatte, zuerst angelegen sein ließ, ein Kneipchen aufzusuchen, das ihm freundliche Erinnerungen hinterlassen hatte. Von dort aus gedachte er in's „Stift" zu senden und seinen Freund Matthäus von seiner Anwesenheit benachrichtigen zu lassen, den einzigen seiner näheren Bekannten, den er noch in Tübingen zu finden hoffen konnte, einen alten Magister in den Dreißigen, der das Stipendium schon längst verlassen hatte und von einem Vicariat zum andern herumgezogen, zuletzt aber, als er gerade keine Unterkunft finden konnte, nach alter löblicher Sitte in den Freihafen der Anstalt zurückgekehrt war, wo er unsern jungen Freund als Stubengenossen kennen lernte und die Seniorenrechte väterlich gegen ihn geltend machte. Da derselbe als Gast und Ehrenbürger den Hausgesetzen nicht mehr so streng unterworfen war, so konnte ihn Heinrich für den ganzen Abend in Beschlag nehmen. Eben wollte er, den Mühlweg heruntergekommen, um die Ecke biegen, als ihm in schwarzer Kutte eine große breitschultrige Gestalt mit gebietenden,

fast wilden Zügen in den Weg trat; es war Niemand anderes als der Gesuchte, der einen Spaziergang vor's Neckarthor zu beabsichtigen schien.

„Ehrwürdiger Senior, sei mir gegrüßt!" rief ihn Heinrich an.

„Guten Tag, Fuchs, wo kommst her?" versetzte Matthäus mit so wenig Ueberraschung, als ob sie sich noch vor einer Stunde auf ihrer Stube Eisleben im Stift gesehen hätten. Unser Freund, der seine Weise kannte, ließ sich durch diesen scheinbar gleichgültigen Empfang nicht aus der Fassung bringen.

„Wo wollen wir hinstreben?" fuhr der Senior in ruhigem Geschäftstone fort, indem er unter dem Ziel dieses fraglichen Strebens ein Wirthshaus verstand, „geh'n wir zur Frau? sie ist am nächsten."

„Zu ihr wollt' ich dich citiren."

„Nun denn, vorwärts!"

Sie traten in das Haus, unser Freund begrüßte die „Frau", wie man sie lakonisch betitelte, und wurde als alter Stammgast mit gemüthlicher Anhänglichkeit aufgenommen, aber auch, wie dergleichen oft geschieht, mitten in der ersten Freude mit der Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen, eben erst der gelehrten Welt bekannt gewordenen Studiengenossen überrascht.

„Ach Gott! und was sagen denn Sie dazu?" rief sie. „So ein braver, solider, junger Mann! Der ist eben zu fleißig gewesen, was nicht gar oft vorkommt. Wie wird der Herr Lavater darüber betrübt sein! Ich kann ihn noch vor mir sehen," fuhr sie fort, indem sie die Augen trocknete, „wie er oft so tiefsinnig am Tische saß, und wenn er wieder lustig wurde und sein Lied sang — kann ich mich doch nicht darauf besinnen, wie hieß es nur?"

„Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht!"

recitirte Heinrich lächelnd.

„Genug jetzt von den Todten!" rief Matthäus, der sich

indessen in die Fensterecke vor den Tisch gepflanzt hatte, „Frau, eine Flasche ganz Guten! Setz' dich, Fuchs! Jetzt erzähl', was bist, was hast vor? Siehst ja höllisch leichtfertig und weltmännisch aus in deiner Pekesche, du aus der Kutte gekrochener Schmetterling! Ich vermisse zum Cavalier nur noch die Tressen auf dem Hut und, schier hätt' ich gesagt,

Und einen Klunker d'ran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles so nach advenant.

Da siehst du, daß ich noch in meinen alten Tagen beim Asmus französisch gelernt habe."

„Eine gute Schule!" versetzte Heinrich, welcher lachen mußte. „Doch erst deine Gesundheit!" Er griff nach dem Glase und stieß mit dem Freunde an, dessen neugierige Fragen er hierauf mit allerlei Spiegelfechtereien beantwortete, indem er vorgab, er sei als Leibriefe eines fremden Potentaten bei diesem schönen Wetter in's Gebirg geschickt, um dem Frühling entgegen zu reiten.

„Immer noch der alte Hansdampf!" sagte Matthäus trocken, „eine Frühlingsreise, während der Winter wieder kommt."

„Bitt' dich!"

„Ja, sieh nur, was der Himmel ein Professorsgesicht schneidet; er hat nichts Gutes vor. Bleib' du ein paar Tage hier sitzen, die Frau hat einen kostbaren Roswaager eingethan, der morgen angestochen wird —"

„Roswaager?" rief Heinrich, „dem sollt' ich's freilich zu Liebe thun! er ist jetzt ein halber Landsmann von mir."

„Wie das?"

Heinrich gab keine direkte Antwort, sondern kramte statistisch-geographische Notizen aus, worin sich mehrmals die Andeutung wiederholte, daß die beiden Nachbardörfer Roswaag und Illingen Gewächse liefern, die zu den edelsten im Lande gehören. Dann brach er ab und wandte sich an den Freund: „Nun berichte du mir, Matthäus, was du im Schilde führst. Wie lang willst du noch auf deinen Lor-

beern ruhen, darüber nachsinnen, die Menschheit zu ihrem ursprünglichen Naturzustande zurückzuführen, und indessen den Anfang damit machen, daß du deinen Füchsen die Biederkeit und edle Barbarei unsrer Vorfahren beibringst?"

„Ich bin dieser Lebensart satt," versetzte jener, „es ist ein trauriges Phänomen um so einen alten Stupendiaten; ich habe nachgerade drei Decennien auf dem Rücken und stehe in einer Epoche, wo der große Alexander mit gutem Gewissen sterben konnte. Nun lüstet's mich zwar nicht, die ganze weite Welt zu erobern, aber eine kleine Welt möcht' ich mir doch schaffen, die ich nach meiner Pfeife tanzen lassen könnte. Und dazu hab' ich nun einen Plan gefaßt: im Schwarzwald gibt's manche abgelegene Pfarreien, die zum Theil schlecht dotirt, zum Theil so einsam und traurig sind, daß auch dem ärmsten Schlucker nicht der Mund darnach wässert; unter diesen will ich mir die passabelste aussuchen — du weißt, ich bin nicht verwöhnt! Das Consistorium gibt mir sie von Herzen gern, und dann hab' ich einen Winkel, wo kein Hahn nach mir kräht, und wo ich meinen Grillen nach Herzenslust den Lauf lassen kann."

„Freilich, und den Rousseau einführen und mit den Zigeunern leben und deine Bauern zu Wilden machen, wenn sie's nicht schon sind, und deine Kinder — darauf reflektirst du doch? — ganz ad modum Emilii erziehen!"

„Ich will es nicht leugnen," versetzte Matthäus, „daß dieser Artikel auch in meiner Rechnung steht, ich bin ein alter Mensch und möchte ein eigen Haus haben, wenn's auch nur eine Baracke ist. Wir Kleinen müssen uns doch mit dem begnügen, was den Herren der Erde zu geringfügig ist."

So plauderten und tranken sie, mit jener Genügsamkeit der Freundschaft, die das Wiedersehen nach längerer oder kürzerer Trennung für die beste Würze der Unterhaltung nimmt. Heinrich nahm sich zwar zusammen, um nicht noch mehr herauszuplatzen, als ihm bereits widerfahren war; doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm im Laufe des fröhlich zugebrachten Abends Andeutungen entschlüpften, worunter

seinem Freunde wenigstens Eine so deutlich war, daß er anfing zu singen:

Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht.

Ziemlich spät suchte Heinrich seinen Gasthof, Matthäus begleitete ihn und blieb, seine Seniorenfreiheit über die Gebühr benützend, in seiner Gesellschaft, nachdem auch dort noch eine Flasche auf das gemeinsame Zimmer gebracht worden war, ein magisterliches Uebermaß, bei welchem der Herzog nicht Augenzeuge hätte sein dürfen.

Den nächsten Tag konnte unser Held nicht in der Frühe abreisen, einmal weil er sehr spät aufstand, und dann weil die „Frau" ihm zu Ehren schon Vormittags ihren Roswaager anzustechen sich anheischig gemacht hatte. Es war, wie Matthäus sich ausdrückte, der einzige Wein in allen Universitätskellern, den man würdig nennen durfte, den Valetbecher zu röthen. Dieser Valettrunk wurde ziemlich langwierig, und der Wein rechtfertigte das Prädicat, das Matthäus einem schwäbischen Sprichwort entnahm: er war zäh und zwar deßwegen, weil er sich nicht abbrechen ließ. Nachdem sich die beiden Freunde zum letzten und aber letzten Mal geletzt hatten, suchte Heinrich den Mustapha auf und ritt zum Neckarthor hinaus, Matthäus aber kehrte ins „Stupendium", wie er es nannte, zurück, wo den ehrwürdigen Veteranen seine drei Decennien nicht vor drei Noten schützten, die ihm ob abnoctationem coenamque et prandium neglecta sogleich angesagt wurden. Es ist, wie wir sehen werden, nicht das einzige Opfer, welches ihm das Schicksal für seinen Freund auferlegt hat: in Lagen, wo ein treues Herz vonnöthen ist, werden wir ihm wieder begegnen.

Heinrich entblößte, als er in der frischen Luft durch die Ebene ritt, das Haupt, um die Folgen von diesem Rückfall ins alte akademische Treiben verwehen zu lassen, der ihm doch für seine jetzige und künftige Stellung in der Welt nicht ganz zu passen schien. Auf der Höhe des Burgholzes angelangt, sah er die Alp vor sich liegen, an deren Fuße sich

chen mit einigen Obstbäumen schien hier nicht am rechten Platze zu sein. Ohne ein Wort weiter zu sagen, stieß der Wächter einen hölzernen Riegel auf und zog das Pferd, von dem er den Reiter abzusitzen genöthigt hatte, in den Stall, wo es von einem muthigen jungen Hengst mit drohenden Sätzen begrüßt wurde.

„Der ist nicht wie sein Herr," sagte der Wächter, und Mustapha mußte in einer andern Abtheilung mit der nicht courfähigen Gesellschaft einiger übrigens sehr schönen Kühe vorlieb nehmen."

Der Wächter öffnete vom Stall aus das große Scheunenthor und hieß den Fremden gerade durch die Scheune gehen, von wo er in's Haus gelangen werde; dann trat er den Rückzug an, Heinrich drückte ihm schnell ein Geldstück in die Hand, das denn doch angenommen und mit einem Lüften der Ledermütze erwidert wurde. Durch die Dunkelheit tappte er dann vorwärts, fand eine offene Thüre, kam in einen kleinen Hof, wo ein Brunnen stand, und hatte hier zwischen drei Eingängen in ein großes Haus und noch andern Thüren, die in Nebengebäude führten, zu wählen.

Aus einem von diesen sah er einen starken Rauch aufsteigen; es war ein niederes rundes thurmartiges Gebäude, und als er näher trat, glaubte er den altergrauen Rumpf einer Kapelle zu erkennen, mit einem ziemlich neuen Ziegeldach bedeckt. Er vernahm Menschenstimmen darin und beschloß, sich hier nach dem Wege zum regierenden Bürgermeister zu erkundigen. Wie er sich der Thüre näherte, hörte er eine Stimme halblaut sagen: „Jetzt! stoßt ihn aus in Christi Namen! Gott bewahr' uns und unser Haus!"

Verwundert und bang drückte Heinrich auf das Schloß und die Thüre sprang auf. Eine erstickende Hitze drang ihm entgegen; er erblickte einige Männer von großem Wuchs, in schmutzigen Wämmsern und grauen mit eisernen Haken vorgesteckten Schürzen; ihre rauhen Gesichter bekamen durch den Schein des Feuers einen wilden und beinahe furchtbaren Ausdruck, mit dem aber das Thun, in welchem der Fremde sie überraschte, einen seltsamen Widerspruch bildete: sie hatten

die Hände, die in ungeheuren Handschuhen ruhten, andächtig in einander gelegt und blickten wie in stillem Gebet vor sich nieder. Bei dem Eintritt des ungeladenen Zeugen wandten sich ihre Blicke finster und drohend gegen ihn, und Heinrich wollte schon verlegen zurücktreten, als die ihm zunächst stehende Gestalt, die ihm bisher den Rücken gewandt hatte, sich gegen ihn kehrte: es war der Bürgermeister. Die Miene des wackern Mannes nahm einen Ausdruck großer Ueberraschung an, und er war offenbar einen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte; ehe er aber auf den Ankömmling zugehen konnte, legte dieser seine Hände ebenfalls zusammen und blieb unbeweglich an der Thüre stehen. Der Bürgermeister nickte ihm sehr freundlich zu und behielt seine vorige Haltung.

Nun hatte unser Abenteurer Zeit zur Beobachtung; er gewahrte, daß die cyklopischen Männer um eine viereckige aus Backsteinen und großen Ziegeln fast bis an die Höhe des Gewölbes geführte Masse standen, durch deren Lücken der Schein eines mächtigen Feuers drang und aus der ein glühender Strom dampfend in den Boden schoß. Einer so großen Hitze ungewohnt, glaubte er sich in einem Vulcan zu befinden, er fühlte Flammen im Gesicht, und von seiner Stirne floß der Schweiß in dicken Tropfen herab. Endlich versiegte der Feuerstrom: die Gruppe der Betenden löste sich auf, und der Bürgermeister trat ihm mit einem herzlichen Willkommen entgegen. Heinrich bat um Entschuldigung, daß er ihn in einer, wie er sehe, jedenfalls wichtigen Beschäftigung gestört habe, und berichtete, wie er sammt seinem Rosse durch den Thorwart auf eine sehr unumständliche Weise hier einquartirt worden sei. Der Bürgermeister bezeugte seine lebhafte Freude darüber und rief sogleich nach einer Magd, der er Befehl gab, das Pferd zu versorgen. „Man sagt zwar," fügte er hinzu, „daß es Unheil bringe, wenn ein Fremder unerwartet zum Guß einer Glocke komme, aber es ist ein Aberglaube, und diesmal trifft's auf keinen Fall ein, denn ein Gesicht wie Ihr's kann kein Unheil bringen." — Damit schüttelte er ihm kräftig die Hand.

„Wie? eine Glocke ist hier gegossen worden?" rief unser

Freund neugierig und fragte sich im Stillen, ob wohl diese Verrichtung zu den Prärogativen eines Reutlinger Amtsbürgermeisters gehören möge. „Das ist mir sehr merkwürdig, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas sehe."

„Das glaub' ich gern!" sagte der Bürgermeister lachend, „es ist ein Zunftgeheimniß, zu welchem niemand zugelassen wird, und Sie verdanken dieses Recht nur dem Zufall, daß meine Gesellen die Thüre offen gelassen haben; durch's Vorderhaus hätten Sie nicht hereinkommen können. Jetzt müssen Sie aber der jungen Glocke zu Gevatter stehen und eins auf ihre Gesundheit trinken! Eigentlich ist es mit dem Taufen nicht so ernsthaft gemeint, das ist längst aus der Mode gekommen, und wir halten nur noch einen Umtrunk, wenn wir mit dem Guß zu Stande sind; doch haben die Gesellen diesmal zum Spaß der Glocke einen Namen gegeben — sie heißt Margareta, nach meiner Tochter, die so eben hier mit dem Weine kommt."

Heinrich wandte sich schnell und begrüßte eine reichsstädtische Schönheit, die auch einer andern Heimath Ehre gemacht haben würde und in ihrem knapp über der Brust anliegenden Wämmschen, langen Rock, mit einem Häubchen, dessen Flor wie lange schwarze Wimpern über die Augen fiel, und einer Granatenschnur um den Hals ganz allerliebst vor ihm stand. „Gretle, bring's dem Herrn Vetter!" rief der Bürgermeister, das schöne Mädchen schenkte aus einer zinnernen Flasche einen Becher von gleichem Metalle voll, setzte ihn einen Augenblick an die Lippen und reichte ihn dann mit einem verlegenen Knix dem Fremden, von dem er durch die Hände des Bürgermeisters zu den Gesellen wanderte.

Als die Ceremonie zu Ende war, wurde der Gast zwei ziemlich steile und enge Treppen hinauf, über einen mit Ziegeln gepflasterten Estrich, in ein getäfeltes Zimmer geführt, wo über dem altväterischen Kachelofen, den eichenen Tischen und an der Wand festgenagelten Bänken die heimlichste Behaglichkeit wohnte. Auf einer dieser Bänke wurde unsrem Helden sein Platz angewiesen. „Setzen Sie sich dort in die Ecke, in den Trutzwinkel," sagte der Bürgermeister: „da kann

man sich bequem anlehnen." — Heinrich befolgte diesen Rath, und alsbald wurden Erfrischungen vor ihm aufgetragen, welche sehr einfach waren und blos in Brod und dem eingekochten Saft von Birnen und Zwetschen bestanden; das Geschirr war sämmtlich von blankem Zinn. Die Gesellen kamen jetzt auch herauf, um den außergewöhnlichen Vespertrunk auf ihre anstrengende Arbeit fortzusetzen; sie nahmen nicht Platz, sondern schritten langsam und unbehilflich dem Ofen zu, wo sie, an Wandschränke angelehnt, stillschweigend den Becher unter sich kreisen ließen. Heinrich betrachtete erstaunt die herkulischen Gestalten. Mit besonderem Wohlgefallen aber verweilte er auf seinem Gastfreunde, den er daheim völlig verändert fand. So plump und eckig diese Gestalt in dem unpassenden Staatskleid erschienen war, so würdig nahm sie sich in der schlichten Handwerkstracht aus, und über dem bequemen Wamms ruhte ein silberhaariger Greisenkopf, dessen edle unschuldige Züge an jene von der Frömmigkeit entworfenen Bilder der Erzväter mahnten.

Nicht lang, so wurde ein Glöckchen vor dem Fenster angezogen. „Ah, da kommt der Gevatter Syndikus!" sagte der Bürgermeister. „Sie werden es nicht übel aufnehmen, daß ich ihn gebeten habe, Ihnen Gesellschaft zu leisten; die gelehrten Herren werden sich unter uns unwissenden Leuten doch besser befinden, wenn sie zu zweien sind."

Die Thüre ging auf, und der Genannte trat ein, von einer Magd mit einer Laterne begleitet. Er war ein stattlicher Mann, den die Gelehrsamkeit nicht gehindert hatte ziemlich beleibt zu werden, während sie sich mit ein paar tiefen Falten im Gesichte begnügt zu haben schien; Perrücke und Degen gaben ihm einen feierlichen Anstand. Er wurde vom Bürgermeister als Herr Gevatter und von Gretchen als Herr „Döte" begrüßt, wandte sich jedoch sogleich zu dem Fremden und redete ihn lateinisch an. Heinrich rief zu den Geistern Cicero's und Quintilian's, denn er sah, daß er von seinen Wirthen neugierig beobachtet wurde. Der gute Bürgermeister aber hörte seelenvergnügt auf die gelehrte Spiegelfechterei, stieß einmal über's andere den jungen Gast an und

flüsterte: „Er macht sein Sächlein gut, mein Gevatter; ja, der hat was gelernt."

„Wisset Ihr eine Neuigkeit, Herr Gevatter?" begann der Syndikus deutsch. „Im Wildpark bei Urach sind vergangene Nacht zwölf Futterhütten auf einmal abgebrannt; es ist ein großer Lärm, aber der Thäter hat keine Spur hinterlassen, und ich zweifle, ob man ihn entdecken wird."

„Den verräth keiner!" sagte der Bürgermeister.

„Hat man dort so große Ursachen zum Unwillen?" fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!" erwiderte jener. „Zu tausenden geht das Wild zwischen den Uracher Bergen herum und läßt keinen Halm aufkommen. Sie wagen sich auch auf unser Gebiet, aber wir schießen sie brav weg," setzte er mit republikanischem Stolze hinzu.

Gretchen trat zu ihrem Vater und sagte ihm etwas in's Ohr. „Wenns dem Herrn Vetter gefällig wäre," unterbrach sich dieser, „das Essen ist fertig!" — Nun wurde schnell der Tisch gedeckt, der Syndikus nahm unter vielen Complimenten und Weigerungen seinen Platz an Heinrichs Seite ein, die Gesellen und eine alte Magd gehörten ebenfalls zur Tischgenossenschaft und setzten sich herbei. Heinrich, dem schon zuvor jene vertrauliche Benennung aufgefallen war, wandte sich an das ihm so unvermuthet zu Theil gewordene Bäschen mit der Bitte, ihm zu erklären, wie er zu der Ehre komme, ihr Vetter zu sein? Gretchen sah ihren Vater verlegen lächelnd an, aber Heinrich hatte seine Frage bald zu bereuen, denn das rechtsgelehrte Mitglied des reichsstädtischen Magistrats nahm mit einem: „Das will ich Ihnen gleich sagen!" das Wort, erkundigte sich genau nach seinen Familienverhältnissen und entwickelte nun eine genealogische Abhandlung, so lang wie das Tischtuch, in Folge deren unser Held erfuhr, daß er durch ein Glied dieser Familie, welches vor fünfzig Jahren im Auslande, das heißt in Württemberg, Pfarrer geworden war und eine Stieftochter hinterlassen hatte, die den Schwager eines Geschwisterkindes seiner Großmutter geheirathet, wirklich und förmlich ein Verwandter des Hauses

geworden sei. Er mußte auf dieses freudige Ergebniß anstoßen; um die Unterhaltung auf einen andern Punkt zu lenken, ertheilte er dem Wein einige Lobsprüche, obgleich er ihn bis jetzt, ohne seinem Geschmack eine eigentliche Aufmerksamkeit zu erweisen, also, wie man sagt, ohne Verstand getrunken hatte; ein unglücklicher Einfall, der ihn vom Regen in die Traufe brachte.

„Sie finden also unsern Wein doch nicht so schlecht, wie man ihn in Stuttgart machen will?" rief der Bürgermeister.

„Ist es Reutlinger Wein?" fragte Heinrich und erwachte, indem er nach dem Glase griff, aus seiner Zerstreuung. „Wahrhaftig, ich habe ihn für Unterländer getrunken."

Dem Bürgermeister that dieser schmeichelhafte Ausspruch in allen Gliedern wohl. „Da sieht man doch, wer's mit der Wahrheit hält!" rief er triumphirend, indem er seinem Gaste das Glas bis an den Rand vollschenkte. „Sie haben gewiß keinen schlechten Geschmack und lassen's doch gelten, daß an der Achalm auch mitunter ein gutes Tröpflein wächst."

„Mehercle!" rief der Syndikus, der indessen dem Becher tüchtig zugesprochen hatte. „Es ist horribile dictu, welche calumniae über unsere Gottesgabe in Württemberg verbreitet werden, wo man sogar ohne zu erubesciren behauptet, bei unsern Herbstfestivitäten fallen viele calamitates vor, indem die unvorsichtige Jugend oft Traubenbeeren in die Pistolen lade und mit diesen ob eximiam duritiem gleichwie mit Kugeln einem und dem andern Menschen lethale Verletzungen beibringe."

„Letzten Herbst," nahm der Bürgermeister das Wort, „war einer von Stuttgart hier zu Besuch; der betrank sich dergestalt, daß er sich Nachts statt in's Bett über eine Truhe legte, auf welcher Trauben gespreitet waren. Der Unflath behauptete nachher, er habe blaue Mäler am ganzen Leibe bekommen und die Trauben seien hart geblieben; aber es ist nicht wahr; die Trauben waren alle zerquetscht, und der Saft schwamm auf dem Boden herum."

„Das Aergste," sagte unser Freund unvorsichtig, „was der Volkswitz über Ihren Wein aufgebracht hat, ist die Geschichte vom Prinzen Eugen."

„Die kenn' ich nicht!" versetzte der Bürgermeister.

„Ich bin begierig!" rief der Syndikus.

„Prinz Eugen soll nicht lang nach Beendigung seines türkischen Feldzuges eine Reise durch Süddeutschland gemacht haben und bei dieser Gelegenheit nach Reutlingen gekommen sein. Der Magistrat, um die glorreichen Verdienste des Helden zu feiern, sei ihm in Procession entgegengezogen und habe ihm einen silbernen Becher voll Weins zum Willkomm geboten. Prinz Eugen habe einen guten Schluck davon genommen, ihn aber mit einem sauren Gesicht wieder abgesetzt und geschworen, lieber möchte er Belgrad noch einmal erobern, als einen ganzen Becher dieses Weins austrinken."

Der junge Mann kannte die Luft nicht hinlänglich, in der er sich befand; diese Art, ein leichtes Spiel mit Localspäßen zu treiben und einen heitern Witz selbst an dem Gegner anzuerkennen, fand hier keinen Anklang, und er bemerkte mit einigem Schrecken, daß er, wie man sagt, in ein Wespennest gestochen hatte. Es entstand eine Aufregung an dem Tische; die Gesellen murmelten drohend durch einander, Jungfer Gretchen riß hastig ihre Florhaube herab und setzte sie langsam wieder auf; die beiden alten Herren schienen sich miteinander zu streiten, wer zuerst das Wort haben sollte, bis es dem Syndikus gelang, den sonnenklaren Beweis zu führen, daß besagtes Geschichtchen ein inane commentum, ein schlecht ersonnenes Machwerk sei, „sintemal und alldieweilen Eugenius princeps gar nie allhier gewesen, in welchem Fall," fügte er hinzu, „doch auch unsre Annales eines so memorablen Ereignisses gedenken müßten, als welches sie jedoch unterlassen — silentium omnium scriptorum — wiewohlen der große Eugenius sich gar nicht hätte schämen dürfen, eine Stadt zu besuchen und ihre Hospitalität zu genießen, quam multi visere principes atque imperatores dignavere! Fürsten und Kaiser haben uns besucht, von den Hohenstaufen an, qui moenia nobis et civitatem dedere, bis auf

den glorwürdigen Maximilianum herab, wie solches mein Vater selig in seiner umständlichen Relation de Reformatione der Stadt Reutlingen amplius berichtet."

Während der Syndikus Athem schöpfte, brach nun auch der Bürgermeister los und sagte seine Meinung auf gut deutsch, so daß der betretene Gast, der sich halb als Mitschuldigen behandelt sah, nichts Besseres zu thun wußte, als dem Weine seines beleidigten Wirthes thätliche Abbitte zu leisten, was seine Freunde in Kurzem vollkommen mit ihm aussöhnte. Aber je mehr er trank, desto mehr wurde ihm zugesprochen, und da er sich gegen diese Nöthigungen bereitwillig erwies, so wird wohl von dem aufrichtigen Gemüthe unseres Freundes angenommen werden dürfen, er habe dem Weine des Bürgermeisters nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dieser, der schon einige Zeit mit einer Frage gekämpft hatte, sprach die Hoffnung aus, sein Gast werde ihm das Vergnügen auf mehrere Tage schenken. Heinrich erwiderte, seine Geschäfte versetzen ihn in die unerwünschte Nothwendigkeit, schon morgen mit dem Frühesten einem so gastfreundlichen Hause Valet zu sagen. Gegen diese Nothwendigkeit wurden bescheidene Zweifel erhoben, bis der junge Mann endlich mit dem offenen Geständniß herausrückte, es sei ein Auftrag seines durchlauchtigsten Herzogs, der es ihm möglich gemacht habe, den versprochenen Besuch in Reutlingen so bald abzustatten, ihn aber zugleich zwinge, seine Reise schleunigst fortzusetzen. Als ihm der Bürgermeister mit einer liebenswürdigen Neugierde auf mancherlei Umwegen das Ziel dieser Reise abzufragen suchte, fügte er hinzu, sein Weg gehe zunächst über die Alp, und er werde bei dieser Gelegenheit Ulm berühren.

Ein Abgesandter des Herzogs von Württemberg! und gar vollends an eine Reichsstadt wie Ulm? — Seine republikanischen Freunde schauten hoch auf, und er mußte, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich versichern, daß der Auftrag des Herzogs nicht an den Rath von Ulm laute, während er innerlich darüber betreten war, etwas von seinem Geheimniß verrathen zu haben.

„Ja, die Ulmer!“ rief der Bürgermeister im Tone der Bewunderung.

Possis nihil urbe Ulma
Visere majus!

setzte der Syndikus hinzu.

„Das ist eine reiche, hoffärtige Stadt!“ sagte der Bürgermeister: „die hat's weit gebracht. Wir leiden freilich immer noch unter den Nachwehen des schrecklichen Brandes, der uns vor fünfzig Jahren unsere Stadt in die Asche gelegt hat; aber mit Ulm haben wir uns doch nie messen können. Dort geht's vornehm her!“

„Und im Rath,“ sagte der Syndikus, „sitzen lauter Patricii, lauter Studirte.“

„Nicht wahr, so sollt's hier auch sein?“ rief der Bürgermeister lachend: „das will dem Herrn Gevatter nicht hinunter, daß er der einzige ist.“

„Im Gegentheil,“ sagte Heinrich, „ich sollte denken, es wäre angenehm, keinen Nebenbuhler zu haben.“

„Meinen Sie wegen der gelehrten Pfiffe?“ sagte der Consul: „ja, was die betrifft, da wird er mit uns nicht fertig, mein Herr Gevatter! Wenn er aus seinem Korbsjuris etwas durchsetzen will, stoßt er manchmal an unsrer Unwissenheit an, denn wir kümmern uns nicht um die Flausen, wir gehen den Weg, den unsre ungelehrten Väter vor uns gegangen sind, und das ist gewöhnlich der richtige.“

„Sachte, Herr Gevatter!“ rief der Syndikus mit scherzhaftem Zorn: „wenn Ihr gegen mich rebellirt, so bring' ich die Sache vor den großen Rath — vota majora dolent!“ setzte er lachend gegen Heinrich hinzu — „und wenn ich's da nicht durchfechte, so hetz' ich Euch eine Volksversammlung auf den Hals.“

„Gott bewahr' uns!“ rief der Bürgermeister, mit den Händen abwehrend.

Unser Freund erhielt auf seine Fragen von dem Syndikus weitläufigen Bescheid über die Verfassung der freien Stadt, worin ihm ein seltenes Beispiel der reinsten Demokratie ent=

gegentrat. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Räthsel gelöst: er erfuhr, sein regierender Gastfreund sei zugleich Glockengießermeister, und versäumte nicht, diesem alten ritterlichen Handwerk ein volles Glas darzubringen.

Die Uhr vom nahen Thurme schlug mit mächtigen Tönen Acht. Jetzt erhob sich der Syndikus und nahm einen umständlichen Abzug, der Bürgermeister begann nach einigen vergeblichen Gegenanstrengungen zu gähnen und ließ den Kopf sinken, und Heinrich sah diese Signale frühen Zubettegehens mit Grauen an. Die Gesellen hatten sich nach und nach entfernt, nur einer saß noch halbschlafend hinter dem Ofen. Gretchen war sitzen geblieben und hatte dem Gespräche aufmerksam zugehört; jetzt zündete sie eine Laterne an, nahm ein Spinnrädchen aus der Ecke und machte Anstalt, sich zu entfernen. „In den Karz," erwiderte sie auf die Frage des Gastes.

„O, wer mitdürfte!" rief dieser.

„Wenn Sie mitgehen wollen," sagte der Bürgermeister, sich ermunternd, „so werden Sie willkommen sein, meine Verwandten werden sich's zur Ehre schätzen; Gretle, nimm den Herrn Vetter mit."

„Kommen Sie," sagte Gretchen, „aber können Sie auch spinnen?"

„Nein!" rief Heinrich lachend, „aber ich will Ihnen das Rädchen tragen."

„So kommen Sie in Gottes Namen! — Soll ich das Thürle für Ihn offen lassen?" fragte sie den Gesellen, indem sie am Ofen vorbeistreifte.

„Wenn Sie so gut sein will, Jungfer."

Gretchen ging voraus, und Heinrich mußte ihr durch die Scheune folgen. Er wollte ihr das Rädchen abnehmen, aber sie lachte und gab's nicht zu. Durch einen Knäul von schmalen Winkelgäßchen gingen sie jetzt in die Kreuz und Quer, bis sie zur Stadtmauer gelangten und ein Hauptthor mit hohem Thurme vor sich sahen. Innerhalb des von außen geschlossenen Thores öffnete Gretchen eine Nebenthüre, winkte ihrem Begleiter und stieg an seiner Seite eine Wendeltreppe hin-

„Ja, die Ulmer!“ rief der Bürgermeister im Tone der Bewunderung.

Possis nihil urbe Ulma
Visere majus!

setzte der Syndikus hinzu.

„Das ist eine reiche, hoffärtige Stadt!“ sagte der Bürgermeister: „die hat's weit gebracht. Wir leiden freilich immer noch unter den Nachwehen des schrecklichen Brandes, der uns vor fünfzig Jahren unsere Stadt in die Asche gelegt hat; aber mit Ulm haben wir uns doch nie messen können. Dort geht's vornehm her!“

„Und im Rath,“ sagte der Syndikus, „sitzen lauter Patricii, lauter Studirte.“

„Nicht wahr, so sollt's hier auch sein?“ rief der Bürgermeister lachend: „das will dem Herrn Gevatter nicht hinunter, daß er der einzige ist.“

„Im Gegentheil,“ sagte Heinrich, „ich sollte denken, es wäre angenehm, keinen Nebenbuhler zu haben.“

„Meinen Sie wegen der gelehrten Pfiffe?“ sagte der Consul: „ja, was die betrifft, da wird er mit uns nicht fertig, mein Herr Gevatter! Wenn er aus seinem Korbsjuris etwas durchsetzen will, stoßt er manchmal an unsrer Unwissenheit an, denn wir kümmern uns nicht um die Flausen, wir gehen den Weg, den unsre ungelehrten Väter vor uns gegangen sind, und das ist gewöhnlich der richtige.“

„Sachte, Herr Gevatter!“ rief der Syndikus mit scherzhaftem Zorn: „wenn Ihr gegen mich rebellirt, so bring' ich die Sache vor den großen Rath — vota majora dolent!“ setzte er lachend gegen Heinrich hinzu — „und wenn ich's da nicht durchfechte, so hetz' ich Euch eine Volksversammlung auf den Hals.“

„Gott bewahr' uns!“ rief der Bürgermeister, mit den Händen abwehrend.

Unser Freund erhielt auf seine Fragen von dem Syndikus weitläufigen Bescheid über die Verfassung der freien Stadt, worin ihm ein seltenes Beispiel der reinsten Demokratie ent-

gegentrat. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Räthsel gelöst: er erfuhr, sein regierender Gastfreund sei zugleich Glockengießermeister, und versäumte nicht, diesem alten ritterlichen Handwerk ein volles Glas darzubringen.

Die Uhr vom nahen Thurme schlug mit mächtigen Tönen Acht. Jetzt erhob sich der Syndikus und nahm einen umständlichen Abzug, der Bürgermeister begann nach einigen vergeblichen Gegenanstrengungen zu gähnen und ließ den Kopf sinken, und Heinrich sah diese Signale frühen Zubettegehens mit Grauen an. Die Gesellen hatten sich nach und nach entfernt, nur einer saß noch halbschlafend hinter dem Ofen. Gretchen war sitzen geblieben und hatte dem Gespräche aufmerksam zugehört; jetzt zündete sie eine Laterne an, nahm ein Spinnrädchen aus der Ecke und machte Anstalt, sich zu entfernen. „In den Karz," erwiderte sie auf die Frage des Gastes.

„O, wer mitdürfte!" rief dieser.

„Wenn Sie mitgehen wollen," sagte der Bürgermeister, sich ermunternd, „so werden Sie willkommen sein, meine Verwandten werden sich's zur Ehre schätzen; Gretle, nimm den Herrn Vetter mit."

„Kommen Sie," sagte Gretchen, „aber können Sie auch spinnen?"

„Nein!" rief Heinrich lachend, „aber ich will Ihnen das Rädchen tragen."

„So kommen Sie in Gottes Namen! — Soll ich das Thürle für Ihn offen lassen?" fragte sie den Gesellen, indem sie am Ofen vorbeistreifte.

„Wenn Sie so gut sein will, Jungfer."

Gretchen ging voraus, und Heinrich mußte ihr durch die Scheune folgen. Er wollte ihr das Rädchen abnehmen, aber sie lachte und gab's nicht zu. Durch einen Knäul von schmalen Winkelgäßchen gingen sie jetzt in die Kreuz und Quer, bis sie zur Stadtmauer gelangten und ein Hauptthor mit hohem Thurme vor sich sahen. Innerhalb des von außen geschlossenen Thores öffnete Gretchen eine Nebenthüre, winkte ihrem Begleiter und stieg an seiner Seite eine Wendeltreppe hin-

auf; er folgte wie verzaubert in einer süßen abenteuerlichen Träumerei. Sie verließen die Treppe, die in den Thurm emporführte, und betraten einige Seitenstufen, an deren Ende sie wieder auf eine Thüre stießen, die nur angelehnt war. Sie gingen hindurch, und mit einem Ausruf der Verwunderung blieb Heinrich stehen; er sah sich in einem schmalen, ausgetretenen und unebenen Gang, der auf der einen Seite offen und mit einer hölzernen Brüstung versehen war. Die Laterne warf ein ungewisses Licht den Gang hinauf, aber in der Ferne waren einzelne erhellte Stellen zu sehen, wo der Mond durch die Lucken hereinschien, die steinernen Platten des Bodens und die Brustwehr beleuchtend.

„Wir sind auf der Mauer," sagte das Mädchen: „kommen Sie nur."

Der Gang führte in regelmäßigen Strecken durch kleinere Thürme und Thürmchen, welche sich über die Mauer erhoben. Man sah, daß die Stadt in früheren Zeiten für wohlverwahrt hatte gelten dürfen; die kleinern Schießlöcher waren dicht an einander gereiht und alle paar Schritte von einem größern unterbrochen, das für Hakenbüchsen und ähnliche schwere Feuergewehre diente; an den Thoren und in den Mauerthürmen befanden sich große Oeffnungen für das grobe Geschütz. Die Mauer war nicht nur zum Schutze der Vertheidiger auf der Feldseite erhöht, sondern auch gegen Wind und Wetter mit einem Dach versehen, in dessen Sparrenwerk die Laterne seltsame Schlaglichter warf.

„Hier können Sie beide Augen voll nehmen!" rief das Mädchen dem Jüngling zu, der schon mehrmals durch die Lucken hinauszuspähen versucht hatte, und führte ihn vor eine weite Schießscharte, vor welcher eine alte Feldschlange lag. Die Oeffnung war so tief, daß er mit halbem Leib hineinschlüpfen mußte. Aber er fand sich reichlich für seine Mühe belohnt: im klarsten Mondlicht, in nächster Nähe, wie in einem engen Rahmen, lag das Gebirge vor ihm, von einem Berg, von einer Felsplatte zur andern konnte er mit dem Auge springen und trunken auf den Höhen verweilen, wo jetzt die Geister der Nacht in kühler Ruhe sich ergehen mochten.

„Wie heißt der schöne Berg mit dem zerfallenen Thurm, der da gerade vor mir liegt? Ach, ich weiß schon, es ist ja die Achalm!“

„Die ist es,“ sagte Gretchen, durch eine andere Lucke schauend.

„Heran! sie kommen, die Grafen und Ritter!“ rief der Jüngling mit dichterischem Feuer: „Fahnen, Speere und Helmbüsche schwanken aus dem Schloßthor und neigen sich den Berg herab. Hört ihr die Trompeten klingen, die Rosse wiehern? Sie stürmen an, Muth, ihr tapfern Bürger, werft die Leitern um, wehrt ab, jeder Pfeil einen Mann! Seht ihr? sie stürzen, sie weichen! fallt aus, stürmt nach! Sieg ist die Losung, Sieg und der Kaiser!“

Er sah nach der Jungfrau zurück, die sich mit scheuem Lächeln auf ihr Spinngeräth lehnte. „Haben Sie Furcht?“ fragte er, indem er auf den Boden sprang und ihr die Hand entgegenstreckte: „Ruhig! ich biete Frieden im Namen Württembergs.“

Sie hob schnell eine Fallthüre auf und stieg eine morsche Treppe hinab; er konnte ihr kaum folgen. Unten war wieder eine Thüre, die sie mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten hinaus und waren außerhalb der Stadt. Der Thurm, aus dem sie kamen, tauchte sich unmittelbar, den Zwinger unterbrechend, in den Wassergraben, der die Ringmauer umgab; ein schmaler Steg, von zwei Balken gebildet und ohne Geländer, führte hinüber. „Das ist unser Weg, wenn wir bei Nacht aus der Stadt gehen,“ sagte Gretchen: „wir haben den einzigen Schlüssel dazu. Durch diese Ausfallpforte,“ fuhr sie fort, indem sie die Thüre vorsichtig anlehnte, „haben einmal die Bürger einen Ausfall gemacht und den Herzog Ulrich bei St. Leonhard draußen geschlagen.“

„Den Grafen Ulrich!“ rief der junge Mann lachend: „das ist ein Irrthum, gutes Kind, der Herzog war es vielmehr, der euch diese Schlappe wieder heimgab und die Stadt auf ein paar Monate gut württembergisch machte.“

Gretchen ging voran, ohne zu antworten; die schlanke Gestalt schwebte luftig über dem Graben, wo zwischen Schilf

und grünen Wasserpflanzen das Mondlicht auf dem halbversteckten Spiegel blinkte. Als Heinrich bis in die Mitte der unzuverlässigen Brücke gekommen war, fing diese heftig an zu schwanken.

„O weh, was ist das?" rief er aus.

„Haben Sie Angst?" fragte Gretchen, ohne den Kopf umzuwenden.

Er lachte und fing nun seinerseits ebenfalls aus Leibeskräften zu schwanken an.

Das Mädchen that einen Schrei und eilte leichtfüßig hinüber. „Jetzt ist der Herzog von Württemberg in der Klemme!" rief sie drüben mit hellem Lachen.

Heinrich, der beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, nahm sich zusammen und kam glücklich hinüber; der Steg endete an einer Treppe, die über die Grabenmauer in's Freie führte. Gretchen war schelmisch entflohen, und er eilte ihr längs der Mauerbrüstung nach.

„Still! Was rauscht so?" fragte er.

„Das ist die Echaz, die dort hinten vorüberfließt."

Sie gingen auf ein Gartenthor zu, durch welches sie in ein stattliches Haus gelangten. Die Treppe war durch viele Fenster hell vom Mond beschienen, der Estrich mit bunten Ziegeln ausgepflastert. Gretchen wies auf eine Thüre, Heinrich trat vor und klopfte an.

„Jesus!" rief das Mädchen: „was machen Sie?"

„Was ist es denn?" fragte er erschrocken.

„Wer wird denn anklopfen? Bei Nacht klopfen nur die Hexen an!"

Er blieb verlegen stehen, denn er hörte ein ängstliches Geflüster im Zimmer; endlich öffnete er die Thüre und schob das zaudernde Mädchen rasch hinein.

„Du bist's, Gretle? Was machst du denn für Dummheiten?" riefen einige Stimmen durch einander, welche bei dem Anblick des Fremden schreckenvoll verstummten.

Gretchen lief auf zwei blonde Mädchen zu, welche an ihren Spinnrädern saßen, und unterhandelte flüsternd mit ihnen; den Inhalt des Gesprächs konnte Heinrich aus ihrem

lebhaften Kichern errathen. Es dauerte einige Zeit, bis auf einen so verwirrenden Eintritt eine gesellige Unterhaltung zu Stande kam; ein alter „Herr Vetter", ein vielgereister und witziger Kopf, der bald nach den Beiden eingetreten war (denn die Gesellschaft vermehrte sich allmählig), trug am meisten dazu bei, ein zusammenhängendes Gespräch in Gang zu bringen und dem Gaste die Honneurs zu machen. Diesem wurde mit so gastfreundlichem Eifer zugesprochen, daß er sich ordentlich seines Leibes und Lebens wehren mußte. Zuletzt kam noch der junge Gesell, für welchen Gretchen die Ausfallpforte offen gelassen, und Heinrich errieth aus den Neckereien, die sich die ganze Spinnstube gegen das Pärchen erlaubte, ein öffentliches Geheimniß, wodurch er erst recht behaglich gestimmt wurde, indem er sein eigenes Glück an den Strahlen des fremden sonnte. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, ein Scherz folgte auf den andern. Gretchen ersann für ihren Gast einen solchen in Bezug auf seine vorhabende Reise und gab ihm auf, die Worte: „'S liegt e Klötzle Blei glei bei Blaubeuren," und „Auf der Ulmer Bruck' liegt e blauer Ulmer Ermel" in schneller Wiederholung herzusagen, welches Pensum, da er sich jedesmal in den Buchstaben verwirrte und stecken blieb, der Gesellschaft und ihm selbst großen Spaß machte. Er fand übrigens die Mädchen reichlich mit Mutterwitz begabt; dabei hatte er auf ihre Sprache Acht und überzeugte sich, daß jene in Stuttgart gegen den Bürgermeister gerichtete Neckerei ihren guten Grund hatte; sie sprachen wirklich das R vor gewissen Consonanten nicht aus, während sie es vor andern scharf und hell hören ließen. Die eigensinnige Assimilation wurde zu seiner Belustigung mehrmals an Gretchens „Latännle" ausgeübt.

Inzwischen nahm das Gespräch eine Wendung, welche von dem abenteuerlichen Eintreten unsres Helden herrührte; es wurden Hexengeschichten erzählt, und er erfuhr aus dem Zusammenhang, daß in Reutlingen kein sittlicher Mensch Abends an die Thüren klopfe. Nach diesen Erzählungen zu urtheilen, mußte das ganze Weichbild der guten Stadt voll von Hexen und Teufelsbannern sein.

Von den Hexen kam man auf die Geister, und Gretchen wurde aufgefordert, dem Vetter eine Sage von dem benachbarten Ursulenberge zum Besten zu geben. Sie sträubte sich einige Zeit; endlich gab sie nach, vielfach erröthend und stockend, aber allmählig gerieth sie in einen herzhaften Redefluß.

„Es werden nicht ganz hundert Jahre sein," begann sie, „daß in Pfullingen droben ein junger Bursche lebte, hübsch, wie Milch und Blut, und von Betragen nicht wie die andern seines Alters, sondern still und sonderlich. Den Mädchen gefiel er um so mehr, je weniger er mit ihnen machte, und manche nahm ihren Weg so, daß sie ihm begegnete. Inzwischen gedachte ihn seine Mutter — hätt' fast gesagt, unter die Haube zu bringen, und wählte ihm eine aus, die weder gut noch schlimm, weder warm noch kalt war; die andern hießen sie die langweilige Lise. Der Frieder aber nahm das so hin und verzog das Gesicht nicht dabei, hätt' auch wahrscheinlich einträglich mit ihr gehaust bis an sein seliges Ende, wenn nicht unvermuthet etwas dazwischen gekommen wäre. Denn als er eines Abends Holz fällte allein auf dem Berge, da trat ein Fräulein zu ihm von seltsamer Schönheit, daß ihm's ganz anders wurde; sie sah freilich nicht aus wie seine Lise, noch wie eines der Mädchen im Dorf. Die sprach zu ihm, sie sei das Bergfräulein, und der Berg sei nach ihrem Namen geheißen, er solle sich nicht fürchten und mit ihr kommen. Der Frieder faßt sich ein Herz, und so führt sie ihn durch den Schacht, den man heut noch sehen kann, tief in den Berg hinein. Da war eine Herrlichkeit, lauter Krystall, Gold und Edelsteine. Drauf gab sie ihm zu essen und zu trinken, setzte sich zu ihm und hub an zu erzählen. Sie sei ein verwünschter Geist, sagte sie, aber er solle nichts Böses von ihr denken. Vor mehr als tausend Jahren sei hier ein großes Schloß gestanden, und darin habe sie geherrscht als der einzige Sproß von einem alten Königshause. Da seien ihre bösen Vettern gekommen und haben sie verzaubert und verwünscht, das Schloß sei versunken in den Berg, und in diesem Augenblick habe sie nur noch Zeit gehabt, eine Eichel in den

Boden zu treten und ihren Segen darüber zu murmeln. Und diese Eichel, sprach sie weiter, wuchs nach und nach auf und ward zur großen Eiche, und ich beschützte sie, daß jeder, der ihr nahe kam, ein wunderbares Grausen fühlte. Der Baum war uralt, und ich war müde, da hab' ich's deinem Vater verstattet, daß er ihn umhieb (denn der Mann gefiel mir) und zur Wiege für dich machte. Du bist in meinem Baume gewiegt worden und hast die Kraft überkommen, mich zu erlösen; das versprich mir. — Der Frieder aber, als er ihr einmal in die Augen geguckt hatte, da mußte er Ja sagen, und wenn's um seine Seele gegangen wäre. Nun unterwies sie ihn: dreimal müsse er zu ihr in den Berg kommen, um sie zu küssen, und jedesmal werde sie ihm in einer schrecklicheren Gestalt erscheinen, absonderlich das dritte Mal; aber er solle sich nicht entsetzen, es werde ihm kein Leid geschehen, und gleich nach dem Kusse werde sie ihr menschlich Wesen wieder haben. Inzwischen solle er sich bedenken, bis es an der Zeit sei, und häufig bei ihr einsprechen. Damit nannte sie ihm die Tage, wo sie in ihrer menschlichen Gestalt zu sehen sei, und geleitete ihn aus dem Berg. Beim Abschied sah sie ihm liebreich in's Auge, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: Noch eins muß ich dir sagen, das ich dir lieber verschwiege, aber es ist nicht meine Schuld: darum, daß du mich gesehen hast, mußt du sterben über ein Jahr, ob du mich erlösest oder nicht; so laß nun diese Zeit, die du auf keine Weise verlängern kannst, zu meinem Heil gereichen. — Dabei bat sie ihn so beweglich, daß er ihr's mit Thränen in den Augen versprach. Der Frieder kam nach Hause, und war er vorher still gewesen, so war er jetzt ganz in sich gekehrt und sprach fast mit keinem Menschen mehr. Nach und nach fiel das den Leuten auf: noch mehr aber fiel es auf, daß er so oft allein auf dem Berge war. Wenn er aber mit den Andern Holz herunter führte, da war es wunderbar zu sehen, wie man die andern Wagen an dem jähen Berge so mühselig sperren mußte, während der Frieder den seinen, der doch der schwerste war, ganz leicht herunterbrachte, ohne einen Radschuh einzulegen; ja, seine Thiere mußten noch ziehen, wenn die andern

kaum halten konnten, denn eine geheime Gewalt stellte ihm die Räder. Nach und nach wurde die Sache ruchbar, und der Frieder selbst machte zuletzt kein Geheimniß mehr daraus; die Andern sahen's beim Herunterfahren oft mit an, wie sein Arm in der Luft lag, als ob er um einen Hals geschlungen wäre, und dabei konnte er ausrufen: Seht ihr denn nicht, wie schön sie ist? Auch hörten sie ihn mit ihr reden, und manche gab's, die schwuren Stein und Bein, sie hätten sie antworten hören; aber von keinem ward sie gesehen. Das Ding machte viel zu reden, so daß der Lis' zuletzt die lange Weile verging; man sah sie mehr weinen als gähnen, und Frieder's Mutter wurde ebenfalls voll Angst, um so mehr, als er mittlerweile zwei Küsse gewagt hatte, wobei ihm der Geist in gar zu ungeheurer Gestalt erschienen sein muß, denn er kam beidemal ganz verstört zurück. Als es nun zum dritten ging, da liefen die Weiber zum Pfarrer, und der ließ den Frieder kommen und vermahnte und bedräute ihn lange Zeit vergebens; als aber alle in ihn hineinredeten, da blieb er seiner zuletzt nicht Meister und versprach dem Pfarrer mit einem theuren Eid, er wolle nicht mehr hinaufgehen zum Fräulein. Die aber sah man von nun an jeden Abend auf dem Berge sitzen und mit einem weißen Schleier winken, bis daß der Tag vorüber war, an dem er den dritten Kuß hätte bestehen sollen; dann verschwand sie. Der Frieder aber war tiefsinnig und stumm, und die Reue wollt' ihm das Herz abdrücken, aber nun war's zu spät. Seine Mutter drang in ihn, mit der Lise Hochzeit zu machen, und er willigte ein und bestimmte mit einem traurigen Lächeln den Tag, wie er ihn von dem Fräulein wußte. Von Stunde zu Stunde nahm er ab und ward immer kränker; seine einzige Erquickung war, Abends am Fenster zu sitzen und nach dem Berge zu sehen, wenn der Mond dahinter hervorkam; hinauf ging er nicht mehr. Eh' man sich's versah, war er einsmals todt, und er wurde an dem Tag begraben, an dem er hätte Hochzeit halten sollen. Aber auf dem Kirchhof begab sich etwas Wunderliches, und das hat mir meine Großmutter, die selber beim Begräbniß war, erzählt. Wie man die Bahre in's Grab

hinunter ließ, da flog etwas Weißes, wie eine Taube oder ein großer Vogel, auf die Mauer und flatterte und klagte und winselte und wollte sich nicht zufrieden geben, und eher nicht, als bis die erste Scholle fiel, da ward es still; aber kein Auge hat gesehen, was es war."

Die Rädchen, die während der Erzählung still gestanden, begannen wieder zu schnurren, und der alte Vetter wendete sich zu dem jungen: „So viel ist Thatsache," sprach er, „daß man Bergleute hat aus Sachsen kommen lassen, um den Schacht zu verschließen und dem Gerede ein Ende zu machen. Einer von ihnen soll sich hinabgelassen und bei seiner Rückkunft gesagt haben, schon habe er eine große Helle in dem Berg erblickt, da sei der Schacht immer enger geworden, so daß er zuletzt nicht hätte weiter kommen können. Dann trug man Steine herbei, und volle drei Tage dauerte die Arbeit, bis der Schacht so verschüttet war, wie man ihn jetzo sieht. Auch soll der älteste von den Bergleuten gesagt haben, es seien große Wasser in dem Berg verschlossen, und wenn diese einen Ausbruch gewännen, so würden sie die Ebene von Reutlingen weithin überschwemmen."

Heinrich erhob sich, da er bemerkte, daß Gretchen Anstalten zum Gehen machte. Er wurde freundvetterlich beurlaubt und zum „Schiedweck" eingeladen, einem Abschiedsimbiß, mit welchem in wenigen Tagen die Lichtkärze zu Ende gehen sollten.

In Gretchens und ihres Liebhabers Gesellschaft ging er zur Stadt zurück. Die Ausfallpforte wurde sorgfältig geschlossen, dann öffnete Gretchen eine Thüre gegenüber, und Heinrich fand sich innerhalb der Ringmauer. Der Gesell, der bei dieser Gelegenheit von dem romantischen Umweg über die Mauer hörte, machte ein saures Gesicht, worüber das Mädchen in ein Gelächter ausbrach.

Sie kamen stillschweigend vor das Haus, in der ganzen Straße brannte kein Licht mehr, der Wächter rief in der Ferne, und der Bach murmelte eintönig durch die stille Nacht. Oben zündete Gretchen ein Licht an, um ihrem Gast auf sein Zimmer zu leuchten, und nun hatte er Gelegenheit, die wun=

derliche Bauart des Hauses kennen zu lernen. Er wurde nämlich durch einen langen Gang geführt, wo an den Seiten verschiedene Verschläge mit Lattengittern von einander abgesondert waren. Holzhaufen, Reisigbüschel, Feldgeräthe und ähnliche Gegenstände kamen in flüchtiger Beleuchtung zum Vorschein; dann fiel das Licht auf ein viereckiges Loch, das ohne Einfriedigung im Boden angebracht war und zum Heraufziehen des Heu's, Stroh's und Holzes diente. „Da sind wir ja mitten in der Scheune!“ dachte Heinrich kopfschüttelnd, „man wird mir doch mein Lager nicht auf einem Heuschober anweisen.“ — Gretchen führte ihn der Wand zu, hob dort eine Thüre im Boden auf und leuchtete eine schmale Treppe hinab; er gelangte in ein freundliches Zimmerchen, das man für ihn zubereitet hatte und dessen Fenster in den Hof ging.

Nachdem ihm Margarethe gute Nacht gesagt, sah er sich in seinem wohnlichen Nestchen um. Sein sorglicher Wirth hatte eine große Zinnflasche auf den Tisch vor's Bett setzen lassen; daneben lag ein Buch und einige Hefte. Der gute Syndikus hatte seine Merkwürdigkeiten noch herüber gesandt. Es waren theils eigene Aufzeichnungen über geschichtliche und rechtliche Verhältnisse der Stadt, theils Schriften seines Vaters, darunter die von ihm erwähnte „umständliche Relation“. Heinrich blätterte in dem Buche, kleidete sich aus und legte sich zu Bett, wo er in der behaglichen Wärme die Reformationsgeschichte von Reutlingen zu lesen begann. Sie war mit gerechtem städtischem Selbstgefühl verfaßt, mit nicht minderem, als womit der Reutlinger Gesandte beim Augsburger Reichstag und dem Schmalkaldischen Bunde, Josua Weiß, in seinen hier enthaltenen Berichten zu schreiben liebte: „Kur- und Fürsten, Nürnberg und Ich haben beschlossen 2c.“

Er hatte mit Aufmerksamkeit fast bis in die Mitte des Buchs gelesen, als er, zufällig aufblickend, aus dem gegenüberliegenden Fenster im Hause den Bürgermeister mit besorgter Miene herunterschauen sah. Er verstand das Anliegen des guten Alten, winkte ihm freundlich zu und löschte das Licht.

8.

> Was tritt da vor mein Bett zu Nacht
> Duftneblige Gestalt?
> Ich bin doch wahrlich ganz erwacht,
> Ist das noch Traumsgewalt?
>
> Doch nimmer weicht das dunkle Bild,
> Scheint's gleich nur Duft und Schaum:
> Es winkt so hastig, blickt so wild,
> O nein, das ist kein Traum!
>
> Schwab.

Ein Gesang, den taktgemäße Hammerschläge begleiteten, erweckte den Gast am andern Morgen ziemlich früh; er sah sich verwundert um und brauchte einige Zeit, sich auf sich selbst und den Ort seines Aufenthaltes zu besinnen. Dann horchte er auf das Lied, das von einer angenehmen Männerstimme gesungen wurde:

> E bissele Lieb und e bissele Treu
> Und e bissele Falschheit ist allweil derbei,

so lautete die wehmüthig gedehnte Weise, und der Hammer pochte unmuthig dazu. Heinrich warf sich in die Kleider und ging dem Gesange nach. Aus seinem Stübchen führte eine Thüre in die Werkstatt, die mit Gießpfannen und kleinen Ambosen angefüllt war; ein mächtiges Handrad zur Bewegung verschiedenartiger Maschinen war an der Wand angebracht. Nicht weit davon saß der junge Gesell von gestern; er war beschäftigt, altes Messing zusammenzuklopfen, neben welchem sich ein paar neue Salzfässer von blankem Zinn sehr freundlich ausnahmen. Heinrich verweilte einen Augenblick bei ihm, neckte ihn wegen seiner Eifersucht und ergötzte sich an seiner Treuherzigkeit.

Nach der Morgensuppe folgte er dem Bürgermeister zum Syndikus, und nun boten ihm die beiden Freunde ein Vergnügen, welches ihre gastlichen Bemühungen, ihm keine Sehenswürdigkeit entgehen zu lassen, ganz und gar bezeich-

nete. Sie führten ihn in ihre schöne gothische Kirche und nöthigten ihn, den Thurm zu besteigen, bei welcher mühseligen Wanderung ihn der Stock des Bürgermeisters, ein uraltes Stück, dessen elfenbeinerner Knopf den Propheten Jonas im Rachen des Fisches vorstellte (der arme Prophet, der rücklings verschlungen wurde, hatte jedoch von dem aus dem Rachen hervorragenden Oberkörper den Kopf verloren), vorzüglich unterhielt. Im Hinaufsteigen sah er häufig durch die Oeffnungen und betrachtete die kunstreichen und mitunter witzigen Zierrathen, die in durchbrochener Arbeit außen am Thurm angebracht waren; in der Hälfte der Höhe zeigten sie ihm die „Sommerlaube" und erzählten ihm eine Mähr von einer Schlange, die einst hier gehaust haben soll und deren Spur das Volk in der schlangenförmig in den Boden gehauenen Wasserrinne findet; dann mußte er die Glocken betrachten und über dem Glockenstuhl die zwei steinernen Umläufe besteigen, welche an der Spitze des Thurmes über einander angebracht sind. Von dort aus zeigte ihm der Bürgermeister den goldenen Engel, der als Schutz und Wetterzeichen mit seiner Fahne auf dem Thurme steht.

Die Gegend lag unter dem trüben, feuchtkalten Himmel eintönig und verstimmt umher; nur um das Tübinger Schloß glaubte man flüchtige Sonnenschimmer zucken zu sehen. Dörfer waren reichlich neben einander gesäet, und der Bürgermeister konnte wie Polykrates dem Gaste sein ganzes Territorium zeigen, das aus fünfen derselben bestand. Der Syndikus aber wies ihm die Berge und erzählte die Sagen und Märchen, die wie grünes Moos auf dem alten Gesteine gewachsen sind, mit großem Behagen; doch salvirte er sein Gewissen dadurch, daß er immer hintendrein den Epilogus gab, es seien merae fabulae, Hirngespinnste, dummes Zeug. Er deutete ihm den Weg an, den er über die Alp zu nehmen habe, und beschrieb ihn genau. Dann erzählte er von einer Reise, die er selbst vor einiger Zeit über dieses Gebirge unternommen. „Es diene Ihnen zu wissen," hob er an, „daß ich aller Orten Steine und Felsen genug wahrgenommen. Es dauchte mich, da ich solche Gegend übersah,

als ob ich in ein Land gekommen sei, durch welches ehedessen der tapfre Perseus mit dem Kopf der Medusa durchgegangen und vermittelst dieses Kopfes Alles, was ihm vorgekommen, in Stein und Felsen metamorphosiret haben müßte! Inzwischen habe ich über diesen Anblick geurtheilt, es müßte ein Land nicht vollkommen sein, wenn es nicht auch Steine hätte, zumal unser Schwaben: denn weil dieses Land Alles im Ueberfluß haben sollte, so ist es nicht anders möglich, als daß es auch überflüssig mit Steinen und Felsen gesegnet worden ist."

Unter dieser Reisebeschreibung, welche die Länge der sämmtlichen Thurmtreppen einnahm, waren sie wieder auf ebenem Boden angelangt. Heinrich bemerkte unterwegs, daß er von den Reutlingern auf der Straße und zu den Fenstern heraus angestaunt wurde wie ein fremder Vogel; Alles steckte die Köpfe zusammen, und es mochten wunderbare Vermuthungen über seine Person in Umlauf gebracht worden sein. Zuletzt mußte er in Gesellschaft des Syndikus noch ein Alterthum an der Spitalkirche, ein Götzenbild aus unvordenklichen heidnischen Zeiten, besichtigen. Jetzt aber klärte sich der Himmel auf, und die Sonne trat lockend aus den Wolken hervor; die Reiselust erwachte in unsrem Freund, und er ließ sich seinen Vorsatz nicht ausreden. Doch mußte er so weit nachgeben, das Mittagessen, das ohnehin nach alter Sitte auf elf Uhr bestimmt war, mit der Familie und dem Syndikus einzunehmen. Es kam ein saftiger Kalbsbraten auf den Tisch, von dem er im Verlauf der Unterhaltung durch den Syndikus erfuhr, daß es einer der seltensten Luxusartikel in der strengen Reichsstadt sei, die außer Rind- und Hammelfleisch kaum ein anderes kenne und nur bei Tauffeierlichkeiten sich mit Pasteten vom Fleische des Kalbes beschenke. Ja, er hatte große Mühe, den Bürgermeister und seine Tochter zur Theilnahme an der Speise zu bewegen, die auch der Syndikus nur mit scheuer Ehrerbietung berührte, und nichts als die Drohung, vom Tische aufzustehen, vermochte sie zu einiger Willfährigkeit. Um so herzhafter jedoch ließen sie sich den

Zwiebelkuchen schmecken, der, ein stehender Artikel der Reutlinger Küche, zu Ehren des Gastes nicht fehlen durfte.

Mustapha war schwer aus dem Stalle zu bringen, als es nun ernstlich zum Abschied kam, und auch unsrem Freunde wurde es weich um's Herz, wie er diesen Leuten die Hand reichte, bei welchen er sich so heimisch empfunden hatte, als ob er schon seit langen Jahren mit ihnen bekannt und verwandt gewesen wäre.

In der Vorstadt, die er zu durchreiten hatte, winkte unser Reisender noch einen Gruß nach dem Hause hinauf, das er gestern Abend durch sein Anklopfen erschreckt hatte. Er begrüßte den Ursulenberg, während er der nahen Alp entgegenritt. „Wie Manchem," dachte er im Hinaufschauen, „hat die verschleierte Frau vom Berge gewinkt, und er ist nicht zu ihr hinaufgegangen und hat die langweilige Lise geheirathet."

Dichte Wolken, von der Sonne gejagt, zogen niedrig über ihm hinweg, indem sie ihn mit einem leichten Sprühregen übergossen; eine Zeit lang war er ganz von ihnen eingehüllt, im nächsten Augenblick aber sah er sie als ernsthafte Hauben auf den Häuptern der Berge sitzen. Seine Straße konnte er immer nur auf kurze Strecken übersehen, sie schien sich in den Bergen zu verlaufen, die wie ein Geduldspiel in einander geschoben waren und das enge Thälchen zu immer neuen Krümmungen nöthigten. Endlich war er nah am Schlusse desselben angelangt; links führte eine schmale Steige auf den Continent des Gebirges hinauf, rechts stieg der Lichtensteiner Fels schroff und einsam aus dem Thal empor. Zwischen hohen Felswänden sah er die Echaz hervorkommen; er war dem hellen eiligen Bache bei den Wendungen der Straße oft begegnet. Er stieg ab und schlürfte den kühlen Schaum, wo er über das reingewaschene Felsgestein perlte. „Wilde, frische Einsamkeit!" rief er mit Entzücken, „wie lieb, wie neu bist du mir! Für dich wollt' ich, wie gerne! all den gelehrten Kram wegwerfen, an den ich die Hälfte meiner Jugend fern von dir verloren habe! Ja, hier Ewigkeiten zu verträumen, hingegeben, ein Theil der ewig schöpfe=

rischen Natur, dem träumerischen Verweilen der Stunde, und dann weg mit allen Philosophen und meinetwegen auch mit den Poeten, denn hier bin ich selbst einer!"

Er verlor sich in seinen Empfindungen, und beinahe war eine jener Ewigkeiten schon verstrichen, als er aufsprang. „Nur Lottchen dürfte mir auch hier nicht fehlen!" rief er. „Mein blondes Liebchen bannt mich in die Welt zurück. Vorwärts, Mustapha! Wir haben jeder noch eine Lection zu bestehen."

Er führte das Pferd die Bergsteige hinan, die schroff wie am Dach emporstieg. Der Tag täuschte ihn, der auf der Höhe länger verweilt; er ahnte nicht, wie viele Zeit er da unten verträumt hatte. Eine weite öde Bergfläche nahm ihn auf, er blickte in ein unabsehbares Land hinein, aufgethürmt über den vertrauten heimischen Ebenen. Er war noch gar nirgends gewesen als in den Klöstern und im Vaterhause: er war ein Fremder in der Heimath. Eine Wegspur, welche die Straße vorstellen sollte, führte mitten durch das Hochland, an spärlich gesä'ten Dörfchen und kümmerlichen, mit Steinen gegen den Wind beschwerten Aeckern vorüber; rechts sah er in einiger Entfernung die Haidkapelle liegen, welche ihm der Syndikus als einen „Wegweiser und quasi Pharum" auf seiner Fahrt beschrieben hatte. In raschem Trabe trug ihn sein Pferd über die Haide weg, deren unheimlicher Einsamkeit er zu entkommen suchte. Schon war er weit vom Rande des Gebirgs entfernt, als er zu seiner Ueberraschung bemerkte, daß der Tag abnahm; er eilte einen Ort zu erreichen, aber plötzlich und fast durch keine Dämmerung angemeldet, kam die Nacht über ihn; der Weg, den er schon mehrmals, wo die Pfade sich kreuzten, auf zweideutige Zeichen hin gewechselt hatte, war nicht mehr zu erkennen, und nun ritt er auf gut Glück in die Finsterniß hinein. „Der Mond muß ja endlich kommen," dachte er, „und ich werde mich hinausfinden." Bald aber roch er einen dichten feuchten Nebel, und nicht lang, so pfiff ihm ein schneidender Wind entgegen, der ihn bis auf's Mark durchschauerte.

Bis jetzt hatte ihm sein gutes Pferd den Muth erhalten, das ihn mit vorsichtig tastenden Schritten trug; nun aber, da der Wind immer heftiger herstieß, begann auch Mustapha ungewiß aufzutreten und blieb endlich geradezu stehen. Heinrich war schon entschlossen, hier den Morgen abzuwarten, aber die Kälte machte es ihm unmöglich, auf demselben Flecke zu bleiben, und der Wind, der nach und nach zum Sturme wurde, heulte so wild über die Haide einher, daß unser Held dem Roß auf einmal einen verzweifelten Druck mit den Sporen gab und rasch über den weichen Boden davoneilte. So ging es eine Weile fort, bis Mustapha gegen einen Stein stieß, und Heinrich den Sturz kaum noch abwenden konnte. Er ließ das Pferd wieder seinen geduldigen Schritt gehen, zumal der Weg sehr uneben wurde; eine seltsame Ruhe war über ihn gekommen, wie sie das Unvermeidliche über die biegsame Menschenseele bringt, er fühlte sich ganz der Naturgewalt und dem Willen des zuverlässigen Rosses überliefert. So ging es denn bergauf, bergab, aus der Nacht in die Nacht hinein, endlos fort; jede Zeitrechnung war ihm verschwunden, und er kam sich vor wie ein Gespenst, das in der Nacht durch Fels und Schlucht dahinstreicht, einem dumpfen Drange folgend, der es vorwärts und immer vorwärts treibt. Am Plätschern hörte er manchmal, daß er durch ein Wasser kam.

In dieser aufgegebenen Lage schien es unsrem Freund auf einmal, als ob die Tritte des Pferdes sicherer würden, auch glaubte er, so viel sich in der Finsterniß unterscheiden ließ, auf gebahnterem Wege zu sein, und siehe, Mustapha begann mit hellem Wiehern sich in einen muntern Trab zu setzen. Heinrich hoffte nach diesen Anzeichen vielleicht in wenigen Minuten einen Ort zu erreichen; allein auch dieser Weg schien kein Ende nehmen zu wollen, und als das Pferd zuletzt, häufig an Steine stoßend, eine steile Anhöhe erklomm, da wußte er nicht mehr, was er denken sollte. Auf einmal fand er sich von Gegenständen umgeben, die er in der Nacht nicht zu unterscheiden vermochte, und ein Echo trug ihm den Schall seiner Hufschläge entgegen. Das Roß machte Halt, und in diesem Augenblick fiel ein Schimmer herab,

der eine zerstreute Masse großer und kleiner Gebäude flüchtig beleuchtete. Heinrich sah auf und erblickte ein wehendes Licht, das gegenüber an einem Fenster erschien; eine Steinwand, die in seinem Scheine hervortrat, ließ ein Schloß errathen, dessen übrige Theile chaotisch in der Finsterniß zerflossen. Er blickte noch einmal hin: ein Greis mit einem schwarzen Käppchen, worunter weiße Locken hervorquollen, hielt ihm jenes Licht entgegen, aber so wie derselbe sich näher leuchtend zum Fenster heraus bog, blies der Wind die Kerze aus, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Doch nicht lang, so vernahm Heinrich das Geräusch eines Kommenden, eine Thüre ward geöffnet, und der Alte stand mit einer wohlverschlossenen Laterne vor ihm. Er hielt sein schwarzes Käppchen in der Hand und bewillkommte ihn mit großer Rührung. „O Herr General!" rief er, „daß ich Sie noch einmal sehen soll in meinen alten Tagen, das hab' ich nimmermehr gehofft!"

Ehe Heinrich diese seltsame Begrüßung erwidern konnte, wandte Mustapha den Kopf zu dem Greis herum und wieherte laut und freudig. „Ich will nicht hoffen," rief dieser, „daß das der Mustapha ist! Und doch!" fügte er bei näherer Besichtigung hinzu, denn der Reiter war inzwischen abgestiegen, „freilich ist er's! Komm her, alter Knabe, und laß dich herzen! Hast du denn den Weg noch gefunden?" — Und so ging es fort mit Liebkosungen, Ausrufen des Erstaunens und der Freude, Fragen nach dem Befinden des Herzogs und einer Menge Leute vom Hof- und Forstpersonal, wovon Heinrich, der nicht zum Worte kam, keine einzige zu beantworten gewußt hätte. Das Pferd war unterdessen einem aus dem Schlaf geweckten Diener mit den gemessensten Befehlen übergeben worden, und Heinrich, über das Schicksal des treuen Reisegefährten beruhigt, folgte seinem Führer, schwankend vor Müdigkeit, in's Schloß.

Er wurde in ein einfaches Zimmer geführt, das nichts enthielt als ein Feldbett in einer Ecke und am Fenster einen Tisch mit einem aufgeschlagenen Folianten; der halb weggerückte lederne Lehnstuhl ließ errathen, daß ihn der Alte so eben

noch eingenommen hatte. Dieser unterbrach endlich den Strom seiner Erkundigungen und fragte, was er auftischen dürfe, indem er achselzuckend beifügte, es sei nicht viel vorhanden. Heinrich, der zu erschöpft war, um einen Bissen zu sich zu nehmen, bat um etwas Wein, den er in einem silbernen Becher erhielt, und erst nachdem er sich mit diesem Labsal gestärkt hatte, war er im Stand, eine zusammenhängende Frage zu thun.

„Aber in aller Welt," rief er, „sagen Sie mir, wo ich bin!"

„Wie?" sagte der Alte erstaunt, „wissen Sie es nicht? Haben Sie den Ort vergessen, wo Sie die fröhlichsten Stunden Ihres Lebens zugebracht haben?"

„Niemals war ich hier," versetzte Heinrich, „es scheint, Sie sind über mich im Irrthum — aber sagen Sie mir nur, wo bin ich?"

„In Grafeneck!" erwiderte der Alte, „im herzoglichen Jagdschloß Grafeneck!" setzte er hinzu, als er sah, daß der Name nicht den erwarteten Eindruck auf seinen Gast machte. „Sind Sie denn nicht der Herr General von Wimpfen?"

„Nein," sagte Heinrich lächelnd, „ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen sollte, es zu sein."

„Dann," rief der Alte, „ist es wirklich zum Verwundern, denn Sie sehen ihm ähnlich wie kein Bruder dem andern."

„Das mag sein," versetzte Heinrich, „aber — Sie sind gewiß der Castellan des Schlosses?"

„Zu dienen," war die Antwort.

„Nun so lassen Sie es gelten, daß mir der Zufall Einlaß hier verschafft hat," fuhr der Jüngling fort, worauf er ihm auseinander setzte, daß er im Auftrag des Herzogs reise, und ihm beschrieb, wie er in Nacht und Sturm hieher verschlagen worden sei.

„Die Hand der Vorsicht hat Sie sichtbarlich geführt!" rief der Castellan. „Aber der alte Mustapha hat auch das Seinige dabei gethan! der kennt hier weit herum jeden Schritt

und Tritt, denn er war oft mit dem Herrn in Grafeneck. Sie sind wohl sehr müde?"

„Es muß tief in der Nacht sein," erwiderte Heinrich, „ich wundre mich, daß Sie noch auf sind."

„Das glaub' ich," versetzte der Castellan, „aber ich bin vielmehr wieder auf, bei mir hat der Tag schon angefangen. Sehen Sie, ich bin ein alter Mann und lebe sehr still und einförmig; ich gehe früh zu Bett und kann nicht lang schlafen; bald nach Mitternacht treibt's mich wieder aus den Federn, und da les' ich in meiner alten Chronik, um die Zeit hinzubringen. — Aber was machen wir nun?" fuhr er fort. „Hier im alten Schloß ist nirgends ein Zimmer, das für Sie passend wäre; im neuen drüben könnten Sie freilich unterkommen."

„Nehmen Sie keinen Anstand," sagte Heinrich, „ich will's beim Herrn verantworten."

„Es ist mir nicht um das zu thun," erwiderte der Alte und sah ihn bedenklich an, „ich meine nur, weil Sie drüben so allein und abgeschieden von jeder sterblichen Seele sind."

„Auch darüber brauchen Sie sich nicht zu ängstigen," entgegnete Heinrich, „ich werde dann nur um so ruhiger schlafen."

Der Alte bedachte sich noch einen Augenblick. „Nun so kommen Sie," sagte er endlich, „und die Engel Gottes mögen über Ihnen wachen."

Er zündete die Laterne an und hieß den Jüngling folgen. Ihr Weg ging durch den Schloßhof in ein anderes Gebäude, niedriger, aber freundlich von Holz aufgeführt, und der Castellan brachte unsern Helden über einen langen Corridor in ein prächtiges Schlafgemach, wo ein großes blauseidenes Bett aufgeschlagen war. Heinrich wagte nicht zu fragen, ob dies nicht des Herzogs eigenes Zimmer sei, und der Castellan entfernte sich, nachdem er eine Kerze auf einem hohen Candelaber angezündet und den Jüngling gebeten hatte, sie, da er neu und unbekannt hier sei, den Rest der Nacht brennen zu lassen.

Ein dumpfer Modergeruch herrschte in dem Zimmer, und Heinrich wollte, als er allein war, ein Fenster öffnen,

aber der Wind drang so stürmisch herein, daß er den Versuch aufgab und sich, nur halb entkleidet, in die weichen Wellen des Lagers stürzte. Der Ueberreiz der Ermattung und die versperrte Luft versetzten ihn in einen Zustand, der mehr der Betäubung als dem Schlummer glich. Er hatte nicht lang so gelegen, als er ein Geräusch zu hören meinte; mit halben Sinnen lauschte er nach jener Seite hin, da öffnete sich eine Thüre in der Wand, und herein trat eine weibliche Gestalt, die sich ihm bis auf wenige Schritte näherte. Unfähig, ein Glied zu rühren, starrte er sie an; das Licht brannte trüb und bläulich, so daß die Erscheinung zuerst, wie von einem dichten Nebel umflossen, undeutlich vor ihm stand. Aber nach und nach traten ihre Umrisse schärfer hervor: es war ein schlankes Mädchen im ländlich weißen Kleide, sie trug eine Lilie in der einen Hand, mit der sie dem Jüngling ängstlich winkte, als wollte sie ihn zur Flucht aus dem Schlosse, ja zur Rückkehr von dieser Reise ermahnen; die andre hielt sie auf die Brust gepreßt; ein tiefer Kummer lag in ihren Mienen, die in diesem Augenblicke eine wunderbare Aehnlichkeit mit Lottchen ausdrückten. Heinrich suchte sich aufzurichten, aber das Grauen übermannte ihn, er sank auf das Lager zurück und glaubte zu sehen, wie die Gestalt sich umkehrte und langsam auf die Wand zuging; hier blieb sie stehen, sah sich noch einmal um und wiederholte jene geheimnißvolle Gebärde; dann verschwand sie durch die geöffnete Tapetenthür. In diesem Augenblick empfand Heinrich eine kalte Zugluft, die ihn bis in's Herz durchfröstelte und zur hellen Besinnung brachte. „Lottchen!" rief er emporspringend, und sein Ruf hallte schauerlich von den einsamen Wänden wider. Mit einem Sprunge stand er im Zimmer und sah sich nach allen Seiten um: nichts war zu sehen noch zu hören. „Hab' ich gewacht oder geträumt?" sagte er, nahm die Kerze und untersuchte die Wand, in der er keine Spur von einer Thür entdecken konnte. Er fühlte Schwindel und heftiges Kopfweh und vermochte vor Bangigkeit kaum zu athmen; auch wurde es ihm noch unheimlicher in der Einsamkeit, als wenn ihm die Erscheinung gegenüber

gestanden wäre. Er warf sich in die Kleider, um in's alte Schloß zurückzukehren, und kaum hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, so fühlte er sich leichter und besser. Sorgfältig verwahrte er das Licht, als er aber den Hof erreicht hatte, erlosch es im Sturm, der heulend zwischen den Gebäuden durchstrich und ihm kalte Schneeflocken an die Wangen trieb. Er tappte vorwärts, fand eine Thüre, klopfte und rief, und der gute alte Castellan war bald bei der Hand.

„Ich kann in der dumpfen Luft drüben nicht schlafen, und obendrein ist mir etwas Seltsames begegnet," sagte Heinrich und erzählte ihm sein Abenteuer.

„Mein Gott!" rief der Alte, „so ist sie immer noch nicht zur Ruhe! Verzeihen Sie mir, es ist schon so lang nichts mehr vorgefallen, daß ich's mit Ihnen wagen zu dürfen glaubte."

Heinrich hörte diese Worte mit Verwunderung und begann lebhaft zu fragen, der Alte aber, den sie wieder zu gereuen schienen, wich ihm aus und sagte, es seien früher manchmal Leute drüben im Schlaf beunruhigt worden, er wisse aber nichts Näheres davon; den heutigen Vorfall schob er auf die verschlossene Luft, die schwere Träume zu erzeugen pflege, und ließ sich's angelegen sein, ein anderes Gespräch dazwischen zu schieben.

Er hatte unsern Freund indessen auf sein Zimmer geführt und wollte ihm sein Bette zurichten, aber Heinrich gab es nicht zu. „Die paar Stunden bis Tagesanbruch," sagte er, „kann ich wohl auf einem Stuhl zubringen," und rückte sich einen an den Tisch, während er den Castellan wieder in seinem Lehnstuhl gegenüber Platz zu nehmen nöthigte.

Der Greis, um ihn von dem vorigen Gegenstande abzubringen, erzählte ihm die Geschichte des Schlößchens. „Der alte, höhere Bau hier," sagte er, „in dem wir sitzen, wurde von Herzog Christoph auf den Trümmern eines noch ältern Schlosses aufgeführt; das neue drüben hat der jetzt regierende Herr gebaut. Ach, es ist noch nicht zwanzig Jahre alt und doch schon wieder im Verfall. Ja, damals hätten Sie bei uns sein sollen! Das war ein Leben! Damals war der Herr

General von Wimpfen oft hier, dem Sie so ähnlich sehen, daß ich ganz vergaß, um wie viel älter er jetzt aussehen müßte; er stand damals just in Ihrem Alter. Es war eine außerordentliche Gunst, wenn man vom Herzog mit nach Grafeneck genommen wurde; auch lebte man hier ohne alle Etikette, in der besten Vertraulichkeit. Ein Tag war schön wie der andre, und doch nicht einförmig: Musik erweckte die Schläfer, dann frühstückten sie im Freien, im Walde; nun wechselten ländliche Tänze mit Spiel, Tafel, Jagd und Fischerpartieen ab, und Abends war Ball oder italienische Oper oder französische Komödie. Lieber Herr, so fein versteht kein Mensch das Leben zu genießen, wie unser durchlauchtigster Herzog. Ich sage Ihnen, es war oft nur eine saure Milch, und doch, wer sie mitessen durfte, der hätte sie mit keinem Leckerbissen der Welt vertauscht, so heiter, ungezwungen und liebenswürdig war die Unterhaltung. Freilich, die jungen Mädchen von der Oper und aus der Umgegend — junges Blut hat Uebermuth! Und je schöner etwas ist, desto schneller geht's zu Ende. Ich will den Tag nicht vergessen, ist mir's doch, als wär's erst gestern gewesen: wir waren auf dem Hirschplan, und der Herzog hatte mit der Zeit neun und neunzig Hirsche geschossen, die ich ihm nachzählte, denn er ist der beste Schütz im Lande."

„Ja," sagte Heinrich, „ich hab's erfahren."

„Nun seh' ich mich um," fuhr der Alte fort. „Durchlaucht, ruf' ich, dort steht noch einer. — Nein, sagte der Herr, ich schieß ihn nicht: neun und neunzig ist eine größere Zahl als hundert. — Und dabei macht er ein paar Augen an mich hin, wie nur Er es kann. Das war der letzte Tag. Mitten in der Nacht werd' ich geweckt und zum Herzog gerufen; er sah sehr finster aus und befahl mir, Anstalten zu seiner Abreise zu treffen; dann reichte er mir die Hand, hieß mich gute Aufsicht führen, und — fort war er mit seinem ganzen Gefolge und ist seitdem nicht wieder nach Grafeneck gekommen. Auf einer Jagd bei Urach — das hat mir der Förster von Eglingen erzählt — lenkte einmal sein Kutscher, den der Fürwitz stach, auf die wohlbekannte Straße nach

Grafeneck ein; der Herzog, im lebhaften Gespräch, bemerkte es nicht gleich; auf einmal aber läßt er halten, umkehren und jagt wie im Sturm davon; er soll ganz außer sich gewesen sein."

„Seltsam!" rief Heinrich. „Was war denn die Ursache?"

Der Alte schwieg lange. „Ich weiß es nicht," sprach er endlich, „aber — im Herbst, wenn auf einem solchen verlassenen Freudenplatze das Laub von den Bäumen fällt, da ist's am ehesten Zeit, nach solchen Dingen zu fragen."

Er nahm das Käppchen ab und hielt es zwischen den gefalteten Händen; nicht lang, so ließ er das Haupt auf die Brust sinken und lag im Lehnstuhl, vom Gebet in den Schlummer des Gerechten hinübergeführt. Heinrich bemächtigte sich des Buchs; es war Gottfried's historische Chronik. Er blätterte eine Weile darin, bald aber ließ auch er, von der lieblichen Wärme befangen, das Haupt tiefer und tiefer sinken und lag zuletzt, ein umgekehrter Atlas, mit geschlossenen Augen über den Folioblättern der Weltgeschichte.

9.

War das die Meinung, Buttler, als wir schieden?
Gott der Gerechtigkeit, ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser That nicht schuldig!

Schiller, Wallenstein.

Die harte Lage auf Gottfried's Chronik ließ unsern Freund nicht lang schlafen; er richtete sich verstört in die Höhe, blickte nach dem Castellan, der noch festschlummernd in seinem Lehnstuhle saß, dann erhob er sich und öffnete ein Fenster, um sich die brennenden Schläfen zu kühlen. Vor dem Fenster lag dichter Schnee, ein trauriger, weißgrauer Nebel, in dem sich die Grundmauern des Schlosses verloren,

umhüllte die Gegend. Heinrich hielt es nicht lang aus; sowie der Alte, der ihn beim Erwachen wieder als General begrüßte, sich ermuntert hatte, brach er auf und hieß sein Pferd satteln; der Castellan nahm sein schwarzes Käppchen ab und sagte wehmüthig: „Gott schenke Ihnen eine glückliche Reise bei diesem üblen Wetter! Ich wollte, Sie wären länger geblieben, es that mir so wohl, wieder einen Menschen zu sehen. Wenn Sie zum Herrn zurückkommen, so sagen Sie ihm lieber nichts davon, daß Sie in Grafeneck waren, er hört es vielleicht nicht gerne."

Heinrich ritt in sonderbaren Gedanken die Anhöhe hinab; war es Wirklichkeit oder Phantasie, was er in der vergangenen Nacht geschaut hatte? Was sollte ihm diese Erscheinung bedeuten? Wollte sie ihm wohl oder übel? Sie hatte ihn zurückgewinkt: wollte sie ihn vor diesem Wege warnen? — Eine Bangigkeit lag auf seiner Seele, schwer wie die Wolken, die über der Erde hingen; sein Roß arbeitete sich mühsam durch die tief beschneite Ebene; alte Tannen standen traurig am Weg.

Die Straße führte ihn durch rauhe, öde Gegenden, die der Schnee noch einförmiger machte. Die jugendlich frische Stimmung, worin er Stuttgart verließ, in der er noch von Reutlingen ausgeritten war, hatte gewaltig abgenommen; war es das Abenteuer dieser Nacht, war es die Rückkehr des Winters, der so plötzlich alle Frühlingskeime zu ersticken drohte und diesen Theil des Gebirges so unwirthbar machte, oder war es eine Ahnung? Genug, er fühlte sich mißmuthig, zerstreut und bemühte sich vergebens, seine Gedanken auf den Zweck seiner Reise, auf die Art, wie er dem Verfasser der deutschen Chronik entgegentreten wollte, zu richten. Endlich senkte sich die Hochebene, und er gelangte in das enge, tiefe Thal von Blaubeuren. Zwei alte Burgtrümmer, Rugg und das Rusenschloß, sahen ruhig von ihren ungleichen Höhen auf das wunderliche Menschenkind herab, das so hastig und verstört unter ihnen dahineilte. Der Weg führte zwischen hohen Waldbergen hin, aus welchen Klippen und Schloßruinen hervorblickten; die Blau rollte durch schneebedeckte

Wiesen zur Seite. Nach einigen Stunden erblickte er einen aus weiter Fläche mächtig aufragenden Dom, er erkannte die riesige Gestalt, die ihm aus Abbildungen tief eingeprägt war, und wußte, daß er sich nun wieder auf reichsstädtischem Gebiet befinde; es war das Münster von Ulm.

Bei vorgerückter Tageszeit ritt er durch das Thor der Stadt, die sich feierlich vor ihm aufthat. Die vielen steinernen Häuser, die mittelalterliche Bauart mit den Erkern und runden Fensterscheiben, die gothischen Brunnen, alles das gab ihr ein Aussehen, bei welchem man freilich nicht an das verunstaltete Reutlingen denken durfte. Er fragte nach einem guten Wirthshaus und wurde in den Baumstark, eine vielbesuchte Herberge, gewiesen. Seine erste Sorge war, den müden Mustapha unterzubringen, und sobald er sich selbst etwas erholt hatte, ließ er sich sogleich zu Schubart's Wohnung führen. Dort kam ihm eine Frau entgegen, deren angenehmes Gesicht die Spuren tiefer Leiden trug, und erwiderte auf sein Befragen: „Mein Mann ist nicht zu Hause, er hat einen kleinen Ausflug gemacht; ich erwarte ihn aber diesen Abend zurück, denn er will morgen ein Concert geben. Ach, es ist mir immer bang, wenn er sich aus den Mauern wagt," setzte sie niedergeschlagen hinzu, „er hat so viele Feinde, und überall wird ihm aufgelauert." — Sie sah ihn bei diesen Worten forschend an, und Heinrich entfernte sich mit dem Versprechen, seinen Besuch morgen zu wiederholen.

Er ging verdrießlich in den Baumstark zurück und blieb den ganzen Abend in dem großen Wirthszimmer sitzen, ohne an der lebhaften Unterhaltung, die um ihn her geführt wurde, Antheil zu nehmen. Wenn er einmal mit halbem Ohre hinhorchte, so traf er auf die alte unerquickliche Wahrheit, daß die Menschen nirgends zufrieden sind. Es wurde lebhaft über einen Prozeß gesprochen der eben damals zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft sich entsponnen hatte, da die Souveränetät des ersteren, in welcher sogar die unumschränkte Verwaltung der Justiz begriffen war, nicht ohne Druck für die Stadt sein konnte. Aus den Reden, die bei dieser Ge-

legenheit fielen, konnte er sich entnehmen, daß der Unterschied zwischen den Patriciern und Bürgern schneidend gehandhabt werde.

Er suchte frühzeitig sein Lager und holte die verlorene Nacht herein. Als ihn am andern Tag ein Kellner weckte, schien die Sonne hell durch die Fenster, die Glocken läuteten aus der Kirche, und er erfuhr, daß es beinahe Mittag sei. „Sie brauchen sich nicht zu bemühen," sagte der Kellner, „Herr Schubart wird heute bei uns speisen; der Herr Klosteramtmann von Blaubeuren ist am frühen Morgen angekommen und hat ihn eingeladen." — Auf diese erwünschte Nachricht kleidete er sich schleunig an. Nun hatte er noch Zeit, ein Viertelstündchen am Fenster zu verweilen und dem hellen Wintertag in die frischen Augen zu sehen. Heute erquickte ihn der Schnee, der ihm gestern so verhaßt erschienen war: so veränderlich sind die Stimmungen des Menschen, und so aufschließend wirkt ein Sonnenstrahl auf sein Gemüth!

Die Mittagsstunde kam heran, und unser Freund begab sich in das Speisezimmer, aus welchem ihm schon von ferne der Ton eines Klaviers entgegenschallte. Er trat ein und wurde von einem rauschenden Allegro empfangen. An dem Flügel zwischen zwei Säulen saß ein Mann, der ihm beim ersten Anblick stark in die Augen fiel; er stellte sich an's Fenster, so daß er ihm gerade in's Gesicht sehen konnte, und beobachtete ihn, während er einen hellen Blick um den andern von ihm empfing, ohne daß jedoch der Spieler sich hiedurch irgend hätte unterbrechen lassen. Es war ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Gluth, doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern suchte, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf. Heinrich hatte seinen guten Grund, ihn so aufmerksam zu betrachten: an dem gewandten, seelenvollen Spiel, in welchem feurige und schmelzende Accorde abwechselten, erkannte er seinen Mann; die weitverbreiteten Beschreibungen von Schubart und der

Art, wie er das Klavier zu behandeln pflegte, ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel, daß er den merkwürdigen Dichter in Person vor sich habe. Indessen kamen noch andre Gäste, und das Essen wurde aufgetragen. Schubart mußte mehrmals gerufen werden, bis er sich entschließen konnte, vom Flügel aufzustehen. Er setzte sich neben einen Mann in einem saubern geschonten braunen Rock, der, wie Heinrich bereits vom Kellner erfahren, der Klosteramtmann von Blaubeuren war; er hatte ein blasses Gesicht und sah wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann aus. Ihnen gegenüber saß der Publicist Affsprung, der es wegen seiner dem Rathe mißfälligen Schriften in seiner Vaterstadt nicht weiter als bis zum Kanzlisten gebracht hatte, ein stiller Mann, der nur hie und da auf eine Frage antwortete, ohne sich sonst in's Gespräch zu mischen. Heinrich konnte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei Menschen, wie Schubart und dem Amtmann, nicht begreifen; er sollte aber bald darüber in's Klare kommen. Der Amtmann begann dem Dichter starke Schmeicheleien in der Manier eines mit den Musen mehr aus der Ferne bekannten Mannes zu sagen, welche Huldigung sehr bereitwillig entgegengenommen wurde und eine Scene abgab, die auf den jungen Mann nicht den angenehmsten Eindruck machte.

„Sie sind aber doch ein Tausendsasa, Herr Schubart!" fuhr der Amtmann fort; „hab' gestern wieder in der Chronik gelesen — Teufel, was kommen da für Sachen drin! Unser eins könnte sich ein ganzes Jahr lang vergebens auf so einen gescheiten Einfall besinnen, und Sie haben in einer Minute ein halbes Dutzend. Sie schütteln's aus dem Ermel, wahrhaftig!"

Schubart, der das letztere Lob in der That verdiente und dafür bekannt war, daß er jeden Augenblick über ganze Armeen witziger Einfälle zu gebieten hatte, auch keine Gelegenheit vorüber ließ, sie zu entwickeln, erwiderte auf der Stelle: „Soll ich Ihnen sagen, wie es kommt, daß ich so aus dem Ermel schütteln kann? Ihr Andern habt zu viel Futter im Ermel, und davor kann kein Witz aufkommen; bei mir aber

ist Platz genug, deßwegen kann ich auch immer ein paar Schnurren herausschütteln."

Dieser Witz wurde um so lebhafter belacht, als der Amtmann eben ein tüchtiges Stück Ochsenfleisch in den Mund geschoben hatte und nun als Titelkupfer dasaß. Schubart jedoch verhielt sich im Essen mäßig und war, wiewohl breit und untersetzt, dennoch sehr mager. Er lachte gutmüthig mit, wobei ihm eine tiefe Falte zwischen den Augbrauen ein eigenthümliches Aussehen gab, und klopfte dem Amtmann etwas derb auf die Schulter.

„Ja, ja!" fuhr dieser fort, als er das Fleisch und vielleicht auch einigen Verdruß damit geschluckt hatte, „manchmal stecken aber auch verteufelte Schnurren drin. Nehmen Sie sich in Acht! Zwar — so ein gescheiter Kopf ist nicht leicht zu fangen, und die Nürnberger henken keinen — Sie wissen schon! Doch dürfen Sie sich vorsehen, und ich rathe Ihnen, behutsam zu sein, wenn Sie zum Beispiel irgend eine Reise über das Ulmer Gebiet hinaus machen; sei es wohin es wolle, folgen Sie keiner Lockung, und vertrauen Sie sich nur ganz bewährten Freunden!"

„Das thu' ich ja," sagte Schubart mit einer verbindlichen Handbewegung gegen ihn. „Hier in Ulm sitz' ich sicher," fuhr er fort, „hier kann mir kein Teufel ein Haar krümmen. Meine preußischen Werber würden eher die ganze Stadt demoliren, als mir etwas geschehen lassen. Ich kann es laut sagen: meine Feinde und Verfolger machen mir nur Spaß! Wenn so eine ganze Meute Hunde hinter einem einzigen Wild her ist, so beweist das, daß es ein tüchtiges Stück sein muß, denn wegen eines Hasen würden sie sich nicht so bemühen, und das macht mich stolz."

„Doch heißt es im Sprichwort: viel Hunde sind des Hasen Tod!" sagte Affsprung und erhob lächelnd den Finger.

„Des Hasen, ja, aber nicht des Ebers!" rief Schubart prahlerisch, indem er auf die Tafel schlug; „der zerschlitzt einen nach dem andern. So hab' ich wieder meinen dicken Jesuiten ein wenig am Wanst gekitzelt, daß er sein ganzes Fett verschwitzen soll! Exempli gratia!" — Er zog ein Blatt

heraus und las einen Ausfall auf den Pater Merz in Augsburg, seinen erbittertsten Gegner, vor, worin solche Bomben von Witz geschleudert wurden, daß die Gesellschaft Essen und Trinken vergaß und unaufhörlich lachte.

„Mit der halben Welt sich herumbalgen!" rief der kecke Schriftsteller, der jetzt recht im Feuer war, „das ist ein Fressen für einen Mann! Das ist mein Element! Die Zeit ist so lumpig geworden, die altdeutsche Kraft ist so geschwunden, kein Haudegen darf mehr dreinschlagen im ehrlichen Kampfe, drum muß man sich durch solche Explosionen Luft zu verschaffen suchen. Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich ein halb Jahr lang Frieden hätte."

„Das wäre!" sagte der Amtmann und beugte sich über seinen Teller.

„Freilich, die guten Weiber," fuhr Schubart fort, „können so etwas nicht begreifen. Meine Helene gibt mich jeden Tag verloren und weint und betet; ich glaub', es wär' ihr am liebsten, wenn sie einen ganzen Ofenhocker aus mir machen könnte. Gestern Abend, als ich nach Hause kam, lief sie mir zitternd entgegen und stotterte, es sei ein Herr da gewesen, der nach mir gefragt habe. Was braucht's denn da zu jammern?" rief ich, „hab' ich doch ein gutes Gewissen! Und was wird's weiter sein? Er wird mich kennen lernen wollen, wie schon Tausende vor ihm."

„Diesmal haben Sie ganz richtig vermuthet, Herr Schubart," sagte Roller, indem er sich gegen ihn verneigte: „Ich war der Fremde und habe so wenig bösliche Absichten gegen Sie, daß ich vielmehr gekommen bin, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Würden Sie die Güte haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Sie ungestört sprechen kann?"

Schubart, der den jungen Mann schon mehrmals und namentlich, wenn er die Wirkung eines Bonmots oder eines markirten Wortes beobachten wollte, in's Auge gefaßt hatte, erwiderte sehr freundlich: „Ei, das ist ja recht Schade, daß Sie mich gestern verfehlt haben, und doppelt Schade, daß ich heute den ganzen Tag beschäftigt bin. Wie fangen wir's

nur an? Heute Abend hab' ich Concert, und diesen Nachmittag muß ich meine Chronik schreiben, weil ich morgen mit dem Herrn Amtmann hier nach Blaubeuren fahren will."

„Ja," sagte dieser, „der Herr Schubart wollen mich obligiren und meinen Schwager wieder sehen, der auf zwei Tage zu Besuch bei mir ist."

„Das kommt mir sehr ungelegen," versetzte Heinrich, „ich hätte dringend gewünscht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Wissen Sie was? Herr Landsmann!" sagte der württembergische Beamte, „wenn es Herrn Schubart Vergnügen macht, so will ich Sie gehorsamst eingeladen haben, auch von der Gesellschaft zu sein. Mein Schlitten hat Platz für alle drei, mein Tisch ebenfalls, und meinem Schwager wird es eine Ehre sein, Ihre Connaissance zu machen."

Schubart bezeugte seine lebhafte Freude über diesen Vorschlag und redete dem jungen Manne so herzlich zu, daß dieser trotz einer unüberwindlichen Abneigung die Partie annahm. „So führen Sie mich also," sagte er, „gleich den Weg wieder zurück, den ich gestern hergeritten bin."

„Alle Welt!" rief Schubart, „dann waren wir nicht weit aus einander! Sie sind ziemlich nahe an mir vorübergekommen. Sie kennen ja wohl Söflingen, die alte Reichsabtei? Dort war ich! Hätten Sie das nur gewußt und wären hingeritten! Sie hätten Ihre Freude an dem herrlichen Klostergebäude gehabt; denn dagegen bin ich nicht blind, wenn ich auch ihre dumpfen Institutionen auf den Tod hasse."

„Aber wie mochten Sie sich dahin wagen?" fragte Heinrich.

„Söflingen ist reichsfrei, dort konnte man mir nichts anhaben. Und wissen Sie auch, Affsprung, warum ich dort war? Das ist eine höllische Geschichte! Ich glaube, Sie haben damals den jungen Menschen von dort bei mir getroffen" —

„Den Juristen?"

„Eben den! Er war das einzige Mal bei mir, und ich

lieh ihm einen ganz unschuldigen Roman, ich weiß nicht mehr, wie das Buch hieß. Vor einiger Zeit kam dieser junge Mensch in ein katholisches Wirthshaus und führte daselbst unvorsichtige Reden. Gleich fassen sie ihn am Fittig, er wird in's Kloster Wiblingen gebracht, in ein scheußliches Loch gesperrt, gefoltert und zuletzt als ein Lästerer Gottes und der Heiligen aus Gnade und Barmherzigkeit heimlich geköpft, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut."

Alles schauderte bei dieser Erzählung, die Schubart mit wilden Augen vorbrachte.

„Ist es auch ganz gewiß?" fragte der bedächtige Afsprung.

„So sagte man mir wenigstens in Söflingen, wo ich mich nach seinem Schicksal erkundigte, weil er von dort gebürtig ist."

„Nun, Gottlob!" versetzte Affsprung, „wenn es noch bloße Sage ist, so kann's ja auch erlogen sein."

„Aber eins ist wahr!" rief Schubart zornig, „die Mönche verbreiten das Gerücht, er habe seine gottlosen Grundsätze von mir geholt, und zwar soll er selbst dies auf der Folter gestanden haben."

„Das gibt wieder neue Verfolgungen," sagte Affsprung mit einem Seufzer.

„Mag's!" rief Schubart, „wenn ich nur wüßte, was an der Sache ist. Irgend einen Spuk haben die verfluchten Pfaffen jedenfalls gemacht. Und das Stückchen sieht ihnen gar nicht so unähnlich; denn ich weiß, wie sie's mir gemacht hätten, wenn ich in ihre Hände gefallen wäre. Da lassen Sie sich eins erzählen — Sie wissen's zwar schon, lieber Affsprung — Als ich auf meiner Flucht von Augsburg nach Günzburg kam (ein preußischer Werboffizier machte die Reise mit), fand ich im Wirthshaus einen Troß dickbäuchiger Pfaffen um den Tisch sitzen. Sie soffen das Bier in Strömen hinab, und da kein andrer Tisch im Zimmer war, so mußten wir uns zu ihnen setzen. Nun können Sie sich denken, was ich für Augen machte, als ich sah, daß sie einige

Nummern meiner Chronik und — mein allerhöchsteigenes Portrait in den Klauen hatten, das zum Glück eine scheußliche Fratze war. Damals hatte sich die Sage durch kluge Freunde verbreitet, ich sei unterwegs arretirt worden, und die Bestien jubelten darüber; ‚Jetzt hand mer den Galgenkerl!‘ brüllten sie, ‚werden 'm wohl d' Zung rausschneida und da Kätza lebendi verbrenna! Dann schreib, Hund!‘ — Prosit! dacht' ich bei mir, und halb aus Angst, halb aus tollem Muthwillen mischt' ich mich in das Gespräch, schimpfte durch alle Octaven auf mich selber, beschrieb mich so unähnlich als möglich, zerriß das Portrait des Belialskindes (heimlich aus Aerger über die Caricatur) und brachte so infames Zeug vor, daß sie ganz begeistert wurden und mir den Segen der Mutter Gottes und aller Heiligen auf den Hals wünschten. Mein Preuße, der so witzig war, mich mit einem falschen Namen anzureden, sah mit Behagen zu und sprach unterwegs noch oft von der Posse."

Die Gesellschaft, deren Mittelpunkt er vom ersten Wort an gewesen war, lachte und stieß auf seine Geistesgegenwart an.

„Ja!" rief Schubart, „und pereant alle Pfaffen und Pfaffenfreunde und Tyrannen! Denn das Geschmeiß hängt wie Kletten an einander! Sollten Sie's glauben, daß man mich jetzt verfolgt, weil ich in der Chronik gemeldet habe, Maria Theresia sei vom Schlage getroffen? Ich war falsch berichtet, aber was benimmt denn das der guten Kaiserin an ihrer Majestät, wenn sie ein Unglück hat, das dem besten und vernünftigsten Menschen zustoßen kann?"

„So sind Sie schon in Kenntniß gesetzt —?" rief Heinrich.

„Ich weiß Alles!" erwiderte Schubart, „ich habe Freunde und Anhänger durch ganz Deutschland, und so lang es ein Preußen gibt, hab' ich nichts zu fürchten. — Uebrigens seien Sie ruhig," sagte er harmlos lachend zum Amtmann, „ich werde Sie morgen auf württembergischem Boden nicht compromittiren."

„O," fuhr Heinrich etwas vorschnell heraus, „unser

Herzog ist ganz gnädig gegen Sie gesinnt, darauf können Sie sich verlassen."

Der Amtmann sah ihn forschend an.

„Wissen Sie das so genau?" fragte Schubart, „mir ist jedenfalls am wohlsten, wenn ich seiner Gnade nicht bedarf."

„So ist's recht, Herr Schubart!" rief ein stämmiger Bürger vom untern Ende der Tafel herauf, „bleiben Sie nur bei uns! Wir Ulmer lassen Ihnen nichts geschehen! Und geben Sie uns heute Abend ein schönes Concert, dann ist Alles für Sie."

Dies brachte das Gespräch auf die angekündigte musikalische Unterhaltung und auf Musik überhaupt, wodurch Schubart Gelegenheit erhielt, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Er setzte sich an den Flügel und spielte mit Geist und Kraft einige Choräle, um an dieser Grundlage der deutschen Musik nachzuweisen, welche Vorzüge dieselbe vor der italienischen habe; dann gesellte er sich wieder zu den Tischgenossen und entwickelte so neue und kühne Ideen zu Gunsten der deutschen Tonkunst, daß Heinrich ihm mit Bewunderung zuhörte. „Ach, da fällt mir eine artige Schnurre ein," rief Schubart auf einmal; „als ich in Ludwigsburg Musikdirector war, hatte ich schwere Mühe, die geistliche Musik unsrer großen Componisten, eines Graun, eines Bach und solcher genialen Meister einzuführen. Ueberhaupt gaben die Italiener den Ton an, und eine Musik war verdächtig, wenn nur ein deutscher Name auf dem Blatte stand. Nun setzte ich einmal eine Cantate und brachte sie dem Orchester zur Probe, legte sie aber unter dem Namen Trabuschi auf; sie wurde gespielt und mit glänzendem Beifall aufgenommen, Jomelli war entzückt, Lulli spielte seine Partie mit dem größten Feuer, und alle Virtuosen jubelten über den excellenten Landsmann. Da sagt' ich: ‚Meine Herren, haben Sie doch die Gefälligkeit, den Namen verkehrt zu lesen! Wie heißt's?'"

Man buchstabirte, lachte, und der Dichter sah sich selbstgefällig um.

Der Amtmann, der ihn im Fluß zu erhalten strebte,

brachte ihn auf die abenteuerlichen Fahrten, die er seit jener Zeit gemacht, zu reden, und der lebhafte Mann war unerschöpflich im Erzählen, wobei er jedoch, uneingedenk, daß er einst zu München aus Noth beinahe katholisch geworden wäre, oder vielleicht eben darum, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seinem Pfaffenhasse Luft zu machen. „Nie," erzählte er, „werd' ich's vergessen, wie ich auf meiner Durchreise durch das Ellwangische die Straßen angefüllt sah mit Blinden, Lahmen, Krüppeln und Kranken aller Art, die zum großen Wunderthäter, zum Pater Gaßner, wallfahrteten, um sich heilen zu lassen. O, dacht' ich, Gaßner! wenn du all diesem Jammer mit einem Segensspruch abhilfst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben und meine Ausfälle und Spöttereien abbitten; aber leider kommen diese Elenden noch elender zurück."

„Den Gaßner haben Sie kräftig zur Ruhe verwiesen," sagte der Amtmann.

„Er hat sich," erwiderte der Dichter, die Augen schelmisch zudrückend, „er hat sich erst neulich verlauten lassen, er wolle mich auf ein Weinfaß bannen. — Er mag's thun!" rief er mit aufgehobenem Römer, „aber nur auf ein Faß ächten Hochheimer oder Niersteiner. Da wollt' ich stolzer drauf sitzen als Bacchus, da er im Triumphe nach Indien zog, und die Löwen und wilden Pardel sollten wie Kinder um mich her greinen, ihnen Göttersaft aus der vollen Schale zu reichen. Ich aber, mit Epheu bekränzt, würde die Schale hoch emporheben und jauchzen: Es lebe die Vernunft! Es sterbe der Fanatismus und Aberglaube!"

Jubelnd stimmte die Gesellschaft in den Trinkspruch ein. Der Dichter leerte sein Glas, mit feuersprühenden Augen umherblickend; dann setzte er hinzu: „Uebrigens muß man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten! Mich empört's, wenn die Religion, wie es bei diesen Wunderkuren geschieht, auf eine schändliche und lächerliche Weise mißbraucht wird; aber die sogenannte Sympathie möcht' ich doch nicht ganz verwerfen: ich habe wirklich schon Wunderdinge davon gehört und zum Theil selbst erlebt."

Der Amtmann erzählte zur Bestätigung von einer sympathetischen Cur, wodurch einem seiner Kinder die Warzen vertrieben worden seien, und Heinrich citirte lachend die zwei berühmten Zeilen des Hamlet.

„Ja, ja," versetzte Afsprung, „man kann auch die Aufklärung zu weit treiben. So hört man gewöhnlich behaupten, daß Träume keinen Sinn haben, und doch kann ich versichern, daß ich von Träumen weiß, welche einen tiefen Sinn, ja sogar eine prophetische Bedeutung hatten; ich kenne hier eine ganze Familie, die mit solchen Träumen, ich weiß nicht, soll ich sagen gesegnet oder gestraft ist." — Er erzählte einige Fälle, welche die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Gesellschaft in hohem Grade erregten.

„Ich glaube," sagte Schubart, „es ist in solchen Dingen schwer, eine bestimmte Linie zu ziehen, eine Theorie zu bilden. So hat zum Beispiel meine gute Helene Träume und Ahnungen; davon ist nun einiges eingetroffen, andres nicht, und ich kann also nur sagen, daß ich nicht an alle glaube, oder vielmehr, daß ich an alle so lang nicht glaube, bis sie eingetroffen sind. Dies ist namentlich gegenwärtig mein Trost und meine Vertheidigung gegen das gute Weib; denn seit einigen Tagen sieht sie allenthalben Gespenster."

Er versank in tiefes Nachdenken, eine große Stille entstand. „Sonderbar!" fuhr er auf, „da kommt mir auf einmal ein Traum wieder in Erinnerung, den ich längst vergessen hatte. Als ich von Geislingen nach Ludwigsburg berufen wurde und den Bakel mit dem Taktirstab vertauschte, was nicht ohne scharfen Kampf mit meiner Frau und ihrem Vater abging, träumte mir in einer Nacht, ich wandle einsam in der äußersten Finsterniß; ich wußte nicht, wo ich war und wohin ich mich wenden sollte, mein Fuß trat unsicher auf, es wimmelte unter mir, als ob der Boden lebendig wäre; auf einmal erhellte ein rother Blitz die ganze Gegend, und ich sah mich in einer schauerlichen Wüste, Schlangen und scheußliches Gewürme zu meinen Füßen; ich schrie, da ergriff mich eine starke Hand und stellte mich auf einen Berg, der über und über mit Asche bedeckt war; durch die Asche mußte

ich zu einem Thurme waten, wo ein Troß Dämonen in schwarzen Kutten mich hohnneckend empfing; kaum war ich bei ihnen angekommen, so fielen sie teuflisch lachend über mich her und zerfleischten mich mit den langen Nägeln an ihren Fingern, so daß ich in Schweiß gebadet erwachte und die ganze Nacht kein Auge mehr schloß. Ich hatte damals ein unbezwingliches Vorgefühl, dieser Traum müsse in Erfüllung gehen, nachher aber vergaß ich ihn, und jetzt, nach acht Jahren, taucht er plötzlich wieder vor mir auf. Und es ist doch ominös! ein Theil davon ist bereits in Erfüllung gegangen, die Pfaffen sind mir aufsäßig geworden und möchten mir wenigstens gern so mitspielen, wie es ihre Ebenbilder in jenem Thurme thaten."

Heinrich schrack zusammen, denn in diesem Augenblicke fiel ihm wie durch einen elektrischen Schlag das Begegniß in Grafeneck wieder ein, das ihm während seines langen Schlafes in der vergangenen Nacht ganz aus der Seele verschwunden war. Er stützte den Kopf auf die Hand und brütete in düstrem Sinnen vor sich hin; wenn ihn jemand gerade jetzt über Aufklärung und Aberglauben befragt haben würde, er hätte keine Antwort zu geben vermocht.

„Wie, ihr Herren!" rief der Amtmann von Blaubeuren, dem diese Wendung des Gesprächs nicht nach dem Sinne zu sein schien: „lustig, aufgeweckt! wofür stehen die vollen Flaschen umher? Pfui, Herr Schubart! wo ist Ihre gute Kehle, Ihre muntere Laune, Ihr Witz? Geschwind, geben Sie uns einen lustigen Einfall zum Besten, einen Vers! Warten Sie, über was denn gleich? Ja, sehen Sie, hier werf' ich diesen gold'nen Ring in Ihr Glas: wenn Sie, ohne sich zu besinnen, einen Vers darüber machen, so soll er Ihnen gehören."

Ein unbehaglicher Kampf war während dieser Worte auf Schubart's Angesicht zu lesen, das schnelle Abbrechen eines bedeutenden Gegenstandes, die Empfindung, sein Talent vor diesem jungen Mann auf eine doch nicht gar würdige Weise verwenden zu sollen, schien ihm peinlich zu sein; auf der andern Seite aber konnte er es nicht ertragen, sich durch

Stillschweigen vor der Gesellschaft eine Blöße zu geben und seinen Ruf Lügen zu strafen; vielleicht zog ihn auch das Gold einen Augenblick an, das in seinem Hause nicht überflüssig war; genug, so wie der Amtmann das letzte Wort gesprochen, ergriff er das Glas mit dem Ring und sagte ganz geläufig:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum, Plutus, an die Hand und, Bacchus, in den Magen!

damit leerte er das Glas auf Einen Zug und steckte den Ring an den Finger.

Heinrich war über die Schnelligkeit dieser Improvisation erstaunt, die dem Dichter, ganz wie der Amtmann gesagt, ohne alles Besinnen gelungen war; denn eine Naturgabe, die uns abgeht, setzt uns immer am meisten in Verwunderung.

„Das ist mir doch eine wahre Hexerei!" rief der Amtmann, „hätt' ich es doch nicht für möglich gehalten, daß man über einen Ring, den ich in's Glas werfe, etwas sagen könnte! Was ist da irgend Auffallendes d'ran? Was läßt sich dabei Vernünftiges denken? Und doch bringen Sie gleich einen Vers heraus und noch dazu einen Witz! Aber ich sag' es ja immer, Sie sind ein Tausendsasa! Das war wieder aus dem Ermel geschüttelt!"

Schubart betrachtete ihn lächelnd; dann zog er den Ring wieder ab und legte ihn dem Amtmann in die Hand, indem er sagte:

Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.
Dieß nur gewähre mir, Apoll, und bleib' mir hold!
Und nun, Herr Amtmann, hier! behalten Sie Ihr Gold.

Hatte der erste Vers eine gute Wirkung gehabt, so erregte dieser zweite, den er eben so leicht von sich gab, einen wahren Enthusiasmus, wovon ein großer Theil auf die feine und würdige Wendung, die der Dichter nahm, geschrieben werden durfte. Die Gesellschaft brach in lautes Beifalls-

geschrei aus, Heinrich drückte ihm herzlich die Hand, der Amtmann aber nahm den Ring durchaus nicht zurück und nöthigte den Dichter auf jede Weise, es würde ihm eine wahre Beruhigung sein, sagte er mit einem seltsam traurigen Blick und ließ nicht eher nach, bis er den Ring wieder an Schubart's Finger sah.

Jetzt wurden noch ein paar lustige Flaschen geleert, Schubart blieb sich gleich und war oft groß in seinen schlagenden Erwiderungen, wobei ihn sein Witz auch nicht eine Sekunde lang im Stiche ließ; einige starke Derbheiten, die gelegentlich mit unterliefen, waren mit dieser Würze wohl durchgesalzen und für den ekelsten Gaumen genießbar gemacht.

Endlich brach der Dichter auf, um in den paar Stunden vor dem Concerte das bevorstehende Chronikblatt zu füllen. Er schüttelte unsrem Freunde die Hand und sagte: „Morgen sehen wir uns also wieder! Sie müssen morgen Abend mit mir zurück, wir bleiben einige Tage beisammen, und ich zeige Ihnen alle Merkwürdigkeiten Ulms, wo es manches, was sich der Mühe verlohnt, zu sehen gibt. Namentlich aber verbiet' ich Ihnen bei Leibes- und Lebensstrafe, das Münster ohne mich zu besteigen! das ist ein Gang, den wir mit einander thun müssen. Inzwischen will ich Ihnen hier eine Unterhaltung verschaffen." — Er warf ein paar Worte auf ein Blatt, gab es ihm und stürmte hinaus. Es war eine vertraulich geschriebene Empfehlung an den Verfasser des Sigwart, den Freund und Genossen des Göttinger Hainbundes, Johann Martin Miller, der jetzt als Geistlicher in seiner Vaterstadt lebte. Heinrich machte sogleich Gebrauch davon und fand einen sanften Mann mit einer liebenswürdigen Gattin; beide sprachen mit Theilnahme und zarter Besorgniß von der Lage des rücksichtslosen Dichters. Heinrich brachte bei diesen wohlwollenden Menschen eine angenehme Nachmittagsstunde zu, welche ihm nach der geräuschvollen Fröhlichkeit ganz sanft that.

Abends besuchte er Schubart's Concert und hatte Gelegenheit, seine musikalischen und declamatorischen Talente

kennen zu lernen. Er hörte ihn einige Oden von Klopstock vorlesen und bewunderte seine metallene Stimme, nur hätte er ihm etwas mehr Mäßigung in der ungebändigten Kraft seines Vortrags gewünscht. Das Publikum, unter dem er sich umsah, bestand großentheils aus Ulmer Bürgern mit ihren Frauen und Töchtern; Patricier schienen wenige da zu sein. Der weibliche Theil des Auditoriums war sehr anziehend zu nennen; er meinte eine Auswahl der schwäbischen Frauen vor sich zu haben. Selten hatte er einen so schlanken Wuchs, eine so gefällige Haltung gesehen; eine sanfte Ruhe lag auf diesen feinen Gesichtern, deren Schönheit im umgekehrten Maße zunahm, je mehr sich ihre eigenthümliche Tracht dem Mittelstande näherte. Sie schienen ihm mehr südliche Grazie in ihren Bewegungen zu haben als ihre übrigen Stammsgenossinnen, und unser Freund, ein ächter fahrender Ritter, erlaubte sich nur sein Lottchen von diesem Urtheil auszunehmen. Schubart's Frau saß unter ihnen mit schwermüthig gesenktem Kopfe, sie nahm wenig Antheil an dem Beifall, den ihr Gatte erntete, und schien mit einer unbezwinglichen Trauer zu kämpfen; wie viel mochte diese treue Seele schon durch den unruhigen Musikus gelitten haben!

Dieser benützte eine Pause, um Rollern, den er mit seinen scharfen Augen erspäht hatte, aufzusuchen und ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Er dankte ihm lebhaft für seine Beifallsbezeugungen: „Haben Sie meinen Bruder Miller gesprochen?" rief er, „nicht wahr, das ist ein herrlicher Mensch."

Heinrich stimmte von Herzen ein.

„Ich weiß nicht," sagte Schubart und fuhr mit der Hand langsam über die Stirne, „es ist, als wäre etwas von meiner Frau auf mich übergegangen; sie will diese Reise kaum zugeben, und doch! was ist denn für eine Gefahr dabei? ja, wenn's nach Stuttgart, nach Ludwigsburg ginge, wo ich noch manches auf der Nadel habe, da könnte man Besorgnisse hegen, aber an die nächste Grenze! nach Blaubeuren! wer kann da an eine Gefahr denken? wie kann der Herzog etwas davon erfahren, oder hat er so weitsichtige Augen und

einen so langen Arm, um mich von Stuttgart aus in Blaubeuren zu fassen?"

„Sie sind im Irrthum, liebster Schubart, wenn Sie glauben, Herzog Karl wolle Ihnen übel; im Gegentheil —"

„Still, still!" fiel Schubart lächelnd ein, „ich kenn' ihn besser, er kann mir nicht grün sein! das Land ist mir nicht umsonst verboten."

Es ist hier nicht der Ort, davon zu sprechen," sagte Heinrich, „aber wenn Sie eine Abneigung haben, nach Blaubeuren zu gehen, so lassen Sie uns hier bleiben. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, aber wie mögen Sie sich mit diesem Amtmann einlassen? er hat gar nichts, was einen Mann Ihrer Art anziehen könnte."

Schubart lachte: „Ich will's gestehen," sagte er, „es ist eine Schwachheit, eine Eitelkeit! Es liegt in unsrer Natur, daß wir lieber nach dem Fernen greifen als nach dem Nahen, und der Beifall einer Schreiberseele thut mir oft, der Seltenheit wegen, wohler als das Lob eines Zunftgenossen. Wenn ich das Gelübde thun wollte, nur mit Poeten umzugehen, so würd' es mir oft an Gesellschaft fehlen. Was aber den betrifft, so ist er ein tüchtiger Geschäftsmann, rechtschaffen, so viel ich weiß, gewandt und von sehr raschem Wesen, und dafür hab' ich eine gewisse Sympathie. Ueberdieß versprech' ich mir von seinem Schwager einen angenehmen Tag; ich kenn' ihn von früher her und kann nur nicht begreifen, warum er mir durch den Amtmann sagen ließ, er wünsche mich kennen zu lernen. — Nun, ich muß wieder an meine Funktion! Nicht wahr, meine reichsbürgerlichen Virtuosen halten sich brav?"

Als das Concert vorüber war, holte Schubart ihn ab und führte ihn in eines der Schenkzimmer. „Es thut mir leid," sagte er, „daß wir nur noch ein paar Minuten beisammen sein können, aber ich bin mit der nächsten Nummer meiner Chronik noch nicht ganz zu Ende — oder — ich weiß einen bessern Vorschlag! Gegen Sie setze ich mich über alle Förmlichkeiten weg, denn Sie thun mir den Gefallen gerne."

„Was es auch sei!" rief Heinrich.

„Wenn ich jetzt zu Hause hinsitze," sagte der Dichter, „so zerkaue ich mir die Feder, ihr Kritzeln stört mich jeden Augenblick, und ich brauche die halbe Nacht, bis ich etwas zu Stand gebracht habe, das dann doch kalt und leer ist; dagegen wenn ich jemanden hätte, dem ich's dictirte, so wär' in einer halben Stunde etwas fertig, womit ich eher zufrieden sein könnte."

„Papier, Tinte und Feder!" rief Heinrich einem vorübereilenden Kellner zu und wollte, als das Verlangte gebracht war, sich in eine entfernte Ecke begeben, aber das war nicht nach Schubart's Geschmack. An den besetztesten Tisch, wo in einer dicken Tabakswolke kräftige Gestalten vor den schäumenden Bierhumpen saßen, wo das Gespräch am lautesten war, setzte er sich mit ihm hin und sagte: „Nun warten wir, bis der Geist über mich kommt!" — Aber es war ihm nicht anzusehen, daß er über irgend etwas nachdachte; vielmehr unterhielt er das lebhafteste Gespräch mit seinem neuen Freunde, der immer größern Gefallen an ihm fand, und warf dazwischen Bomben nach allen Seiten hin. Die Unterredung begann allgemein zu werden; Heinrich vernahm einen kecken entschiedenen Ton, womit über die Zeitläufe gesprochen wurde, ein körniger Witz kam ihm überall entgegen, und sogar literarische Anspielungen mischten sich in's Gespräch, aus welchen er abnehmen konnte, wie tiefe Wurzeln Schubart's Wirken bereits in der Stadt geschlagen hatte.

Mitten in der besten Unterhaltung ergriff dieser plötzlich die Feder und warf einige Worte hin, reichte das Papier unsrem Freunde, welcher darauf mit einer für diesen Mann des Sturmdrangs ungemein zierlichen Hand geschrieben fand: „Memento mori für die Krittler," und sagte: „Ich habe eben jetzt allerlei zu recensiren, und dazu will ich mir die Grundsätze der ächten Kunstrichterschaft einmal recht klar machen. Schreiben Sie, Bester! ich setze mich auf mein Rößlein, es geht auf Siebenmeilenstiefeln, schreiben Sie" — und damit begann er zu dictiren:

„Hast ein Buch vor dir und möchtest's oder sollst's

recensiren, so geh' in dein Kämmerlein, und schleuß die Thür nach dir zu, und frag' dich vor: ,verstehst's Buch auch?'

„Schlag' nicht gleich mit dem Schwert d'rein, lies'st du ein schales Buch; denk', 's könnt' ein alter Mann sein, der dies Buch schrieb — hat's wohl nicht bös gemeint — und du willst ihn schlagen, den Glatzkopf, der ohnehin schon zum Grabe wankt. Ihn, der vielleicht als Bürger, als Mensch und Christ manch' edle That gethan, köstlicher als das schönste Buch mit Modetitel und Modefratzen und Modewitz und Modeschnitt.

„Oder denk': 's könnt ein Jüngling sein, der furchtsam und blöde am Nestchen steht und seine Flügelein versucht. Sieh', er wagt sich in die Luft, setzt sich wieder, flattert allenfalls auf deinen Flintenlauf, glaubt, 's sei ein Ast. Und du willst ihn morden, Barbar? Ihn, der, wo er nicht fliegen wird wie ein Adler und singen wie die Nachtigall, doch fliegen wird in Gottes Luft und zwitschern aus dem dunklen Busch!

„Da steht einer, setzt den Zirkel an, sagt bescheiden: für den Kreis schreib' ich! Thut's auch und verbreitet Ordnung, Wohlbehagen und Freud' in diesem Kreise — und du gehst her, erweiterst den Kreis, daß Welten drin' tanzen könnten, und, siehst du, daß der bescheidene Schriftsteller nun nicht mehr ausreicht mit seinen Strahlen, gleich über ihn herfährst und ihm Perrück' und Kragen und Mantel vom Leib' reiß'st und über ihm kollerst und deine Gebärde verstellst, daß dir der Geifer herabfließt in deinen Bart — sag's und richte selber: bist du nicht ein unbescheidener, ungerechter, unchristlicher, herzloser Kerl, den man mit Schneeballen vom Richterstuhl werfen sollte?

„Stößt dir aber ein unbescheidner Knab' auf, der mit Schwanenstolz daherschwimmt, und spottet der Vögel über ihm, und hochhalsig anschielt die Thier' am Ufer, und hinunterstürzt nach den Fischlein im Wasser, sie zu verschlingen, den wirf, bis er liegt! Scheu' nicht des Giganten Tritt und seinen Jast und sein Hohnsprechen, sondern nimm

Stein' und schleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung, Arroganz aber Wurf und Tod.

„Ueberlaß das Meiste der richtenden Zeit. Sie steht mit der Wage hoch und wägt. Siehst du, wie gelehrte Spreu auffährt in der Wagschal' und Sturmwind's Raub wird? — Was willst du richten? — Siehst du die sinkende Schale mit Goldsand und Edelgestein? — Was willst du richten? —

„Und über das alles, Krittler, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Schrecken dich die Kunstrichtergerippe und der Anblick ihrer hohlen Schädel und ihres Gebeins Dürre in Büchersälen nicht? Halt dir einen Mann, nach Egypterbrauch, der dir zuruft, wenn Galläpfelsaft in deiner Feder sprudelt: Memento mori! Gib Acht, entsinken wird die Feder deiner Rechten, und hast ein Herz im Leib, so wird ein Thränchen stürzen auf's Papier und jede Bruderbeleidigung wegflößen.

„So richte mich, Leser, ich werde sie halten, meine sieben Gebote."

Auch unsrem Freund entsank die Feder hier, die er nicht mehr in der Hand zu führen vermochte; sie hatte kaum mit dem raschen Gedankenstrome des genialischen Mannes gleichen Schritt halten können, der überdies noch unter dem Dictiren an dem Gespräche rings umher Antheil nahm und da und dorthin ein Wort, einen Witz fliegen ließ. Heinrich sprang begeistert empor. „Das könnte Goethe geschrieben haben!" rief er aus, „hoch lebe Ihr Talent, liebster Schubart! Glück und Gedeihen Ihrer frischen, lebenvollen Chronik! möge es nicht die letzte Nummer sein!"

Schubart zog ihn lächelnd nieder, und die Freunde blieben noch eine Weile auf's Cordialste zusammen, bis Frau Schubart, die sich inzwischen bei einigen Freundinnen aufgehalten haben mochte, mit ihrem sanften traurigen Blick an der Thüre erschien. Schubart nickte ihr zärtlich zu, sagte dem jungen Manne gute Nacht und entfernte sich mit ihr. Unser Freund war ebenfalls im Begriff, zu Bette zu gehen, da trat ihm aus einer Ecke der Amtmann von Blaubeuren entgegen, und Heinrich mußte nothgedrungen Rede stehen.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit," begann der Amtmann, „Sie haben heute bei Tisch eine Bemerkung über unsern durchlauchtigsten Herzog in Betreff Schubart's gemacht, die mir aufgefallen ist. Sind Sie vielleicht über seine Gesinnungen näher unterrichtet?"

„Ich glaube so ziemlich," erwiderte Heinrich kurz.

Der Amtmann rückte ihm mit einer gewissen Vertraulichkeit auf den Leib und fragte ganz leise, indem er mit den Augen zwinkerte: „Sind Sie vielleicht von Sr. Durchlaucht abgesandt?"

Heinrich war betroffen, dem Amtmann entging seine Verlegenheit nicht. „Ich bitte tausendmal um Vergebung," sagte er, „ich habe vorhin zufällig im Stall die Schabrake Ihres Pferdes gesehen."

Heinrich schwieg mit gerunzelter Stirne und verwünschte innerlich die herzoglichen Stalldiener und seine eigene Unbesonnenheit, die, wie ihm jetzt einfiel, schon in Grafeneck sich hätte warnen lassen sollen.

„Ich begreife nicht," fuhr der Amtmann fort, „übrigens wenn der Herzog einem Diener wie mir etwas befiehlt, so kann er sich ruhig schlafen legen und braucht mir keinen Succurs zu beordern."

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen," erwiderte Heinrich.

„Nun, Sie haben mir wenigstens recht schön in die Hände gearbeitet; ich werde das zu rühmen wissen."

„Hat Ihnen der Herzog vielleicht Aufträge gegeben?" fragte Heinrich. Bei Karl's Neigung zu schnellen und wechselnden Entschlüssen war es nicht undenkbar, daß der Fürst ihm einen Gehilfen nachgeschickt habe.

„Vertrauen gegen Vertrauen," sagte der Amtmann trocken und drehte an seinen Westenknöpfen.

„Nun, wir können ja morgen darüber sprechen," versetzte Heinrich, „für jetzt, däucht mich, wissen wir genug von einander, nämlich daß wir gemeinschaftlich auf Schubart's Wohl bedacht sind."

„Gewiß!" erwiderte jener, indem er ihn zum erstenmal

mit einem langen, ungewiß forschenden Blick betrachtete, „das sind wir, und in diesem Glauben können wir jetzt schlafen gehen. Ich habe das Vergnügen, angenehme Ruh' zu wünschen."

„Was wollte mir denn der Mensch eigentlich sagen?" dachte Heinrich, als er sein Bett bestieg, „welche schnöde Neugier, mein Pferd auszuspioniren! Wenn der Herzog durch Diesen mit einem Mann wie Schubart in's Reine kommen will, dann hätte er meiner nicht bedurft. Aber vielleicht ist's bloße Zudringlichkeit. — Nun, ist doch nichts in der Welt vollkommen!" setzte er hinzu, während ihm schon die Augen zufielen, „bei alle dem war es ein schöner, reicher Tag! Ob er wohl auch bei Schubart einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat? Ach, der hat mich in einigen Wochen wieder vergessen? An so einem berühmten Manne, der täglich neue Bekanntschaften macht, huschen die Menschen vorüber wie Schatten an der Wand. Nun, wenn Alles wird, wie's werden soll, so kommen wir wieder zusammen, und vielleicht für lange Zeit. Gute Nacht, mein Lottchen!"

Als er den andern Morgen aufstand und in's Wirthszimmer hinunter ging, traf er Schubart und seinen Begleiter schon reisefertig bei einem Glase Wein; der Schlitten hielt vor der Thüre. Heinrich aber fand es zu kalt zum Fahren und ließ schnell den Mustapha satteln. Eine Zeitlang ritt er neben dem rasch dahinklingelnden Schlitten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber. Die beiden Männer saßen stumm neben einander, Schubart ließ den Kopf hängen, ein düsterer Gedanke schien sich seiner bemächtigt zu haben; die Miene des Amtmanns hatte etwas Gespanntes, Gebieterisches angenommen. Heinrich schrieb das Mißbehagen, das ihn gleichfalls ergriff, der Kälte zu. Als er die Felsenschlösser von Weitem erblickte, blieb er zurück, um den armen Mustapha zu schonen. Die Sonne traf jetzt mit vollen Strahlen auf den Schnee, der wie ein diamantenbesä'ter Teppich im Thale flitterte.

Blaubeuren war erreicht. Er stellte das Pferd im Wirthshause ein und fragte nach der Wohnung des Klosteramtmanns.

„Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen," versetzte der Wirth, „so können Sie mit dem Herrn Baron von Varnbüler und dem Herrn Oberforstmeister, Grafen von Sponeck, die soeben im Zimmer drüben eine Tasse Warmbier zu sich nehmen, in Gesellschaft hingehen."

„Was wollen denn diese Herren dort?"

„Ich weiß es nicht."

„Das geschieht dem Dichter zu Ehren," dachte Heinrich und ließ sich zu der Wohnung des Amtmanns weisen.

Er wurde dem Kloster zu geführt. „Die beiden Andern werden schon aufgethaut sein," sagte er zu sich, „und ich werde bereits ein paar Bonmots verscherzt haben." — Durch den Klosterhof gelangte er in's Amthaus und erstieg die Treppe wohlgemuth. Als er sich nach dem Wohnzimmer umsah, erblickte er auf der Flur eine rundliche Frau, die ihm den Rücken bot; sie rang die Hände wie im tiefsten Jammer und schien sich nicht fassen zu können. Bei dem Geräusche wandte sie sich um, und er sah in ein Gesicht mit edlen Zügen, in Thränen gebadet, die ihm das tiefste Mitleid abnöthigten. Er vermuthete, die Frau vom Hause zu sehen, und ihm ahnte ein Unglück.

„Was ist geschehen?" rief er ihr entgegen, „ist den beiden Herren etwas widerfahren?"

„Wem?" fragte sie und ließ ihre Augen prüfend auf ihm ruhen.

„Ist denn der Schlitten noch nicht da?"

„O ja," versetzte sie, „Herr Schubart und mein Mann sind glücklich angekommen. Was steht zu Befehl?" fügte sie etwas stutzig hinzu.

„Ich gehöre zur Gesellschaft, wenn's Ihnen genehm ist," entgegnete er mit einer freundlichen Verbeugung, „der Herr Amtmann war so gütig, mich ebenfalls einzuladen."

Sie bedachte sich einen Augenblick. „Sie müssen sich ein wenig gedulden," sagte sie endlich und schien mit sich im Kampfe zu sein; „ich will Ihnen meines Mannes Arbeitszimmer öffnen; hier, wenn's gefällig ist, und" — ein beinahe flehender Blick begleitete diese Worte —

„haben Sie die Güte, sich hier zu verweilen, bis ich Sie rufe."

Mit diesen Worten machte sie die Thüre hinter ihm zu. „Vielleicht ein häuslicher Kummer," dachte Heinrich, „aber fürwahr ein seltsamer Empfang, das!" — Er sah sich um, besah flüchtig einige Kupferstiche an der Wand und trat zu einem Arbeitstisch, auf welchem Bücher und Acten lagen. Er erblickte ein Blatt von Schubart's Chronik und irrte mit den Augen darauf umher. Da stieß er auf eine grün angestrichene Stelle, die ihn in nicht geringe Bestürzung versetzte. Es war eine Klage über die Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenthrone; auch Württemberg war unter diesen genannt, und die Ursache, hieß es, sei leichter zu denken als zu sagen. — „O über den ewigen Störenfried!" rief Heinrich, „was geht denn ihn das an? er ist ja auch nicht rein! Wenn doch diese Zionswächter der Moralität bei sich selbst anfangen wollten! Aber wie stimmt diese Notiz zu meinem Auftrag? Ist sie älter oder jünger?" — Er sah nach der Nummer und hielt das Datum seiner Audienz auf der Solitude damit zusammen, es war nicht klar zu entscheiden, der Herzog konnte das Blatt damals schon gelesen, er konnte es erst nachher bekommen haben; zudem war zu bezweifeln, ob Karl irgend eine Zeitschrift regelmäßig lese. Freilich hatte er einige Worte fallen lassen, die wenigstens so gedeutet werden konnten, als wüßte er um jene Beleidigung. „Ich kann nicht weiter gehen," dachte Heinrich, „ich muß vorher wissen, wie der Herzog das aufnimmt. Wenn er wüßte, daß der Unbesonnene jetzt auf seinem Boden ist — aber der Amtmann will ja auch Aufträge haben — der Amtmann? O mein Gott, jetzt seh' ich!" — Wie ein Blitz zuckte ihm eine Klarheit durch die Seele, instinktmäßig fuhr er auf, den verrathenen Mann zu retten, die Verfolger waren ja schon angekommen. Jetzt durchschaute er die Absicht der gutgesinnten Frau, sie hatte ihn, den sie demselben Loose verfallen glaubte, auf die Seite bringen und verbergen wollen, bis Alles vorüber wäre.

Er riß eine Thür auf, die in ein Schlafzimmer führte. Er eilte hindurch, öffnete eine zweite, und in diesem Augen-

blick hörte er die metallene Stimme, die er gestern bewundert hatte, mit festem und starkem Tone sagen: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen."

Er sah sich um und fand — Schubart von einem Offizier und einigen Männern in Civiluniform umringt und verhaftet. Zwei Soldaten hielten die Thüre besetzt. Der Amtmann ging mit bedauernder Gebärde im Zimmer hin und her. „Mir ist's Leid!" wiederholte er fort und fort, „Gott weiß, mir ist's Leid!" Seine Frau stand mit gerungenen Händen da. Ein Mädchen, über ihr Spinngeräthe gebeugt, hüllte ihr Gesicht in die Schürze. Sprachlos und vernichtet mußte sich der Jüngling an den Thürpfosten lehnen. So sah er vom Nebenzimmer aus, wie der Gefangene abgeführt wurde, wie einer der Civilbeamten ihm herzlich die Hand drückte, für die kalte Reise seine Handschuhe mitgab, und der Major mit Theilnahme und Schonung ihn hinausbegleitete. Alle folgten, und Heinrich legte die Hand an die Stirne, ob er nicht geträumt habe; da er aber den menschlich fühlenden Beamten bemerkte, der allein zurückgeblieben war und sich mit der Hand über die von Thränen schimmernden Augen fuhr, eilte er auf ihn zu, faßte ihn krampfhaft am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Herr! ich habe ein gewisses Recht, mich in diese Sache zu mischen — ich will es Ihnen darthun — ich will Ihnen Alles anvertrauen — kehren Sie sich nicht an meine Verwirrung — wollten Sie mir zwei Worte vergönnen?"

„Reden Sie!"

„Nicht hier, o nicht hier!" rief der Jüngling, „hier ist die Luft vergiftet! ich bitte, gönnen Sie mir in einem andern Zimmer Gehör!"

Der Beamte nahm ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in ein andres Zimmer. Heinrich stammelte eine Erzählung von den Absichten des Herzogs auf Schubart, von jenem Auftrag und seiner Reise heraus.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Eine so schnelle Umwandlung aller Vorsätze," sagte er, „ist mir unbegreiflich;

gleichwohl hat sie stattgefunden, wenn ich Ihnen glauben darf, worin ich keinen Augenblick anstehe. Hier, sehen Sie die Verhaftungsordre." — Sie war nur um einen Tag jünger als sein Auftrag. — „Wenn ich meinen Vermuthungen Raum geben darf," fuhr der Beamte fort, „so war diese Scene längst vorbereitet; aber nach dem, was Sie mir sagen, scheint der Herzog Gnade und Ungnade gleich abgewogen und, vielleicht selbst ungewiß, dem Zufall oder dem Schicksal des unglücklichen Mannes überlassen zu haben. Sein böser Stern hat die Ungnade auf sein Haupt gelenkt, und sie wird ihn schwer drücken. Vermag ich etwas über Sie, mein Sohn, so bitten Sie beim Herzog für Schubart's Familie, er hinterläßt sie in tiefer Noth, sie hat, wie ich weiß, nur noch für ein paar Tage zu leben. Bitten Sie ihn! er ist menschlich, wenn auch leidenschaftlich; ich werde dasselbe thun. Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl!" rief Heinrich, „bin ich denn so ganz hilflos? Dort muß ich einen verrathenen Freund abführen sehen, und hier muß ich einen Biedermann zurücklassen an der Seite eines —"

Der Beamte drückte ihm den Finger auf die Lippen. „Still!" sagte er, „ich darf nicht hören, was Sie sagen wollen. Wenn ich bedenke, wie Vorurtheile und falsche Rücksichten einen Mann, der mir so manches Jahr schon rechtlich und tadellos zur Seite stand, zu einer solchen That veranlassen konnten, so möcht' ich blutige Thränen weinen." — Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, eine ehrwürdige, gebeugte Gestalt, dann trat er vor den jungen Mann und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Dies ist," sagte er mit leiser Stimme und vorsichtigem Blick, „dies ist wieder ein Beweis, wie sehr unser Beamtenstand gehoben zu werden bedarf. Dieser Mann hat es nicht aus Geiz gethan, denn er ist wohlthätig, ja er opfert sein Vermögen; auch bekommt er nichts für diesen Fang, ich weiß vielmehr, der Herzog ist noch sehr im Rest bei ihm; ich wage nicht einmal zu sagen, aus Ehrgeiz, denn er ist, so viel ich weiß, mit seinem Posten zufrieden, sondern aus Diensteifer! Fragen

Sie Männer wie Moser und Huber, wie sie über die That dieses Mannes urtheilen werden. Glauben Sie, dieser Mann ist nicht der Einzige, der die Befehle des Herrn für absolut und einen unruhigen Schriftsteller — einen Grenzfeind seines Herzogs, wenn ich so sagen darf — für ein rechtloses Subject ansieht, dem man nicht einmal ein moralisches Benehmen schuldig ist. Ueberdies behauptet er, er habe ihn gewissermaßen gewarnt. — Sie sind noch jung, mein Freund, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, wenden Sie Ihr Leben dazu an, den Samen ächter Bildung auszustreuen; denn diese ist es allein, was den Menschen auf eine höhere Stufe hebt, der ohne sie, er sei, was er wolle, doch immer nur ein Sklave bleibt."

Er umarmte den Jüngling, der, sich seiner kaum bewußt, aus dem Hause fortstürzte, sein Pferd aus der Herberge riß und wie ein Rasender durch die noch immer versammelten Volkshaufen sprengte. Nicht weit von der Stadt traf er auf den Wagen, in welchem Schubart abgeführt wurde. Er bog links ab, um ihn nicht mehr sehen zu müssen, denn was konnte er ihm jetzt sein? Ein augenblickliches Gefühl trieb ihn nach Reutlingen, es war ihm, als müßte er in dem friedlichen Hause des Bürgermeisters Trost suchen. Aber es war nur das Gefühl eines Augenblicks; als er an die Wegscheide kam, lenkte er mit Heftigkeit rechts ein und ritt über Urach in's Unterland. Dort war der Schnee schon wieder geschmolzen, und er ritt, schläfrig und gedankenlos über dem Pferde hängend, durch einen tiefen Koth.

10.

In jenem sel'gen Augenblicke,
Ich fühlte mich so klein, so groß!
Du stießest grausam mich zurücke
In's ungewisse Menschenlos.
Goethe, Faust.

Als unser Freund wieder in Stuttgart eingeritten war und sein Pferd in den Marstall zurückgesandt hatte, war es sein erstes Geschäft, sich nach dem Aufenthalt des Herzogs zu erkundigen. Er wollte zu ihm eilen, dringend sich für den unglücklichen Schubart verwenden — noch immer hatte er Zweifel: vielleicht war es mit der Verhaftung nicht so ernstlich gemeint, vielleicht war es nur auf einen Schreck abgesehen, und Alles konnte sich noch heiter lösen. Aber leider! Auf seine Anfrage erfuhr er, der Herzog befinde sich mit der Gräfin von Hohenheim auf dem Asperg, um für den Gefangenen einen engen Käfig zurichten zu lassen und bei seiner Einsperrung zugegen zu sein. Er konnte nicht länger zweifeln.

Abends kam der Herzog zurück und verweilte den folgenden Tag in seiner Residenz. Heinrich ging, so früh als er's wagen durfte, in's alte Schloß und ließ sich melden. Nach einer starken Stunde wurde er vorgelassen. Der Herzog stand an ein Tischchen gelehnt, die dichten blauen Vorhänge warfen einen blassen Schatten über sein Gesicht, er musterte den Eintretenden vom Kopf bis zu den Füßen: „Wer iß Er?" rief er ihm herrisch entgegen.

„Heinrich Roller, den Ew. Durchlaucht nach Ulm zu senden die Gnade gehabt haben."

„Ah so! Unser Abenteurer von neulich! Er hat schlechte Geschäfte gemacht."

„Wie?" rief Heinrich: „also geschah es wirklich auf Befehl Eurer Durchlaucht —?"

„Seh' doch einer! Ich glaube gar, Er will mich constituiren? Er?"

„Geruhen Ew. Durchlaucht," entgegnete Heinrich, „mir keine Anmaßung zuzutrauen; aber nach dem Auftrag, dessen ich gewürdigt worden bin, ist es wohl natürlich, daß mir die schnelle Wendung dieser Angelegenheit kaum glaublich sein kann, zumal ich nicht weiß, was der Unglückliche verbrochen hat?"

„Und das ist Er gekommen, mich zu fragen?"

„Ich bin gekommen," rief Heinrich mit überwallendem Herzen, „um Gnade für einen Mann, der verrätherisch in's Netz ist gelockt worden, und für seine hilflos hinterlassene Familie zu flehen."

„Für die Familie ist gesorgt, besser als jemals," sprach der Herzog, „für Seinen Zeisig ist ebenfalls gesorgt, und, damit Er Satisfaction hat, proditorem odi. Will Er sonst noch was?"

„Die Pfarre von Illingen, wenn Ew. Durchlaucht gnädigst geruhen wollen."

Der Herzog trat einen Schritt zurück und maß ihn mit den Augen. „Ich glaub', Er hat sich wieder auf Seinen ritterlichen Ackergaul gesetzt," sagte er endlich. „Was will Er denn Seinen Leuten vorpredigen? Er hat ja noch gar nichts erlebt."

„Gnädigster Herr, ich habe von dem verworrenen Lauf der Welt mehr gesehen, als ich mir jemals wünschen mochte, und es bedarf keiner weitläufigen Erfahrung, um die mir anvertrauten Seelen in ihren einfachen Pflichten zu erhalten."

„Ja," rief der Herzog, „so treulich, daß diese Einfalt, wenn sie mit der Vielfältigkeit zusammentrifft, gleich strauchelt und elendiglich hinfällt. Ich kenne das, ich hab' in meinen jüngern Jahren auch so einen Magisterstractat geschrieben. Da wird die Tugend ganz weiß und das Laster ganz schwarz gemalt, und hernach, wenn sich die arme Seele in der Welt umsieht, so sind die beiden Farben nirgends zu finden. Wär's nicht mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft, so hätt' ich dem Unfug schon längst gesteuert, daß man euch junge Leute gleich aus eurer Lernhöhle weg auf die Kanzel stellt; denn

von Gott und Rechts wegen sollte man keinen zum Pfarrer machen, der sich nicht wenigstens zehn bis zwölf Jahre tüchtig in der Welt herumgetrieben hat."

Heinrich verbeugte sich schweigend.

„So ist Er zum Beispiel," fuhr der Herzog fort, nachdem er ihn eine Weile fixirt hatte, „so ist Er jetzt voll moralischen Ingrimms, weil Er zum ersten Mal auf eine curiose Art mit der Welt zusammentrifft. Aber hätte Er in die Karten sehen können, so würde Er ganz anders urtheilen."

„Gnädigster Herr," sagte Heinrich, „ich bin nicht gekommen, zu urtheilen, sondern um Gnade zu bitten."

„Die soll Ihm auch gewährt werden, wenn's an der Zeit ist," versetzte der Herzog. „Für jetzt kann Er zufrieden sein, daß ich Seinen Mann gerettet habe. Ja, seh' Er mich nur an, so groß Er will! Wenn er nicht auf dem Asperg säße, so ging' er jetzt irgend einem ungarischen Schloßverließ und daselbst der Tortur und dem Hungertod entgegen."

„Wegen einer Kleinigkeit —"

„Diese Kleinigkeit war unter den jetzigen politischen Conjuncturen ein sehr dummer Streich, um so mehr, als er schon ein volles Kerbholz in Wien hatte. Ich erfuhr das Vorhaben, kaum als Er weggeritten war, und man konnte nicht mehr zögern. Nun, wie ist denn Seine Reise abgelaufen?"

Heinrich mußte erzählen und malte mit so starken Farben, daß der Herzog zuletzt finster sagte: „Was kann ich davor, daß meine Ordre auf so plumpe Weise ausgeführt wurde? Uebrigens ist Seines Helden Zartgefühl auch nicht groß. Da les' Er zum Beispiel," fügte er hinzu, indem er ein Blatt vom Tischchen nahm, „les' Er! Und es ist nicht die einzige Sottise, die Sein Chronist begangen hat."

Heinrich las und erkannte mit Bestürzen Schubart's Hand; der Himmel mochte wissen, welchem Unvorsichtigen oder Bösgesinnten er das Epigramm anvertraut hatte, und auf welchem Weg es so unglücklich an die rechte Behörde gekommen war.

„Les' Er's laut!“ rief der Herzog.
„Gnädigster Herr!“
„Ich sag', Er liest mir's vor!“
Da half kein Protestiren noch Bitten; Heinrich mußte den fatalen Vers laut und vernehmlich lesen:

„Als Dionys zu Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da wird er ein Schulmeisterlein.“

Eine beigeschriebene Chiffre bezeichnete den Stifter der Akademie deutlich genug.

„Na, das soll er nicht in den Wind gesprochen haben,“ versetzte der Herzog, als unser Freund gelesen hatte, „ein Schulmeister will ich ihm sein, und ich hoffe, die Lection soll ihm wohl bekommen. Eigentlich wär' es die glänzendste Strafe, wenn ich ihn dafür in die Akademie unter die jungen Leute steckte, aber das geht nicht an, er ist zu alt und hartgesotten dazu. Drum hab' ich ihn anderswohin gethan und will an ihm nachholen, was in seiner Jugend versäumt worden ist und was wir neulich besprochen haben, die Erziehung. Da wird's nun ganz von ihm selbst abhängen, wie lang dieser Cursus dauern soll: so wie er zur Freiheit reif ist, soll er sie haben, und das Nöthige dazu. — Uebrigens,“ fügte er mit strengem Tone bei, „übrigens glaub' Er ja nicht, daß ich mich vor Ihm habe rechtfertigen wollen; meine Intention war, Ihm den Kopf zurecht zu setzen und einen Standpunkt anzugeben, auf welchem der verworrene Weltlauf klar erscheint.“

Mit diesem halb gnädigen halb ungnädigen Bescheid entlassen, stand unser armer Freund im Schloßhof, eh' er wußte, wie er eigentlich heruntergekommen war. Er befand sich in einer seltsamen Stimmung; vor wenigen Augenblicken hatte er für einen Freund gezittert, und nun war er über sein eignes Schicksal ungewiß. Schubart machte ihm keine große Sorge mehr; das Schlimmste, was er für ihn voraussehen zu können glaubte, war, daß der Herzog ihn, um den

Schein gegen den kaiserlichen Hof zu beobachten, und zugleich, um den eigenen Unwillen an ihm auszulassen, einige Monate auf der Festung lassen und dann etwas mürb und zerknirscht nach Stuttgart berufen würde, um ihn in ein Amt einzusetzen, das erfreulicher und sicherer war als das Chronikschreiben.

Aber was sollte aus unsrem Helden werden? Er war entlassen, ohne eine Andeutung dessen, was man mit ihm vorhabe. Lag sein Loos in einer gnädigen Hand zu baldiger Entscheidung? oder war er auf die Seite gelegt, mit jenem seltsamen Aberglauben der Großen, die den Zufall, der einem ihrer Werkzeuge in den Weg getreten ist, so oft für einen Wink des Schicksals halten? War er für immer aus den weichen Armen der Mutter Kirche gerissen? und aus den noch weicheren seiner Braut? Liebte er sie nicht genug, um den gehörigen Nachdruck zur Durchsetzung seines ersten Planes anzuwenden? Denn er hätte nur darauf bestehen dürfen, den Fürsten an sein gegebenes Wort zu erinnern: die Pfarre war ihm zugesagt, und ob ein, nach des Herzogs Ansicht, allzu junger Geistlicher mehr oder weniger im Klerus war, das fiel nicht in's Gewicht; überdies war die Frage, ob er seinem Posten gewachsen sei, etwas, das zunächst vor das Forum der Kirche und vor sein eigenes Gewissen gehörte. Aber hier kommen wir auf einen sonderbaren Punkt im menschlichen Gemüth: eine dämonische Macht scheint uns oft zu hindern, wenn wir den raschen Schritt thun wollen, so lang wir's noch können, den Schritt, der über unser Leben entscheidet; die Menschen nennen es Feigheit, Zerstreutheit, Trotz — und es war vielleicht unser Schicksal.

Wie dem nun sein möge, der sonst so lebhafte und zu extremen Schritten geneigte junge Mann blieb die nächste Zeit unthätig im schwarzen Adler zu Stuttgart liegen. Unthätig, denn obgleich er seinen Shakespeare kommen ließ und einige Dramen zu übersetzen begann, so war sein Gemüth doch wenig dabei beschäftigt, und die Arbeit mag frostig genug ausgefallen sein. Er verließ das Zimmer nicht, und der Wirth, der diesem Treiben verwundert zusah, suchte ihn

vergebens unter die Menschen zu bringen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Schwager und seiner Schwägerin gewissermaßen als Schiffbrüchiger vor die Augen zu treten. Und nun vollends Lottchen! Wenn er an seine letzte hochtrabende Epistel zurückdachte, was sollte, was konnte er ihr jetzt schreiben? Ach, nicht ihr treues blaues Auge war es, was er fürchtete, wenn er das Briefpapier zurechtlegte und wieder auf die Seite warf; es war der ernste Blick des Vaters, den er im Geist auf seine Bekenntnisse gerichtet sah. Nun fühlte er's, wie schnell man durch den ersten Schritt aus der Bahn des Gewöhnlichen, wie weit man seitwärts getrieben wird! Er verschob das Schreiben von einem Tag zum andern; der Herzog konnte ja schicken, es konnte was Neues, Günstiges zu melden sein. Aber der Herzog schickte nicht nach ihm. Wer es schon erlebt hat, dieses dumpfe Brüten, dieses ängstliche Harren, wo die Zeit in gleichgültigem Wechsel an uns vorübergeht, wo die Sphinx unsres Lebens wie ein Alp auf unsrer Seele liegt, die einmal um's andere schmerzlich aufschreien möchte: „Hüter, ist die Nacht nicht hin?" — der mag die Lage unsres armen Freundes ermessen. Auf ihm war ein Bann, den auch kein Shakespeare zu lösen vermag.

Ein Genius von minder hoher Bedeutung, aber einer von den freundlichen, sollte ihm diese Gefangenschaft erleichtern. Sie mochte etwa eine Woche gedauert haben, als der Wirth eines Tags zu ihm sagte: „Sie kramen ja den ganzen Tag in Büchern, warum gehen Sie denn nicht auf die Bibliothek, die Ihnen vor der Nase liegt?" — Heinrich, der das große Gebäude die ganze Zeit über vor den Augen gehabt hatte, war über diese Bemerkung betroffen und ging im gelehrten Instinkt auf der Stelle hinüber. Die Antiken, die ihm auf der Treppe entgegensahen, wirkten in ihrer großartigen Ruhe erhebend auf ihn, und oben traf er den Professor Balthasar Haug, der die ganze gelehrte und schöne Literatur von Württemberg in seiner Person vereinigte. Dieser freundliche Mann, der häufig auf der neu errichteten Bibliothek arbeitete, war ihm gleich bei der Frage nach dem ersten

Buch behilflich, und sein Betragen munterte die Bibliothekare zu derselben Gefälligkeit auf. Heinrich brachte von jetzt an täglich einige Stunden auf der Bibliothek zu, wo er meist mit Haug zusammentraf; die Bibelausgaben, deren Sammlung sich der Herzog angelegen sein ließ, und manche seltene Schätze der Wissenschaft wurden gemustert, oft auch war Schubart, für welchen Haug die innigste Freundschaft fühlte, der Gegenstand ihrer Unterredungen, und sie waren tief gerührt, als sie eines Tages in der Chronik, die nun von dem guten, vorsichtigen Miller fortgesetzt wurde, Schubart's Portrait, das er selbst noch seinem Leser versprochen hatte, mit den ausdrucksvollen Worten angekündigt fanden: „Er weiß es nicht, daß sein Versprechen erfüllt wird! O wüßt' er's! Könnt' er dir selbst dies Geschenke machen! Er kann nicht!" — Glücklicher Weise wußten sie nicht, wie jammervoll der Arme inzwischen seine Tage hinlebte.

Die Zeit brachte endlich unsrem Freunde eine unbefangene Stimmung, in welcher er sich entschließen konnte, zu seinem Schwager hinzugehen und durch eine offenherzige Darstellung seiner Begegnisse jedes Mißverständniß zu vertilgen. Auch lief die Unterredung freundlicher ab, als er sich gedacht hatte; denn das Geschehene hat eine mächtige Wirkung auf die Menschen, die sich dem Kommenden oft so ungebärdig entgegenstellen. Er wurde sowohl von seinem Schwager als von Amalien ohne Bitterkeit empfangen, und bei seinem Weggehen sagte der Expeditionsrath in seiner ruhigen Weise: „Der Karren ist eben jetzt verführt; lassen wir ihn eine Zeit lang stecken, mein lieber Freund, und sehen wir zu, ob sich nicht noch der Weg durch's Consistorium machen läßt, den Sie gleich Anfangs hätten einschlagen sollen, und der freilich jetzt, da sich der Herzog einmal in die Sache gemischt hat, seine Schwierigkeiten haben wird."

Nun eilte Heinrich, einen einfachen, treuen und klaren Brief an Lottchen zu schreiben, und schlief, als dies geschehen war, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder leicht und ungestört.

Der Herzog aber hatte ihn nicht vergessen. Denn als

er um diese Zeit eines Tages hohe Gäste auf die Bibliothek führte, nickte er ihm gnädig zu und sagte im Vorübergehen: „Besuch' Er auch meine Akademie und sag' Er mir, wie sie Ihm gefällt. Weiß Er was? Morgen Abend hat Er die beste Gelegenheit dazu, da wird ein Theater aufgeführt, und übermorgen kann Er zu Tische kommen; dann sieht er beides, wie's mit Leib und Seel' bestellt ist."

11.

O es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt — ich möchte solch einen Kerl für sein Bramarbasiren prügeln lassen.

Hamlet, nach Schlegel.

Der gute Heinrich hatte die Aufforderung des Herzogs für eine förmliche Ehreneinladung genommen und verfügte sich zur bestimmten Zeit, gepudert und betreßt, in seiner besten Galatracht nach dem Akademiegebäude, zu welchem seit der Verlegung des Instituts von der Solitude nach Stuttgart eine Kaserne auf der Hinterseite des neuen Schlosses umgeschaffen war. Eben schritt er sorglos auf eine Thüre zu, welche durch die Lampen als Eingang bezeichnet wurde, als ihm eine große Figur mit plumpem, wie aus Holz gehauenem Gesichte plötzlich den Weg vertrat; die blaue Livree und der insolente Ton der Rede verriethen den fürstlichen Bedienten.

„Halt! man passirt nicht!"

„Ist hier nicht der Schauspielsaal?" fragte Heinrich.

„Ja, das Theater ist wohl da, — aber nicht für jedermann."

„Ich bin eingeladen," versetzte Heinrich kurz und musterte den Burschen.

„So? das ist was anders," brummte dieser etwas geschmeidiger; „wo haben der Herr Ihr Billet?"

„Ich habe keins."

„So? dann wird auch nicht passirt," replicirte der Thürsteher mit dem vorigen ungezogenen Ton und mit einer abweisenden Gebärde.

Heinrich nahm sich zusammen und sagte so imposant wie möglich: „Der Herzog hat mich in Person auf diesen Abend eingeladen, und ich beleidige Seine Durchlaucht, wenn ich nicht auf dem Eintritt bestehe; Er aber, mein Freund, setzt sich sichern Unannehmlichkeiten aus."

Der Mensch maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ohne sich von seinem Platze zu rühren. „Das könnte mir jeder sagen," erwiderte er endlich.

Unser Freund war ärgerlich und verlegen. Er wollte die Ehre, die er sich auf heute zugedacht glaubte, nicht verscherzen, er wußte, daß man an diesem Hofe sich eher zudringlich benehmen als eine günstige Gelegenheit vorbeilassen dürfe, und sagte zu dem Thürsteher: „Daß ich kein Billet habe, ist ein Irrthum, an dem ich nicht schuldig bin; der Einladung aber muß ich gehorchen und weiß nichts anderes, als daß Er hineingeht und dem Herzog die Sache vorträgt."

„Charles!" rief der Diener und öffnete die Thüre zu einem kleinen unsaubern Käfig, wo ein anderer vom gleichen Schlage Gog und Magog hinter einer Flasche sich dehnte: „Charles! geh'n Sie doch zum Herzog hinein und fragen, ob der Herr — wie ist der wertheste Name?" wandte er sich höhnisch herum.

„Roller."

„Und der Charakter?"

„Ich bin Sr. Durchlaucht unter diesem Namen hinlänglich bekannt."

„Ob der Herr Roller hinein dürfe; er habe kein Billet."

„Es kostet doch," sagte Heinrich bitter lächelnd zu sich,

während jener hineinging, „es kostet doch mitunter große Mühe, dem allmächtigsten Herrn im Lande zu Willen zu sein."

Endlich kam Charles zurück und sagte mit nicht sehr respectueusem Tone: „Serenissimus meinen, der junge Mann könne eingelassen werden." — Der Thürsteher wich um einen halben Zoll zurück, und unser Held hatte Noth, sich durchzudrängen und den Saal zu gewinnen.

Die Ouvertüre hatte bereits begonnen. Heinrich sah sich zuvörderst nach dem Herzog um; der Hof saß auf einer Reihe von Stühlen, die unmittelbar an's Proscenium gestellt war, dicht vor einem grünen Vorhang, der, in der Mitte theilbar, bis auf den Boden des Saales herunterhing, so daß man sah, die Bühne sei zu ebener Erde und nicht über den Standpunkt der Zuschauer erhöht. Diese bestanden nächst den fürstlichen Personen aus den Zöglingen der Akademie mit ihren Vorstehern und einer Anzahl von Fremden, vermuthlich Verwandten der Eleven. Alles stand, nur die Standespersonen saßen. Heinrich drängte sich an der Wand des Saales durch, in der stolzen Erwartung, der Herzog werde, seiner Einladung eingedenk, einen Stuhl für ihn haben stellen lassen; er konnte aber nirgends einen leeren Sitz erblicken. Eben wollte er sich präsentiren, als das Auge des Herzogs auf ihn fiel; es glitt aber mit einem so gleichgültigen Blick über ihn weg, daß er sich abgeschreckt sah, einen Schritt zu wagen, der gewiß zu seiner großen Demüthigung ausgefallen wäre. Er begnügte sich daher mit einer stillen Beobachtung. Links vom Herzog saß die Gräfin von Hohenheim. Heinrich hatte sie noch nie so nahe gesehen und betrachtete sie mit einiger Neugier. Francisca trug eine sehr bescheidene Kleidung, die ihren angenehmen Wuchs hervortreten ließ; ihr keineswegs schönes Gesicht zierte ein Ausdruck unendlicher Güte, die durch einen Zug von Langweile, welche sie diesen Abend empfinden mochte, vielleicht noch hingebender wurde. Von Zeit zu Zeit warf sie einen zärtlichen Blick auf den Herzog, der ihn mit einem Händedruck erwiderte. Rechts neben ihm saß der Markgraf von Baden, der, wie Heinrich

nachher vernommen hatte, mit auf der Bibliothek gewesen war, der berühmte Karl Friedrich, dessen Streben einer weisen, wohlwollenden Staatswirthschaft zugewendet war, nebst der Markgräfin, deren Sparsamkeit und Begünstigung jeder Art von Industrie eben so sehr gepriesen als angefochten wurde, und einigen verwandten Prinzen; die nächste Reihe der Sitze war von württembergischen und badischen Cavalieren besetzt. Der Markgraf, aus dessen Zügen Gutmüthigkeit und Wohlwollen sprachen, hörte sehr aufmerksam auf die Musik und richtete von Zeit zu Zeit einige Worte an den Herzog, welche verbindlich lauten mochten, denn dieser erwiderte sie mit einer freundlichen Verbeugung und wandte sich dann wieder mit Kennerblicken gegen das Orchester, welches, um den schuldigen Respekt nicht zu verletzen, an der Seite des Saales angebracht war.

Heinrich fühlte sich dadurch gedrungen, seine Aufmerksamkeit ebenfalls dorthin zu lenken, und fing nun an zu begreifen, an was er vorher nicht gedacht hatte, nämlich daß hier ein Dilettantenkunstwerk aufgeführt wurde. Die Musiker waren sämmtlich Akademisten; sie trugen die stahlblaue Uniform mit Aufschlägen von schwarzem Manchester, weiße Beinkleider, silberne oder vielmehr versilberte Knöpfe, silberne Achselschnüre, und eine fest angeklebte Frisur, die heute, als bei festlicher Veranlassung, aus einer Galerie von doppelten Locken bestand und hinten in einen Zopf endigte; ihre Hälse stacken in enggeschnallten schwarzen Lederbinden, was besonders den Violinisten, die den Kopf nicht biegen konnten und daher gleichsam in einer Parabel in ihre Notenblätter schauen mußten, eine ganz närrische Haltung gab. Der Kapellmeister, ein sanftes rundes Gesicht, so jung wie die andern, bewegte sich lebhaft auf seinem Sitz und drehte seinen schlanken Körper, bald beifällig bald ärgerlich winkend, von einem Instrument zum andern, wobei sein Zöpfchen hinter seinem Rücken die lustigsten Sprünge machte.

Die Länge der Ouvertüre hatte unsrem Freund alle diese Beobachtungen gestattet; jetzt, nach einem rauschenden Schlusse, theilte sich der Vorhang, und auf dem zur Bühne bestimmten

Theil des Saales standen zwei Personen in Offizierskleidung, die er an ihrer steifen Haltung sogleich für Akademisten erkannte. Der eine hatte gepudertes Haar, der andere aber, der ohne Epauletten war und seine Rolle in's Unbestimmte hinüber spielen zu wollen schien, trug eine lange schwarze Lockenperrücke im Stil der Ritterschauspiele; sein langer Hals überragte noch die hohe Halsbinde, seine Beine gingen von oben gleich dick bis auf die Fersen herab und waren nur in der Mitte durch eine starke Neigung gegen einander, welche die Kniee bezeichnete, unterbrochen. Es hätte nicht des Contrastes bedurft, den die moderne Tracht mit dem romantischen Kopfputz machte, der Patron sah an sich toll genug aus, und Heinrich erwartete bei dem trockenen Ernst, der in den gespannten Gesichtszügen lag, einen ganz vorzüglichen Komiker zu sehen. Dieser begann jetzt; nach einer Pause, in der er ein Papier zwischen den Händen zerknittert und einige undeutliche Worte gemurmelt hatte, fuhr er plötzlich auf den andern los und rief ihn in einem hochtragischen Ton und mit etwas näselnder Stimme an: „Sag' mir, Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist?"

Heinrich stand erstarrt: „Um alle neun Musen!" sagte er vor sich hin, „es ist Clavigo! Wollen sie denn das Stück parodiren?" — Er gab auf Carlos Acht; dieser spielte seine Rolle mit ruhigem Anstand und gutem Humor, und es schien keineswegs auf eine Posse abgesehen. Clavigo aber erhitzte sich in dieser reinen Conversationsscene immer mehr, er wurde immer gespreizter und kreischender, rannte wie besessen auf dem Theater umher und donnerte die gleichgültigsten Sachen von der Welt mit einem wüthenden Pathos herunter, in welches sich, um die Caricatur zu vollenden, noch ein gewisser Kanzelton mischte. Als er endlich dem Bedienten zu sagen hatte: „Tragt das Blatt in die Druckerei," so klang es, wie wenn ein Tyrann gerufen hätte: „Geht zu meinem Minister! Er soll die Scharfrichter versammeln, in zwei Stunden will ich die ganze Nation rädern lassen."

Nun trat Marie auf, eine zierliche, etwas magere Ge-

stalt; der junge Mensch, der sie spielte, machte seine Sache recht brav, nur trat einige Male, und zwar gerade an den zartesten Stellen, der mißliche Umstand ein, daß die Stimme in Folge des Uebergangs zum Jünglingsalter brach und in einen tiefen, hohlen Baß hinunterfiel; dann entstand jedesmal ein lustiges Gelächter unter den Zuschauern, und die unglückliche Verlassene konnte selbst ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Jetzt kam Beaumarchais, ebenfalls in Offiziersuniform, und zwar zinnoberroth; er machte auf unsern kritischen Freund einen sehr angenehmen Eindruck. Gestalt und Spiel waren einander völlig angemessen, er war mittlerer Größe oder noch etwas darüber, kräftig und schön gebaut, stattlicher als die andern; die wackere Ehrenhaftigkeit und Strenge, die er in sein Spiel legte, waren auch in seinem markirten Gesicht ausgedrückt, und man sah ihm an, daß er sich selber spielte. Mit starker fester Stimme sprach er seine Vorsätze aus, und der Aufzug schloß.

„Wer ist denn," fragte Heinrich einen neben ihm stehenden Akademisten, „wer ist das tragische Bullenkalb, das den Clavigo so massacrirt? Der geringste Bediente spielte ja besser."

Der Gefragte betrachtete ihn hochmüthig, ob er wohl einer Antwort werth sei, und sagte dann: „'S ist ein unglückliches Genie, will überall mehr sein als andre, ein unruhiger Mensch, der sich in keine Disciplin fügt und dem die Poeten den Kopf verrückt haben."

„Also auch wieder einer, der sich ohne Beruf herzudrängt!" dachte Heinrich, „der thäte besser, was Tüchtiges zu lernen." — Sein Unwille über den armen Schauspieler wurde zur Verachtung, und er fand keinen Grund, sich in dieser zu mäßigen, als nach einer kurzen Musik der Vorhang wieder aus einander ging und die Scene zwischen Beaumarchais und Clavigo auf's Theater kam. Als dieser seine Verlegenheit ausdrücken sollte, betrug er sich so abscheulich, daß Heinrich ihm dem Kopf hätte herunterreißen mögen. Er fuhr convulsivisch hin und her und lief große Gefahr, mit

dem Sessel zu Boden zu fallen, sein Gesicht verzerrte sich, und als er endlich aufsprang, um seiner Beängstigung Luft zu machen, verschob sich die schwarze Lockenperrücke, und ein rothes Haar kam zum Vorschein, mit dem er wie ein Irrwisch auf dem Theater hin- und herfuhr. Das unterdrückte Gelächter, das bisher unter den Zuschauern umhergelaufen war, wurde kaum noch durch die Gegenwart des Herzogs gemäßigt; Clavigo schien aber nichts zu hören und war nicht aus der Furie zu bringen; auch Beaumarchais blieb in seiner Fassung und ließ ihn, was man sagt, auf's Schändlichste herunterlaufen, was unter diesen Umständen um so größere Wirkung that, weil es aussah, als gelte die verächtliche, vernichtende Sprache, die er gegen ihn führte, fast noch mehr dem schlechten Schauspieler als dem Archivarius des Königs.

Heinrich lachte herzlich, als der Vorhang sich wieder schloß, und suchte seinen Nachbar, der ihm vorhin Auskunft gegeben hatte. Dieser aber war verschwunden, und an seiner Stelle stand ein anderer Akademist, mit offenem keckem Antlitz, der ihn freundlich grüßte. „Nicht wahr, da geht's toll her?" sagte er mit einem treuherzigen Tyroler Accent.

„Freilich!" versetzte Heinrich, „aber der Beaumarchais wird sehr gut gespielt."

„Der ist in guten Händen, ja!"

„Wie heißt denn der Schauspieler?"

„Scharffenstein. Nicht wahr, er hat's ihm scharf gesagt?"

Heinrich lachte. „Und die Marie? Sie bassirt hie und da, aber dafür kann das gute Kind nichts; sonst passirt sie."

„Heißt Pfaff," erwiderte der junge Mensch.

„Carlos geht auch an," fuhr Heinrich fort, „wie heißt er?"

„Lempp. Das ist halt 'n g'scheiter Kerl!"

„Nach dem Unthier, das den Clavigo spielt, will ich nicht fragen."

„Halten's, Herr!" rief der Andere eifrig, „nit so geschwind! Spielen thut er ganz verteufelt schlecht, das ist wahr, aber deßwegen ist er doch ein ganzer Mensch, und die Akademie hat keinen Aehnlichen aufzuweisen. I hab's vorhin wohl gehört, was einer von uns zu Ihnen g'sagt hat, aber

glauben's ihm nit! Das Lumpenvolk ist nit capabel über so Einen z' urtheilen; weil sie ihn nit verstehen, hassen sie ihn, und weil er nit so zahm ist wie die andern Bestien, verachten sie ihn. Natürlich, er kann nit überall durchbrechen mit sei'm Kopf. I kenn' ihn nit genau, aber i weiß doch, was hinter'm ist!"

„Wie heißt er denn?" fragte Heinrich.

„Schiller."

„Schiller, so? und was ist denn hinter ihm?"

„Ja sehen's, er ist nit bloß 'n guter Kopf, sondern auch 'n freier Kopf, der sich um das Zeug da den Teufel nix bekümmert und seinen eigenen Weg geht. Der denkt: Zopf ist Zopf, aber Mensch ist Mensch! Er trägt zwar auch einen wie die andern Sklavenseelen, und wie ich auch einen tragen muß, aber das ist der einzige Stempel, den ihm der Herzog hat auf den Leib schreiben können; sonst ist er ein ächter Capitalkerl, wie nur einer aus unser's Herrgotts Händen gekommen ist, und der Herzog wird ihn nicht verpfuschen können, das sag' Ich!"

„Lieber junger Freund!" sagte Heinrich leise zu ihm, „nehmen Sie sich in Acht! Wenn der Herzog etwas von Ihren Reden erführe! Wie können Sie denn mir, einem fremden Menschen, den Sie zum erstenmal sehen, solche Sachen sagen?"

„I bin halt 'n ehrlicher Tyroler!" versetzte der Akademist, „und hab' das Schmiegen und Kriechen in dem Loch da noch nicht lernen können, und Sie sehn mir auch grad aus wie einer, der trätscht und 'n ehrlichen Kerl in den Pfeffer reitet."

„Wie heißt denn," fragte Heinrich, um auf ein andres Thema zu kommen, „wie heißt der Maestro dort? er scheint viel Talent zu haben."

„Viel Talent! ja, das ist ein g'schickter Bursch! Zumsteeg heißt er, und die Musik, die er da spielen läßt, das hat er alles selber componirt; aber er ist auch nicht an seinem Platz! Er ist mehr für das Sanfte, Gefällige geboren; nun liebt der Herzog das Rauschende, was recht Lärmen macht,

und der arme Schelm muß wildes Zeug componiren, wenn er dem Herrn gefallen will. Der Herzog läßt keinen werden, wozu ihn unser Herrgott bestimmt hat; alles muß umgeorgelt sein, wie er's bei seinen Festen sonst mit der Natur gemacht hat — wo eine Haide war, da mußte ihm ein See her, und wo Wasser war, da machte er eine trockene Landpartie draus — gerade so treibt er's auch mit den Menschen, nur daß sich die nicht so leicht trocken legen lassen. Zum Beispiel —"

„So wird der arme — wie heißt er? — auch am Ende wider Willen in den Clavigo gefahren sein?" unterbrach ihn Heinrich theilnehmend, „wiewohl ich fürchte, der Herzog werde mit all seiner Energie keinen Schauspieler aus ihm machen können."

„Der Schiller?" sagte der Akademist, „nein, dazu hat ihn der Herzog nicht gezwungen; das ist eine Lustbarkeit, da haben die Leute gewöhnlich ihre eigene Wahl."

„Dann erlauben Sie mir aber, an seinem Kopf zu zweifeln," sagte Heinrich schnell, „wie wird denn ein vernünftiger Mensch ein Fach wählen, zu dem er so gar nicht paßt."

„Nu was?" versetzte der unverbesserliche Jüngling ärgerlich, „das ist jetzt eben ein Irrthum von ihm — Sie werden auch Ihren Sparren haben."

Der dritte Act, der so eben anhob, verhinderte unsern Freund, eine Replik auf diesen eigenthümlichen Analogieschluß zu geben. Clavigo erschien, und er folgte jetzt mit milderen Gesinnungen seinem verfehlten Spiele, das trotz der erschöpfenden Anstrengungen der vorigen Acte an Kraft eher gewonnen als verloren hatte. Zwar schien der Schauspieler sich gebessert zu haben: in der Rückkehr eines reuigen Geliebten mochte etwas liegen, das er mitempfinden konnte, und sein Spiel drückte diese Empfindung aus; er stand, sanft geneigt, mit ausgebreiteten Armen vor dem Mädchen, und seine von Rührung gedämpfte Stimme sprach zu den Herzen; er schien ganz der Täuschung hingegeben; aber eben diese Selbstvergessenheit war sein Unglück, plötzlich, wie ein Nachtwandler, der bei seinem Namen gerufen wird, warf er einen erschrockenen

Blick auf die Zuschauer, die Arme fielen ihm herunter, und er stand einen Augenblick regungslos da, in der miserablen Stellung eines Menschen, der sich ein Kleid will annessen lassen. Die Heiterkeit des Publikums und die Kraftanstrengung, deren er bedurfte, um aus dieser bösen Situation herauszukommen, warf ihn rettungslos in die frühere Unnatur zurück, womit er jeden Gedanken an die Zuschauer übertäuben zu müssen schien. Er raste vor Marien umher, brüllte sich heiser und warf sich mehrmals mit einer Gewalt vor ihr nieder, daß man fürchten mußte, er zerschelle sich seine Kniee am Boden. Ohne das Gelächter, das durch den Saal rauschte, im Geringsten zu vernehmen oder zu beachten, stürzte er wieder hinaus, nachdem er seine Rolle abgestampft hatte.

„Sie haben so freundlich meinen Cicerone gemacht," wandte sich Heinrich im Zwischenact zu seinem Nachbar, „wollen Sie nicht auch die Güte haben, mich mit Ihnen selbst bekannt zu machen?"

„I bin ein Maler," versetzte der junge Mensch, „oder vielmehr i möcht' einer werden, und das wollen's nit leiden, und i kann auch nix lernen hier, drum gedenk' ich nächster Tagen andre Saiten aufz'ziehn, dann können's mich —"

Er schlug sich auf den Mund, als ob er zu viel gesagt hätte, und war den Rest des Stücks über sehr schweigsam.

Die Tragödie ging zu Ende. Clavigo wurde erstochen, ließ seinen Degen vorn im Proscenium, wohin er sich, wie ein Löwe fechtend und Beaumarchais' ganze Tapferkeit auf die Probe setzend, „durchschwadronirt" hatte, mit der Spitze zwischen Francisca's Füße, die sich schnell zurückzogen, in den Boden fahren, wankte einige Zeit auf dem Theater herum, so daß es Beaumarchais für nöthig fand, ihm noch einen Stich beizubringen, und stürzte dann mit einem welterschütternden Getöse über Mariens Sarg. Der Vorhang schloß sich während der sichtbaren Anstrengungen der Leiche, sich unter ihm hervorzuarbeiten.

Der Herzog gab lachend das Signal zum Klatschen; hierauf kamen die Schauspieler hervor, wurden im Costüme vorgestellt und erhielten jeder ein gnädig Wort. — Heinrich

sah sich vergebens nach dem Tyroler um und ging nachdenklich in seine Wohnung, wo er das Schauspiel noch einmal vornahm und mit ruhigem Geistesgenusse durchlas.

12.

Die Weisheit baut sich einen Tempel,
Und ihre Zwillingsschwester, Wahrheit,
Wandelt in den Säulengängen;
Die Zöglinge der Weisheit
— — — — —
Horchen der Weisheit und Wahrheit.
Karl dacht' es zu thun und that's!

Schubart.

Heinrich besann sich den ganzen nächsten Vormittag, wie es denn mit der gestrigen und heutigen Einladung eigentlich möchte gemeint gewesen sein. Endlich kam er auf das Resultat, der Herzog habe gestern, da die Komödie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, nicht Zeit finden können, sich ihm zu widmen; heute, da er die Ehre haben sollte, mit ihm oder doch wenigstens in seiner Gegenwart zu speisen, werde er hervorgezogen, vielleicht gar vor den badischen Gästen ausgezeichnet werden. Kaum hatte er diese Hypothese aufgestellt, so glaubte er auch schon mit unerschütterlicher Festigkeit daran. Er ließ das Essen auf heute absagen und begab sich Punkt zwölf Uhr in die Akademie, wo er sich den Speisesaal zeigen ließ.

Durch eine halbdunkle Rotunde trat er ein und sah sich in einem großen hellen Saal, den oben eine Galerie umgab; die allegorischen Deckengemälde erinnerten ihn an die Solitude, und er mußte sich gestehen, daß das Tübinger Stift seinen Alumnen kein so vornehmes Refectorium zubereitet habe. Die Tafeln waren gedeckt, und eine lange

Reihe von Stühlen, an welchen er im Hinuntergehen flüchtig die Namen las, erwarteten ihre Besitzer. Er fand an einem Fenster eine Gruppe von neugierigen Fremden, denen er sich in Erwartung des Weitern beigesellte. Gleich darauf trat der Herzog mit dem ihm eigenen raschen Schritt herein, hinter ihm der Markgraf, die Gräfin Francisca am Arm; er mochte seiner ehemaligen Unterthanin diese Ehre nicht ganz gern erweisen, denn er machte ein etwas saures Gesicht.

Ein starkes Geräusch verkündigte jetzt die Ankunft der Akademisten, welche zur entgegengesetzten Thüre des Saales in soldatischer Ordnung, nach der Größe gereiht, hereinmarschirten, von Majors, Hauptleuten und Lieutenants umgeben. Sie machten in vier Gliedern, welche, Adelige rechts und Bürgerliche links, zwei Linien formirten, Front gegen die Tafeln, ein Adjutant näherte sich dem Herzog mit dem Rapport, und jetzt nahm dieser den Markgrafen bei der Hand, oder vielmehr bloß beim Finger, und zog ihn mit sich an den Reihen der Zöglinge vorüber, wobei er höchst charakteristisch zur Behauptung seines Ranges dem Gast immer um einen Schritt vorauszubleiben suchte. Er stellte ihm einzelne Zöglinge vor, welchen dann ein freundliches Wort von dem Markgrafen zu Theil wurde. Bald waren Verdienste der Eltern, bald Geschicklichkeit der jungen Leute, bald auch irgend ein Scherz, den der gnädige Stifter vorhatte, die Veranlassung zu solchen Präsentationen. „Sehen Ew. Liebden," wandte er sich zu seinem Gast, als er an's Ende der einen Linie in die Nähe der Zuschauer kam, und deutete auf einen Kleinen mit rundem naseweisen Gesicht, „sehen Ew. Liebden, das ist der Muthwilligste in meinem ganzen Institut!" — Der Markgraf klopfte den verlegenen Knaben auf die Schulter und sagte: „Nur heiter, junger Mann! das ziert die Jugend — aber nicht ausgelassen!" — Dann schritten sie an der andern Linie wieder hinauf, das ganze Gefolge der Offiziere, Lehrer und Aufseher hinter sich, während Francisca bei den jüngsten Zöglingen, die zum Theil noch Kinder waren, verweilte.

Ein Commandowort mahnte die junge Schaar an's

Gebet, welches einer der Jüngsten von der in der Mitte stehenden Kanzel vortrug; alle Hände wurden zugleich mit klatschendem Laut gefaltet, und als dies vorüber war, die Stühle mit so schnellem und egalem Geräusche gerückt und besetzt, wie wenn ein Bataillon die Gewehre abfeuert. Dann blieben sie eine Weile steif und unbeweglich sitzen, bis der Herzog, an die oberste Tafel tretend, deren junge Inhaber theils Medaillen, theils Kreuze und sogar Sterne trugen, mit den Worten: »Dinez, Messieurs!« welche mit einer tiefen Verbeugung erwidert wurden, das Zeichen zur Mahlzeit gab.

So weit hatte Heinrich sich mit einer ruhigen Beobachtung begnügt, bei dieser Aufforderung aber begann er an sich zu denken und sich nach einem Couvert umzusehen. Der Herzog hatte doch wohl nicht die Absicht, ihn unter die Eleven zu setzen und mit diesen speisen zu lassen? Aber auch hier war kein leerer Platz zu erblicken. Endlich gerieth er auf die Vermuthung, der Herzog werde sein Diner nachher ebenfalls in der Akademie halten und ihn dazu ziehen, ein Gedanke, welcher seinem Stolze tröstlicher klang als seinem Magen.

Er suchte seine Augen wieder zu beschäftigen und musterte die einzelnen Gesichter der speisenden Jugend, wozu er, da ihn seine Umgebung in die Mitte des Saales gezogen hatte, hinlängliche Gelegenheit fand. Ein lautes Gelächter an den Tischen der Jüngsten machte ihn aufmerksam; die Ursache davon blieb nicht lang verborgen, sie lief von Tisch zu Tisch, und so hörte er bald darauf in seiner Nähe erzählen, der Herzog habe den Kleinen Apfelküchlein vorsetzen lassen, welche sie schnell angebissen, aber noch schneller wieder weggeworfen, weil dieselben mit Werg und Roßhaar gefüllt gewesen seien. Alles blickte lachend dorthin; es war lustig anzusehen, wie sie arbeiteten, den Unrath wieder aus dem Munde herauszuspinnen. Eben trug man ihnen neue Schüsseln vom ächten Gericht auf, welche zum Ersatze dienten; sie machten keine Miene, sie abzuweisen, und hieben tapfer ein. Francisca näherte sich ihnen und sprach ihnen zu; der Herzog stieg mit dem Markgrafen, immer einen Schritt voraus, im

Saale auf und ab und führte ein lebhaftes Gespräch, von dem die Zuschauer, wenn die Fürsten an ihnen vorüberkamen, jedesmal einige Worte erhaschten. „Das muß ich sagen," hörten sie den Markgrafen einmal sprechen, „Ew. Durchlaucht Projecte sind sehr gut gelungen." — „Bis auf eins, Herr Nachbar!" versetzte der Herzog schnell, „Ew. Liebden wissen ja, was uns beiden mißlingt!" — Der Markgraf wurde feuerroth, und die Zuschauer sahen einander mit verbissenem Lachen an; denn jedermann wußte, was Karl damit sagen wollte. Der Markgraf von Baden hatte nämlich früher einmal die mißmuthigen Worte, die natürlich nicht verschwiegen blieben, ausgestoßen: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren, aber keinem von uns beiden gelingt's!" — Eine Aeußerung, die er bei Karls gutem Gedächtniß nothwendig wieder einmal zu verdauen bekommen mußte.

Der Herzog verwickelte ihn darauf in ein Gespräch mit Francisca, ließ ihn bei ihr stehen und ging allein mit Späherblicken im Saale hin und her. Heinrich glaubte, er werde ihn jetzt anreden, und setzte sich, als der Herzog plötzlich auf ihn zuschoß, in Positur; es galt aber nicht ihm, sondern einem Tische, wo das scharfe Auge des Stifters irgend eine Unordnung bemerkt haben mußte. „Warum eßt ihr nicht, meine Söhne?" fragte er.

„Euer Durchlaucht! das Wildprät hat nicht den besten Geruch," erwiderte einer der Zöglinge mit ruhigem und bescheidenem Ton.

„Laßt mich's versuchen," befahl der Herzog und kostete die Speise in eigener höchster Person. „Fi Teufel!" rief er, „das ist ein scheußliches Fleisch! Wo steckt der Küchenmeister?"

Der Unselige war bald zur Stelle und wurde mit einem zornig spöttischen Ton angefahren: „Hör' Er, ich sag' Ihm! kann Er kein besser Fleisch auftischen? Wozu hat Er denn Seine Besoldung? Wozu hat Er den großen Abtrag von der Tafel?" — Er faßte den Mann, der einen neuen Rock an=

hatte, schärfer in's Auge und fuhr fort, indem er ihm auf das Kleid deutete: „Das ist doch lauter Hasenbalg! Alles vom Abtrag! Will Er das Beste schon vorher verschachern? Sieht Er, damit Er sich's merkt und ihm nichts mehr der Art passirt, so bringt Er augenblicklich ander Fleisch, und heut' Abend trägt Er für diesen ganzen Tisch Göckel auf, Einen à Person, versteht Er? Auf Seine Kosten. So, jetzt kann Er gehen."

Der Küchenmeister entfernte sich niedergeschlagen, der Herzog aber wandte sich zu den jungen Leuten, denen er eine so glänzende Genugthuung verschafft hatte: „Warum habt ihr denn nicht geklagt?" fragte er, „ich war ja zugegen, und ihr werdet mich kennen."

„Wir wollten vor den fremden Herrschaften kein Aufheben machen," antwortete einer, den Heinrich an seinem rothen Haar und seiner näselnden Stimme sogleich für den Clavigo von gestern Abend erkannte.

„Brav, meine Kinder!" versetzte der Herzog sehr freundlich, „das macht euch alle Ehre; laßt euch denn heut Abend die Göckel recht wohl schmecken!"

Er ging wieder auf und ab; Heinrich folgte ihm mit den Blicken und beobachtete seinen raschen stolzen Gang. Hierauf fiel sein Auge auf ein andres Schauspiel; in seiner Nähe, seitwärts von einer der Tafeln, stand ein Zögling, der keinen Antheil an der Mahlzeit nahm, mit niedergeschlagenen Augen; ein zusammengefaltetes Papier ragte ihm aus der Uniform. Die Zuschauer, wenn sie an ihm vorüberkamen, betrachteten ihn halb mitleidig, halb neugierig, auch der Markgraf hatte vorhin im Aufundabgehen einen verwunderten Blick auf ihn geworfen. Unser Freund brauchte sich nicht lang zu besinnen, um zu errathen, daß dies irgend eine Strafe bedeuten sollte; um darüber aufgeklärt zu werden, sah er sich unter den Zuschauern nach einem um, den er befragen könnte. Nicht weit von ihm stand ein junger Mensch mit beinahe weißen Haaren und einem runden Gesicht, aus dem eine unbeschreibliche Kindlichkeit sprach; er starrte wie verloren nach einem der Tische hin. Heinrich redete ihn an, er fuhr etwas

zusammen und gab ihm auf seine Frage mit schüchternem Tone Bescheid: „Ja, es ist allerdings eine Strafe, der junge Mann hat ein Billet erhalten und muß nun cariren."

„Was ist denn das, ein Billet?"

„Wenn einer etwas peccirt hat," wurde ihm entgegnet, „so schreibt einer der Vorgesetzten das Vergehen auf ein Blatt Papier, das ihm zwischen die Weste gesteckt wird, um es bei Gelegenheit dem Herzog zu überreichen und von diesem die weitere Strafe zu erwarten."

„Das ist ein lustiger Brauch," sagte Heinrich, „das kommt mir vor wie auf den alten Bildern die Figuren mit einem Zettel im Mund, wodurch sie den Beschauern anzeigen, wer sie sind und was sie wollen."

Sein Nachbar lachte zutraulich und versetzte dann: „Es ist aber doch hart für den armen Schelm, gerade heute, vor einem so hohen Besuch, an den Pranger gestellt zu werden."

Er schrack heftig zusammen, denn eben traf ihn das Falkenauge des Herzogs, der in diesem Augenblicke vorüberschritt. Dieser schien etwas von seinen Worten vernommen zu haben, denn er ging stracks auf den Missethäter zu und fragte: „Womit hat Er diese Ehre verdient?"

In militärischer Haltung, aber mit Angstblicken, zog der Angeredete sein Billet aus dem Busen und überreichte es. Karl schlug es aus einander und las laut: „Hat zu dem Eleven von Wolzogen gesagt:

'n Cavalier, so dumm und stolz,
Schnitz' ich aus jedem Scheite Holz!"

Eine tiefe Stille entstand in dem Saal; die Magnatentafel, für welche dieser Auftritt eine Lebensfrage war, blickte aufmerksam herüber und erwartete gespannt den Richterspruch.

„Hat Er schon mehr Billets bekommen?" fragte der Herzog.

„Es ist das erste, Ihro Durchlaucht," erwiderte der Delinquent aufathmend.

„Nun, so laß 'mal sehn!" rief der Herzog und winkte

einen Aufwärter herbei, der nach wenigen Augenblicken mit einem mächtigen Holzscheit aus der Küche zurückkam. „Wenn Er ein solcher Künstler ist, wie Er sich berühmt," fuhr der Herzog fort, „so leist' Er jetzt, was Er geprahlt hat, und schnitz' Er mir einen Cavalier; dann soll Ihm die Strafe erlassen sein."

Der Herzog hatte dies mit einer angenommenen Strenge gesagt, gegen welche kein Widerspruch galt; dem Jüngling wurde ein großes Tranchirmesser überreicht, und er mußte wohl oder übel Hand an's Werk legen. Der Speisesaal erbebte unter dem Gelächter, das an allen Tischen entstand; der Markgraf, der näher gekommen war und die Procedur mit angehört hatte, hielt sich den stattlichen Bauch, Francisca aber trat freundlich herzu und sprach: „Arbeite getrost, mein Sohn; Seine Durchlaucht werden zufrieden sein, wenn's nur ähnlich ausfällt."

Alles blickte unter wiederholtem Gelächter auf die vergeblichen Bemühungen des neuen Pygmalion. Als es endlich still wurde, hörte Heinrich eine näselnde Stimme halblaut sagen: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte." — Nun ging das Gelächter mit verdoppelter Stärke los und lief nach und nach, so wie die Ursache bekannt wurde, an allen Tischen fort; die Cavaliere wandten sich unwillkürlich mit einiger Aengstlichkeit nach dem Bildschnitzer herum. Heinrichs Auge suchte den kecken Sprecher, und siehe, es war wiederum Clavigo! Er saß ganz ruhig da, ein leichtes Lächeln spielte um seinen Mund, und die Augen glitten mit einem schlauen Blinzeln über die Lacher hin.

Der Herzog, der sich eben in einem entfernteren Theil des Saales befand, war mit drei Schritten zur Stelle und fuhr auf einen vorübergehenden Aufseher los, einen dicken Kegel, dessen faltenreiches und bornirtes Gesicht unsrem Helden schon vorhin aufgefallen war. „Nies!" rief er, „Ich sag', Nies, was gibt's hier?"

„Ihr' Durchlaucht," antwortete dieser, „der Eleve Schiller hat da eine Anmerkung gemacht."

„Was für eine Anmerkung?" fragte der Herzog rasch.

„Er hat gesagt," versetzte Ries mit der größten Trockenheit, „er müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte."

Der Herzog verzog den Mund ein wenig und erhob den Finger gegen seinen Zögling. „Schiller, nicht naseweis!" rief er. Dann fuhr er gegen den Aufseher herum und sagte mit einem Blick auf den Markgrafen: „Einen wie Er, nicht wahr? Wer heißt euch denn heute diese Prangerscene aufführen?"

„Ihr' Durchlaucht!" sagte Ries, hoch und heilig betheuernd, „Ihr' Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Intendant haben es so befohlen."

„Ach was!" stieß der Fürst heraus, — „hol' Er den Intendanten."

Ein hagerer Offizier mit einem Orden eilte herbei. „Wozu der Eclat, Herr von Seeger?" redete ihn der Herzog verdrießlich an.

„Ew. Durchlaucht," versetzte der Intendant, „man hat mir nichts von dem hohen Besuch gemeldet;" — und der Herzog, da ihm das Ziel seines Unmuths immer weiter entfloh, ließ diesen fahren und ging mit dem Intendanten eine Weile auf und ab, indem er ihm Aufträge ertheilte und einige flüchtig mit dem Bleistift geschriebene Notizen übergab; denn die Akademie war gewissermaßen zugleich sein geheimes Cabinet.

Nach einer Weile ließ der Herzog den Intendanten stehen und kam zu dem Akademisten zurück, der noch immer eifrig mit seiner Schnitzelei beschäftigt war und nur von Zeit zu Zeit aufblickte, ob ihm seine Strafarbeit noch nicht erlassen sei. — „Wie geht's?" rief er ihm zu, „ich glaube, darin ist Er dem größten Poeten ähnlich, daß Seine Prosa nicht hält, was Seine Verse versprochen haben. Ei, sieh' doch!" fuhr er fort, indem er die Arbeit näher betrachtete, „einen leidlichen Kopf hat der Schelm bereits zuwegegebracht, den man mit einigem Puder, einem Zopf und einem Ordensband um den Hals ziemlich à la cavalier zustutzen könnte." — Er trat der Cavalierstafel näher und sagte: „Merken Sie sich's, meine Herren! so unartig der Einfall von ihm war und so wenig er auf denjenigen paßte, den er beleidigen wollte, so

entnehmen Sie sich doch daraus die Lehre, daß ein hohler Kopf, bürgerlich oder adelig, nicht mehr werth ist als ein Stück Holz, daß Geburts- und Rangstolz jedem Vernünftigen lächerlich erscheinen muß, und daß nur das Verdienst den Menschen adelt." — Bei diesen Worten ließ er einen scharfen Blick über die Tafel hinlaufen und wandte sich dann an einen jungen Mann von angenehmem und bescheidenem Aussehen, der die ganze Zeit über in der peinlichsten Verlegenheit unter seinen adeligen Tischgenossen gesessen hatte. „Ce n'est pas à vous que j'en veux, mon cher Wolzogen!" sagte er gütig zu ihm. Zugleich erließ er dem unfreiwilligen Künstler den Rest seiner Arbeit. „Laß Er Seine Kunst nach Brod gehen," sagte er, indem er ihn zu Tische schickte.

Alles dies war rascher und kürzer vor sich gegangen, als sich erzählen läßt; der Herzog ging auf den Markgrafen zu und entschuldigte sich: „Ew. Liebden verzeihen mir, daß ich Sie abandonnirt habe; man nennt mich bekanntlich einen Schulmeister, und ich muß meine beste Zeit an diese ungezogene Jugend verlieren."

„Es ist eine liebe und muntere Jugend," versetzte der Markgraf freundlich, „und die Beschäftigung mit ihr muß Ew. Liebden ein belohnendes Gefühl gewähren."

„Ja, ja!" entgegnete Karl achselzuckend, „aber man hat auch viele Last davon." — Der Ton, mit dem er dieses sagte, widersprach den Worten und bewies, wie sehr er sich in seinem Elemente fühlte. Er nahm seinen Gast bei der Hand und führte ihn einem Credenztische zu, der indessen mit Erfrischungen besetzt worden war.

Durch den eben vorgefallenen Auftritt war Heinrichs Aufmerksamkeit dem unglücklichen Dilettanten von gestern zugewendet worden, und er begann zu ahnen, daß hinter dem schlechten Schauspieler wenigstens ein guter Kopf stecken könnte. Er rückte langsam aufwärts, bis er ihm fast gerade gegenüber zu stehen kam, und betrachtete seine Gestalt mit forschenden Blicken. Was ihm zuerst auffiel, war unter einem buschigen dunkelrothen Haar die breite schöngewölbte Stirne, die man, wenn man auch nur im Entferntesten an Lavater

glaubte, für einen Thron von mächtigen Gedanken halten mußte. Sie hatte, so wie die dünne, weiße, sehr gebogene Nase, etwas Felsiges und glich einem Vorgebirge, unter welchem die Augen wie in einer sichern Bucht verwahrt lagen; die halbgeschlossenen Augenlider hatten eine krankhafte Röthe; die Augenbrauen, von derselben Farbe wie das Hauptharr, liefen in einem kühnen Bogen über den Rand der Stirne und bildeten an der Nasenwurzel eine Art von dem, was man Rätzel heißt. Hiedurch kam etwas Eigensinniges in den obern Theil des Gesichts, der vielleicht abstoßend schroff erschienen wäre, wenn nicht der feine Mund, um den ein Zug von grenzenloser Güte spielte, und die dichten Sommersprossen, welche den blassen Wangen eine kindliche Naivetät gaben, diesen Eindruck wieder gemildert hätten. Dazu kam noch ein langer, schwanenweißer Hals, den die Binde kaum zur Hälfte bedecken konnte, und durch den die ganze Gestalt einen rührenden Anhauch edler Jungfräulichkeit empfing. Aber der vorherrschende Charakter, zu dem die vorspringende gewölbte Brust beitrug, war Stolz und Selbständigkeit, auffallende Eigenschaften an einem Jüngling, der, obgleich er die meisten der neben ihm Sitzenden an Reife übertraf, doch höchstens neunzehn Jahre zu zählen schien. Der Gegenstand dieser Beobachtung war indessen aufrecht dagesessen und hatte, ohne zu speisen, wie sinnend vor sich hin gesehen; doch schien er dieselbe bemerkt und ruhig geduldet zu haben, denn auf einmal schlug er, als ob sie ihm jetzt lästig würde, zwei blitzende Augen auf und warf einen so scharfen Blick auf seinen Physiognomen, daß dieser unwillkürlich die seinigen ablenkte und sich aus Verlegenheit die Structur des Saales zu mustern beschäftigte.

Während er diese Diversion machte, trat jener junge Fremde wieder zu ihm und redete ihn mit einer bescheidenen Vertraulichkeit an. „Sie sind gewiß zum ersten Mal hier," sagte er, „ich schließe dies aus dem Erstaunen, womit Sie diesen magnifiken Saal betrachten. Er ist hundert neunzig Schuh lang und acht und dreißig breit, gerade so groß wie der Rangirsaal, der eine Etage weiter unten liegt und aus

dem die Eleven in Reih und Glied hieher marschiren. Sehen Sie einmal diese gekuppelten Wandsäulen im jonischen Stil, es sind zwei und achtzig an der Zahl; kann man eine schönere Arbeit sehen? Die Büsten, die Sie zwischen ihnen erblicken, sind die Bildnisse der größten Beförderer der Künste und Wissenschaften —"

„Ist der Herzog auch darunter?" fragte Heinrich lächelnd.

„Der hat seine Statue besonders, sehen Sie dort unten in der Mitte; bei dieser wird das Gebet verrichtet; und außerdem hängt in jedem Lehr- und Schlafsaal sein Bild mit den Attributen der betreffenden Wissenschaft. — Und nun betrachten Sie die schöne Galerie, die von den Säulen getragen wird; die prächtige Uhr, die über ihr angebracht ist, zeigt uns an, daß das Essen bald zu Ende sein wird. Aber das Beste kommt zuletzt, das sind die herrlichen fünf Plafonds, die von Guibal gemalt sind; zwei junge talentvolle Maler, Heideloff und Hetsch, die der Herzog in der Akademie erzogen hat, haben daran mitgearbeitet. Neben diesem Saale," fuhr der gefällige Erklärer fort, ohne unsrem Freunde Zeit zu längerer Betrachtung zu lassen, „ist ein runder Tempel, welchen vier und zwanzig freistehende und vier und zwanzig gekuppelte Wandsäulen im korinthischen Stile schmücken; die drei Thüren, die Sie dort sehen, führen dahin; hier hält gewöhnlich der Herzog seine Tafel, denn er speist, wie Sie vielleicht wissen, äußerst selten im Schlosse drüben."

„Sagen Sie mir," unterbrach ihn Heinrich, „wer sind denn die großen Herren, die dort zu oberst tafeln? Wenn sie nicht so jung aussähen und die Uniform der Akademie trügen, so müßte man sie für Staatsmänner ersten Ranges halten. Sind es etwa Prinzen, die hier studiren?"

„Nein, das sind die Chevaliers."

„Von welchem Orden?"

„Vom akademischen. Wer in einer Prüfung vier Preise erhalten hat, wird in diesen Orden aufgenommen und mit der schweren goldenen Medaille decorirt; wer es aber gar zu acht Preisen auf einmal gebracht hat, wird Grandchevalier mit dem Großkreuz um den Hals und dem Stern auf der Brust."

„Erhalten auch bürgerliche Eleven diesen Orden?"

„Ja wohl, mehr als adelige!"

„Und werden dadurch förmlich dem Adel gleichgestellt?"

„Noch höher! Sie sehen ja, daß der Chevalierstisch über dem Cavalierstisch rangirt. Freilich bei dem Austritt aus der Anstalt hat die Herrlichkeit ein Ende; doch bleibt sie immerhin von Einfluß auf die künftige Carrière."

„Und den größten Einfluß muß sie auf die gesellschaftlichen Meinungen und Vorurtheile ausüben!" sagte Heinrich lebhaft. „Zwar mag das Wettrennen nach den meisten Nummern seine Schattenseite haben, aber in den bestehenden Verhältnissen weiß ich doch kein wirksameres Mittel, den schauderhaften Kastengeist unsrer Tage in den jungen Gemüthern an der Wurzel zu erschüttern. Fürwahr, ich muß diese Einrichtung bewundern, die den Junker und selbst den Prinzen unter das Verdienst des Roturiers erniedrigt!"

„Das ist denn doch nicht so ganz der Fall," fiel sein Nachbar ein. „Wenn sich Prinzen in der Anstalt befinden, was selten ausbleibt, so werden Sie ganz zu oben an, über der Ordens- und der Adelstafel, einen besondern Prinzentisch erblicken. Indessen haben die Chevaliers doch den Vorzug, daß sie zwischen Fürsten- und Edelmannssöhnen den mittleren Rang behaupten. Auch genießen sie gleich den beiden andern Klassen die Ehre des Handkusses; denn die bürgerlichen Eleven, die es zu keiner solchen Auszeichnung gebracht haben, dürfen nur den durchlauchtigsten Rockflügel küssen."

Heinrich lächelte still vor sich hin. „Seltsame Dämmerung des Jahrhunderts," sagte er zu sich, „worin Großartiges und Kleinliches, Bildung und Herkommen, Aufklärung und Vorurtheil mit einander streiten! — Sie scheinen hier sehr unterrichtet zu sein," bemerkte er gegen seinen Nachbar.

„Ich komme häufig in die Akademie," versetzte der junge Mann mit einiger Lebhaftigkeit, „eigentlich ist es die Musik, welche —"

„Nun, wie gefällt Ihm meine Akademie?" fragte der Herzog, der auf einmal zwischen ihnen stand. Der Redner

entwich mit sichtbarem Schrecken, auch Heinrich fühlte sich durch die unerwartete Anrede ein wenig außer Fassung gebracht und mußte sich zusammennehmen, um etwas Schickliches zu antworten. Der Eindruck, den die Großartigkeit des Lokals, die überall herrschende Ordnung, das Persönliche, das, bei aller Majestät, in dem Verhältniß des Landesfürsten zu seinen freimüthigen Schülern obwaltete, und endlich der Eindruck, den die hübsche halb militärische Kleidung der Zöglinge im Vergleich mit den groben, schwarzen Kutten der Klosterschüler auf ihn machte, ließ ihn die schmeichelhafte Rede, die ihm durch die Macht der Umstände in den Mund gelegt war, mit Ueberzeugung und jener nachdrücklichen Lebendigkeit vortragen, welcher auch ein mißtrauischer Menschenkenner Glauben schenkt.

„Es soll mich freuen, wenn meine Bemühungen den öffentlichen Beifall finden," erwiderte der Herzog mit herablassender Freundlichkeit.

Heinrich wollte etwas darauf sagen, der Herzog aber unterbrach ihn und fuhr fort: „Ich muß zu meiner Freude sagen, die Akademie schreitet vorwärts, sie erhält mit jedem Jahre neuen Zuwachs, und ich muß von Zeit zu Zeit auf Erweiterungen denken. — Ja, was ich sagen wollte, Er hat hauptsächlich Philosophie studirt? — nicht wahr?"

„Wie ich Eurer Durchlaucht schon früher sagen durfte," erwiderte er, „so hat mich die Philosophie mit ihren Nebenzweigen mehr anzuziehen gewußt als —"

„Gut," unterbrach ihn der Herzog, „es ist eine schöne Wissenschaft um die Philosophie, sie macht den Menschen zu dem, was er eigentlich sein soll, sie gibt ihm eine allgemeine durchgängige Bildung, so daß nachher alle einzelnen Wissenschaften und Kenntnisse sich in freiem Spiel bei ihm entwickeln können. Doch ist es nicht hinlänglich, sich der Philosophie allein zu widmen; sie ist mehr Vorbereitung, Propyläe; ich sage, sie macht den Menschen zu dem, was er sein soll, zu einem Menschen; allein es ist nicht genug, ein Mensch zu sein, sondern jeder hat seine eigene Bestimmung, der er nachkommen muß: zum Beispiel, Ich muß regieren, und ihr

Andern müßt eure Unterthanenpflicht erfüllen; das sind Sachen, die vielfache Kenntnisse erfordern, über die man in's Besondere nachdenken muß, namentlich das Erstere; jeder muß einen Beruf haben — (wenn er mir nur endlich einen anwiese, dachte Heinrich) — jeder muß der Welt durch eine zweckmäßige Anwendung seiner Talente nützlich zu werden suchen, und hiefür reicht die Philosophie nicht aus."

Heinrich nahm diese Lehre mit einer tiefen Verbeugung hin.

„Was sagt Er dazu, Schiller?" rief der Herzog über den Tisch hinüber.

Der Eleve richtete sich empor, drückte seine Augen zu dem Blinzeln zusammen, das wir bereits gesehen haben, und entgegnete: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, Dero hohen Worten gemäß, meine eigene Bestimmung im Auge zu behalten und als Mediciner zu antworten. Als solcher finde ich die Ansprüche, welche die Philosophie gegenwärtig macht, zu hoch: sie thut, als wenn die Erschaffung und Erhaltung der Welt allein ihre Sache wäre, und vergißt ganz, daß die Welt bestand, noch eh' es Philosophen gab, und daß sie auch ohne solche bestehen kann, freilich durch so gemeine Mittel, die ein anderer, als ein Mediciner, nicht zugeben wird, nämlich durch Hunger, Durst und Liebe."

„Was weiß Er von der Liebe!" rief der Herzog spöttisch, konnte aber den wohlgefälligen Blick, den ihm sein witziger Zögling ablockte, nicht ganz verbergen.

Heinrich wollte sich rechtfertigen, aber der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wie steht es denn gegenwärtig mit der Philosophie in Tübingen?" fragte er das drittemal seit jenem Jagdabenteuer: „Was macht denn unser alter Ploucquet?"

„Er beschäftigt sich noch immer mit der Leibnitzischen Monadologie."

„Das ist sehr vernünftig; man muß nicht immer selbst etwas erfinden wollen, sondern lieber einem bedeutenden Vorgänger folgen. Leibnitz war ein großer Mann."

Dieses mit imposanter Miene vorgetragene Axiom wußte Heinrich nur mit einer Verbeugung zu beantworten.

„Stellt der Ploucquet die Ewigkeit immer noch unter dem Bild eines Hundes und eines Hasen dar, die einander unaufhörlich nachlaufen?" fragte der Herzog weiter.

„Er bedient sich dieses Gleichnisses noch jährlich, seit er die Gnade gehabt, diesen Gegenstand vor Ew. Durchlaucht in der Aula zu traktiren."

„Ja, es wurden damals mächtige Reden gehalten," sagte der Herzog lachend. „Jetzt, hoff' ich, wird meine Carolina nächstens der Eberhardina die Stange halten können. Was ist denn gegenwärtig das Neueste in der Philosophie?"

„Man beginnt nach und nach", erwiderte unser Held, „von der Ontologie zurückzukommen, namentlich seit Hume einen so großen Riß in die Metaphysik gemacht hat; das Neueste, was sich bemerklich macht, ist eine Wendung gegen die Psychologie, welche, wenn ich nicht sehr irre, einer Schrift des Abbé von Condillac zugeschrieben werden muß, obgleich die philosophische Stimmung in Deutschland sich schon seit einigen Jahren nach dieser Seite hinzuneigen schien."

„Wir müssen machen, daß wir auch einmal wieder einen deutschen Philosophen bekommen," versetzte Karl, „man muß nicht Alles dem Ausland verdanken wollen." — Er blieb einen Augenblick überlegend stehen und spielte mit seinem Stöckchen. — „Komm' Er doch geschwind mit mir!" rief er plötzlich, ging schnell nach dem Chevalierstisch, neben welchem die Professoren versammelt standen, und näherte sich einem noch jungen, liebenswürdig aussehenden Manne. „Da will ich Ihn dem Professor Abel vorstellen," sagte er: — „Abel, examinir' Er mir doch den jungen Philosophen da, aber in aller Geschwindigkeit, und sag' Er mir, ob Er ihn zum Gehilfen brauchen kann; Er weiß, wir müssen die Fakultät erweitern."

Der Professor verbeugte sich, betrachtete den Vorgestellten mit freundlich forschenden Blicken und richtete einige Fragen an ihn, nach deren Beantwortung er dem Herzog seinen Bericht abstattete. „Also, richtig?" sagte dieser und fuhr auf Abel's bejahende Verbeugung gegen Heinrich fort: „Komm' Er heut' Abend präcis um sechs Uhr zu mir in's

Schloß, dann soll Er Seine Bestallung als akademischer Lehrer empfangen."

Bei diesen Worten sah sich der Herzog um; die Zöglinge hatten abgespeist und machten ungeduldige Bewegungen. Er gab einen Wink, unter donnerähnlichem Geräusche wurden die Stühle gerückt, und die Jugend marschirte nach Abhaltung des commandirten Gebets hinaus, wie sie herein gekommen war. Die drei Thüren zu dem Tempel öffneten sich und ließen eine gedeckte Tafel erblicken. Der Markgraf, der den Speisesaal verlassen hatte, erschien mit seiner Suite, der Herzog ging auf ihn zu, und Heinrich sah im Abgehen eben noch, wie sich die Pforten zu dem Mahl der obern Götter für ihn verschloßen.

13.

> En disant ces paroles Mentor le prit par la main et l'entraînait vers le rivage. Télémaque suivait à peine, regardant toujours derrière lui. Il considérait Eucharis qui s'éloignait de lui. — Quoiqu' absente, il la voyait. — Aussitôt le sage Mentor poussant Télémaque, qui était assis sur le bord d'un rocher, le précipite dans la mer. et s'y jette avec lui. Télémaque surpris de cette violente chûte but l'onde amère et devint le jouet des flots.
>
> Fénélon,
> les aventures de Télémaque.

Während unser Freund durch das Treppenhaus hinunterstieg, kreuzten sich verschiedene Gedanken in seinem Kopfe. Er war noch etwas betäubt durch die schnelle Entscheidung, die sein Schicksal erhalten hatte. Obgleich er wußte, daß der Herzog zu raschen Resolutionen geneigt sei, so war er doch von einem bescheidenen Staunen befangen. Dabei erfüllte ihn der Gedanke an den Verkehr mit so manchen auf-

geweckten jungen Geistern, die wohl, wie der Darsteller des Clavigo, der Philosophie nur im Scherze den Krieg erklärten, die Hoffnung, etwas zu der Entwicklung dieser vielversprechenden Jugend beitragen zu können, mit einer lebhaften schönen Freude; er träumte sich als einen Prometheus, der den Feuerfunken in die aufkeimenden Seelen wirft und den entzündeten zu höherer Glut entfacht. Mitten unter diesen freundlichen Phantasieen trat ihm das Bild seines Mädchens vor die Seele und erfüllte ihn mit unaussprechlicher Fröhlichkeit; er lachte hell auf über die häuslichen Freuden, die einem Philosophen blühen sollten, und malte sich's schon aus, wie er nach beendigtem, etwas trockenem Vortrag vom Katheder weg dem Weibe seiner Liebe in die Arme fliegen und sich an ihren Lippen erquicken werde. Die Abneigung des Pfarrers gegen die Residenz hoffte er durch vollwichtige Gründe zu beseitigen, um so mehr, als ihm jetzt kein Abfall mehr von der Wahl seines Berufes vorgeworfen werden konnte; er hatte ja nur, so meinte er, das Lehramt in einer höhern und seinen Neigungen mehr angemessenen Form ergriffen. Zuletzt aber behielt, wie es sich bei dem schnellen Durcheinanderwühlen der Gedanken oft ereignet, einer die Oberhand, der seltsam gegen die übrigen abstach. Heinrich war nämlich, eben als er sich zum Fortgehen aus dem Speisesaal anschickte, noch Augenzeuge eines Beispiels von der schnellen und prompten Justiz des Herzogs geworden. Die Zöglinge waren im Abmarschiren an dem Marmortischchen, wo der Markgraf, vielleicht an eine frühere Mittagsstunde gewöhnt, etwas zu sich genommen hatte, vorbeidefilirt; einer derselben schien von irgend einem seltenen Leckerbissen unwiderstehlich gereizt zu sein; es war eben jener Kleine, den der Herzog dem erlauchten Gaste als seinen Muthwilligsten vorgestellt hatte; er blickte behutsam um sich, ob er sich keiner Beobachtung eines Vorstehers aussetze, und als er die Gelegenheit günstig fand, escamotirte er mit seltner Geschicklichkeit den Gegenstand seiner Begier in die Tasche. Heinrich hatte den Vorgang mit angesehen und still für sich gelächelt, aber das Auge eines Andern, das, wie die Vorsehung, überall gegenwärtig war,

hatte den Raub ebenfalls bemerkt; der Herzog trat freundlich näher, als wollte er seine Schaar noch einmal übersehen, und als der Taschenspieler an ihm vorüberzog, klatsch! hatte er eine Ohrfeige, von so guter Währung, als die untadelhaften Münzen, welche Karl prägen ließ. Diese eigenhändige allerhöchste Ohrfeige nun war es, was unsrem Helden nicht aus dem Sinn kommen wollte und alle näher liegenden Gedanken nach und nach verdrängte; immer sah er noch den Herzog vor sich stehen, wie er mit majestätischer Ruhe ausholte und das hartgebackene Confect dem nichts Arges ahnenden Sünder an den Kopf sausen ließ.

In dieser Träumerei unterbrach ihn ein Akademist, der aus einem Seitengang auf ihn zueilte; es war der junge Tyroler, den er von gestern Abend her kannte; er schien sich aus seiner Schlachtreihe weggeschlichen zu haben, um eine Unterredung mit Heinrich zu suchen.

„Sie haben mit dem Herzog gesprochen," — begann er.

„Sei'n Sie ruhig," fiel ihm Heinrich lächelnd in's Wort, „es ist nichts von Ihnen vorgekommen, wiewohl ich Sie jetzt vor mir warnen muß: reden Sie behutsam mit mir, denn Seine Durchlaucht haben mich so eben zum akademischen Lehrer zu ernennen geruht."

Der freiheitliebende Tyroler sah ihn fast mitleidig an und sagte in einem gedehnten Tone: „So? ich gratulire."

„Und wenn die Künstler," fuhr Heinrich freundlich fort, „es nicht verschmähen, bei den Philosophen in die Schule zu gehen, so können wir recht gut mit einander zu stehen kommen."

„Ja, wenn's g'wiß ist!" war die naive Antwort. „Wollen sehen, was die Zeit bringt," sagte der junge Mensch nach einer Pause und empfahl sich schnell.

Heinrich eilte gleichfalls, die Akademie zu verlassen; er dachte nicht mehr daran, für seines Leibes Nahrung zu sorgen, sondern begab sich schleunigst zu seinen Verwandten, welchen er, ehe die Thüre sich ganz hinter ihm geschlossen hatte, seine Neuigkeit entgegen rief. Dann sah er sich erst im Zimmer um und bemerkte zu seinem Verdrusse, daß der

Baron zugegen war. Dieser sprang auf und rief geräusch=voll: „Wie? unser Freund ist befördert worden! Ich gratulire, Herr Professor, ich gratulire! Hab' ich's nicht immer gesagt, daß der Herzog Ihren Verdiensten noch werde Gerechtigkeit widerfahren lassen? Sehen Sie, Sie haben Freunde bei Hof! Sie wollen sich nur nicht errathen lassen, diese Freunde."

„Wäre unser Freund vielleicht Ihnen Dank schuldig geworden, Herr Baron?" fragte Amalie und sah ihn for=schend an.

„Bitte, Madame, bitte!" rief er und lachte, „das sind Geheimnisse, die ich nicht ausplaudern dürfte, auch wenn ich sie wüßte."

Heinrich biß die Zähne auf einander; diese Art, sich halb und halb ein Verdienst zuzueignen, ohne doch einer geradezu ausgesprochenen Lüge schuldig zu werden, ärgerte ihn ganz unsäglich; statt aller Antwort erzählte er den Vor=gang in der Akademie umständlich und schloß, er erkläre sich den Zusammenhang so, daß der Herzog sich über ihn zuvor bei seinen ehemaligen Lehrern erkundigt haben werde.

„Wo er nur Gutes erfahren konnte," fiel der Baron verbindlich ein, „ja, natürlich! Der Herzog geht auf keinen Antrieb, ohne die Sache näher zu untersuchen. — Was ich sagen wollte — der Herr Professor werden jetzt bald Ihre schöne Braut heimführen, und ich schmeichle mir, sagen zu dürfen, daß sie als eine Zierde der hiesigen Gesellschaft glänzen wird."

Heinrich sah seine Schwägerin mit einem peinlichen Blicke an; er hätte das Gespräch von selbst gern auf diesen Punkt gelenkt, wenn der lästige Zeuge nicht zugegen gewesen wäre. Zum Glücke kam der Expeditionsrath dazwischen und sagte: „Man muß nur vorher wissen, wie viel Besoldung mit dieser neuen Stelle verbunden ist, ehe man vom Heira=then sprechen kann."

„Ist auch wahr, mein Freund!" rief der Baron mit einem Strom von Gelächter, „Sie geben doch immer den Ausschlag! Sie wissen das Eine, was noth ist!" — Er sah auf die Uhr und entfernte sich zu Heinrich's großer Beruhi=

gung. Dieser kam jetzt ernstlich auf sein Vorhaben zu sprechen und führte aus, wie er das Haupthinderniß, den Widerwillen des Vaters, zu bekämpfen gedenke. Amalie setzte ihm Zweifel auf Zweifel entgegen, behauptete, Lottchen tauge ihrer ganzen Erziehung nach durchaus nicht in die Stadt, stellte die Vermuthung auf, der Herzog werde die Lehrerstelle nur gering dotiren, und malte ihm ein so widerwärtiges Bild von einer beschränkten, mit Mangel kämpfenden Haushaltung in der Stadt vor, daß er sie in der höchsten Verstimmung verließ.

Glücklicher Weise jedoch fühlte er jetzt einen Hunger, der anderweitige Nahrungssorgen vorerst nicht aufkommen ließ. Bei Tische wichen mit der Nüchternheit alle Zweifel, und eine Flasche Wein versetzte ihn in die frohmüthigste Laune. Er weidete sich lang an den scherzhaften und heitern Einfällen, die ihm durch den Kopf gingen, und als er endlich nach der Uhr sah und fand, daß er noch einige Stunden bis zur Audienz vor sich hatte, so beschloß er, inzwischen den Professor Abel zu besuchen.

„Nun, ist Alles in Richtigkeit?" rief dieser ihm entgegen und führte ihn in ein Zimmer, wo eine große Junggesellen-Unordnung herrschte.

„Noch nicht!" entgegnete Heinrich, und als ihn der Professor verwundert ansah, fuhr er fort: „Ich komme eigentlich nur, um Ihnen meinen Dank für das gelinde Examen zu sagen."

„Ah so!" lachte Abel, „gar nicht Ursache! Wenn ich auch nicht dem Herzog seinen Willen an den Augen abgesehen hätte, so würde ich Ihnen schon deßhalb meine Stimme gegeben haben, weil die paar wenigen Worte, die wir bei dieser Gelegenheit wechseln konnten, mir so sehr im Einverständniß mit meinen eigenen Ideen zu sein schienen, daß ich mich auf einen solchen Collegen nur freuen konnte. Wiewohl, es ist vielleicht nicht politisch von mir, denn gerade deßwegen sollt' ich Ihnen feind sein; es geht mir wie dem König Franz von Frankreich, der jenem Mönch auf die Ermahnung, mehr nach dem Evangelio zu handeln und mit seinem Bruder Karl

von Deutschland nicht länger um Mailand zu hadern, die Antwort gab: das ist's ja eben, was uns entzweit, daß ich das Gebot der Schrift so wörtlich befolge, denn was mein Bruder will, das will ich auch."

„Sie werden an mir keinen Kain finden," versetzte Heinrich lustig.

Abel lachte. „Aber mein Bruder will die Psychologie, und die will ich auch!" rief er.

„So will ich dabei literarische Abstecher machen und vorzüglich auf den Shakespeare recurriren."

„Ei zum Kuckuk!" rief Abel, „das ist just meine Hauptpassion! Kommen Sie, ich sehe schon, wir müssen uns vergleichen."

Die beiden jungen Männer theilten ihre philosophischen Ländereien unter sich aus und schieden als die besten Freunde; gewiß ein seltner Fall! aber übereinstimmend mit dem Namen des „engelgleichen Mannes", den Abel's Freunde und Schüler ihm gegeben haben.

„Nun?" rief der Herzog seinem Schützling entgegen, als dieser um sechs Uhr im Schloß erschien, „bleibt's bei unsrer heutigen Abrede?"

Heinrich versicherte ihn seiner Ergebenheit und berichtete ihm die vorläufige Conferenz mit Professor Abel.

„Wohlan!" versetzte der Herzog und nahm ein Papier vom Schreibtisch, „hier ist Seine Bestallung, bereits unterschrieben und confirmirt. — Will Er wissen, was drin steht?" fuhr er fort, als er die schlechtverhehlte Spannung bemerkte, womit Heinrich das Papier entgegennahm; „mach Er's herzhaft auf! Er soll die Katze nicht im Sacke kaufen."

Heinrich verbeugte sich tief und öffnete das Diplom.

„Wie? ist Er nicht zufrieden?" rief der Herzog rasch.

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden," stammelte der Jüngling in großer Verlegenheit; „mir war schon einmal vergönnt, meinem gnädigsten Herzog anzuvertrauen, daß mein Glück unzertrennlich an das einer geliebten Person gekettet ist."

„Was? Er hat eine Braut?" rief der Herzog verdrieß-

lich und schien sich jener ersten Unterredung auf keine Weise mehr erinnern zu wollen.

Auf Heinrich's Zunge schwebten die Worte: „Es ist die Tochter des Pfarrers von Illingen!" aber ein unbezwingliches Gefühl hinderte ihn, sie auszusprechen, obgleich er ahnte, seine ganze Zukunft könnte an diesem Augenblicke hängen.

„Freilich," fuhr der Herzog fort, „für eine Familie ist der Gehalt nicht berechnet — da wird's etwas knapp hergehen."

„Es ist unmöglich, Ew. Durchlaucht!" fiel Heinrich ein.

„Das steht bei Ihm!" rief der Herzog in hohem Tone, „wenn Er nicht will, so darf Er's nur sagen, es werden sich genug Andre finden. — Das muß doch gleich geheirathet haben! Kann man denn nicht leben ohne das?"

Heinrich schwieg und sah zu Boden; von allen Repliken, die sich hierauf hätten geben lassen, war leider keine einzige anwendbar.

„Ich kann Ihm jetzt nicht helfen," fuhr der Herzog nach einer Pause etwas freundlicher fort; „das Decret ist nun einmal ausgefertigt und läuft bereits unter dieser Summe in den Rechnungen. Wenn ich Ihm gut zum Rathe bin, so sag' ich: lass' Er der Sache ihren Lauf und fahr' Er nicht oben hinaus; dagegen versprech' ich Ihm, Er soll avanciren, sobald es möglich ist. Dann kann Er ja Seine Dulcinea heirathen. Hat Er aber nicht Geduld bis dahin, so probir' Er's in Gottes Namen, und such' Er sich nebenher durch Stundengeben und dergleichen noch etwas zu verdienen. — Na, will Er, oder will Er nicht?"

Heinrich wußte wohl, daß er sich durch eine abschlägige Antwort jeden andern Weg zu seinem Fortkommen abschneiden würde, und sagte: „Im Vertrauen auf die Gnade Eurer Durchlaucht will ich's wagen, obwohl ich jetzt bedauern muß, meine geistliche Laufbahn verlassen zu haben."

„Ah was! ein Faff!" rief der Herzog, der den Hieb wohl fühlte, und ging heftig auf ihn zu, „ein Faff, sieht Er, ist gar nichts! Wenn ich Ihn auf Seinem Dorf ange-

stellt hätte, so wär's mit Ihm aus für dieses Leben, aber jetzt, sag' ich, bleiben Ihm noch die größten Aussichten offen. Nun, also Ja?"

Was blieb unsrem armen Freunde übrig, als sich in den Willen des Herrn zu fügen? Die günstige Stunde war nun einmal vorüber, die nicht wiederkehrende Gelegenheit verscherzt.

Nachdem er seine Annahme des Diploms erklärt hatte, erwartete er das Zeichen der Entlassung; der Herzog aber ging ein paarmal auf und ab und trat dann wieder zu ihm mit den Worten: „So, das wäre denn im Reinen. Jetzt bleibt nur noch eine Kleinigkeit übrig, eine Kleinigkeit, sag' ich, für den Dienst, womit ich Ihn soeben versehen habe. Wir wollen's gnädig machen: hundert Gulden, denk' ich, sind nicht zu viel für jährliche dreihundert."

Heinrich sah ihn verblüfft an. „Na, versteht Er mich nicht?" rief der Herzog, „Er soll mir hundert Gulden geben für Seinen Dienst; das ist doch sehr klar."

„Ew. Durchlaucht —"

„Was, Ew. Durchlaucht! Ist Ihm das nicht genehm? Wo soll ich denn die schweren Kosten für meine Akademie aufbringen, für die mir die Landschaft nichts beisteuern will? Meint Er, Er dürfe für nichts und wieder nichts jedes Jahr Seine dreihundert Gulden einstreichen? Will Er's besser haben als Seine Collegen? als Seine Universitätslehrer? Die haben Alle Haar lassen müssen. Nur der Ploucquet," setzte er lachend hinzu, „der wußte sich mit guter Manier zu dispensiren. Aber — hört Er? — Er braucht Niemanden von den hundert Gulden etwas zu sagen! Die Andern wollen's sonst auch so billig haben. Ich habe besondere Consideration für Ihn gehabt!"

Mit diesem Troste wurde unser Held entlassen und trat nicht in der angenehmsten Laune aus dem Schlosse. Er hatte Amalien versprochen, sie das Resultat der Audienz sogleich wissen zu lassen, und begab sich nun zögernd in ihr Haus.

„Das hätt' ich Ihnen voraussagen können," versetzte sie,

auf seinen Bericht bitter lächelnd, „daß Ihnen nicht auf Rosen gebettet werden würde."

„Bin ich daran schuldig?" rief er mit überströmendem Unmuth.

„Das kann man nicht geradezu behaupten," sagte der Expeditionsrath, den sie aus seinem Arbeitszimmer gerufen hatte, „und doch haben Sie vielleicht zu schnell, zu willig eingestimmt, als der Herzog Ihnen Ihren ersten Vorsatz ausredete. Man muß sich den Menschen kostbar machen, wenn man ihrer versichert sein will."

„Das kann ich noch jetzt!" rief Heinrich, den ein solcher Vorwurf auf's Tiefste erbitterte. „Ich habe als ein ehrlicher Junge gehandelt und einer fürstlichen Verheißung getraut; dessen brauch' ich mich nicht zu schämen! Aber kostbar machen kann ich mich und bin es sehr gesonnen! Sie dürfen mir wahrhaftig nicht viel sagen, so send' ich dem Herzog seinen Wisch zurück, und adieu, Akademie!"

„Und adieu, Kirche, und adieu, Lottchen!"

„So geh' ich in's Ausland —"

„Und setzen sich am ersten besten Ort und leben in gloria. Als ob das so schnell ginge! Wo haben Sie denn Ihre Empfehlungen? Lieber Freund, draußen ist's grade wie hier. Warum haben Sie denn keine Hoffnung mehr auf die Pfarre? Weil Sie versäumt haben, sich den geistlichen Machthabern zu empfehlen, und mit dem Herzog hierin nichts mehr anzufangen ist. Wie würde das erst draußen sein, wo Sie keine Seele haben! Nehmen Sie guten Rath an: die Sachen sind zu weit gediehen, als daß Sie umkehren könnten. Fügen Sie sich in das Unabänderliche. Der Herzog hat einen Fehler begangen, indem er Sie vom sichern und — Sie werden's wohl selbst gestehen — vom bessern Wege abwendig machte und Ihnen jetzt kein Aequivalent dafür geben kann; er fühlt das, Sie dürfen versichert sein, und auch ich glaube diesmal seiner Zusage. Er wird Sie über kurz oder lang entschädigen, dann sind Sie auf einem kleinen Umwege zum Ziel gelangt."

Heinrich blickte ihm prüfend in's Gesicht; wußte er ja

doch nicht, ob er hier trauen dürfe, ob man es hier gut mit ihm meine. „Bürgen Sie mir dafür?“ sagte er.

Der Expeditionsrath zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht,“ erwiderte er, „aber ich zeige Ihnen den Weg, der unter vielen zweifelhaften der beste ist.“

„Sie sind jetzt zu aufgeregt,“ nahm Amalie das Wort, „um einen ruhigen Entschluß zu fassen; was Sie auch thun mögen, verschieben Sie's bis morgen.“

„Ja,“ rief er, „ich bin aufgeregt, ich mag's nicht leugnen. Und ich weiß nicht, was mich am meisten erbittert: ist es, daß das Elendeste, was es auf Erden gibt, das Geld, mich hindert, einen Entschluß zu fassen, der einem edlen Manne ziemt, oder ist es das unfürstliche Benehmen des Herzogs, der das Glück meines Lebens zu gründen verspricht, und nun auch mich zum Wortbrüchigen macht; denn so kann ich meiner Braut die Hand nicht reichen! In Mangel, in Verlegenheiten aller Art kann ich sie nicht einführen. Und der schmähliche Tribut, den ich noch zahlen soll! Es ist mir nicht um die hundert Gulden, obgleich ich sie nicht wegzuwerfen habe, aber gestehen Sie, es liegt etwas Unwürdiges in diesem Handel, für den Fürsten und noch mehr für mich selbst! Es sieht ja aus, als ob ich mich durch diesen Kauf des Amts erst würdig machen müßte. Wenn das meine Fähigkeiten nicht bewirken können, so soll er's einem Andern geben.“

„Ja,“ lachte der Expeditionsrath, „da haben Sie nun den berühmten Diensthandel von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt! Trösten Sie sich, jetzt geht es doch gelinder her; seit ihn der Herzog in eigener Person betreibt, darf er Schanden- und Ehrenhalber doch nur taugliche Leute anstellen, also wirft das keinen Schatten auf Ihre Qualitäten. Aber früher, als der Wittleder noch seine Bude in Ludwigsburg hatte! Davon könnt' ich Geschichten erzählen, daß sich Ihnen die Haare sträuben sollten. A propos, da fällt mir eine hübsche Schnurre ein, die dem Herzog einmal auf einer seiner Landesvisitationen passirte: er war mit dem Schultheißen eines Dorfes sehr unzufrieden, der ihm auf keine seiner

Fragen gehörigen Bescheid geben konnte, und rief vom Pferd herab den versammelten Bauern zu: Hört 'mal, Bauern! ich sag', euer Schulz ist'n rechter Esel! — Da trat ein alter Bauer, die Mütze in der Hand, unerschrocken hervor und versetzte: Ihr' Durchlaucht, drum ist's 'n einkaufter! — Darauf soll der Herzog seinem Roß die Sporen gegeben haben und davongejagt sein, ohne sich umzusehen."

Heinrich mußte unwillkürlich lachen, und sein Zorn war, wenn auch nicht verflogen, doch wenigstens etwas gedämpft.

„Es kommt eigentlich nur auf das Kleid an, in welchem sich eine Sache präsentirt," sagte der Expeditionsrath im Verlaufe dieses Gesprächs; „bei uns hatte dieses Kleid freilich eine starke Lumpenfaçon und sieht auch noch jetzt nicht ganz honett aus; aber denken Sie zum Beispiel an England, diese gepriesene Republik! Dort ist es seit langen Jahren herkömmlich, daß die Aemter gekauft werden, wenigstens, so viel ich weiß, die militärischen, allerdings unter andern Formen; aber es ist eben doch auch ein Aemterkauf, ein Diensthandel. Ich sehe die Sache so an: wo der Bauer von seinem bischen Grund und Boden, der Gewerbsmann von seiner Profession seine Steuer zahlen muß, wo der Capitalist von dem Vermögen, das er geerbt oder erworben hat, an den Kosten der Staatseinrichtungen, die ihm Sicherheit gewähren, seinen Theil tragen muß oder wenigstens tragen sollte, da find' ich es keineswegs unbillig, wenn man auch auf Fähigkeiten, Talente, die dem Inhaber ihren guten Nutzen tragen, indem sie vom Staate belohnt werden, wenn man, sage ich, auf diese ebenfalls eine Steuer legt —"

„Die aber dann von der Staatskasse eingezogen werden müßte," unterbrach ihn Heinrich, „und nicht vom Fürsten oder seinen Creaturen."

„Mein lieber Freund!" versetzte der Expeditionsrath, „unser Herr, den es beständig zu neuen und großartigen Organisationen drängt, hat schon vor Jahren eine Staatskasse errichtet, aber — bis Ihre Ideen von einer Staatskasse realisirt werden, bis dahin hat's noch gute Wege."

Heinrich ging, und der Rath bezeugte seiner Frau seine

Verwunderung über die hochfahrenden Ansprüche des vierundzwanzigjährigen jungen Menschen und setzte ihr auseinander, wie sauer er sich's habe werden lassen müssen, bis er es so weit gebracht. „Was mag er sich nur vorgestellt haben," sagte er, „als ihn der Herzog an sich ziehen wollte? Glaubte er denn, man werde ihm das Ruder des Staats in die Hände geben? Ich fürchte, er ist ein Phantast oder gar ein Poet, und dann wird es gerathen sein, daß wir die gute Lotte noch in Zeiten von ihm losmachen."

Als Heinrich am nächsten Morgen bei kühlerem Blute seine Angelegenheiten erwog, sah er freilich keinen andern Ausweg vor sich, als sofort seinen Posten anzutreten. Er schrieb nach Illingen und erhielt umgehend eine Antwort, die er zwar hätte erwarten können, die ihn aber doch überraschte. Ein paar freundliche, aber kurz gehaltene Zeilen des alten Pfarrers bedeuteten ihm, da er unschlüssig gewesen sei, sogleich die sichere Zukunft zu ergreifen, an deren Schwelle er gestanden habe, so sei es wünschenswerth, daß die Verbindung mit Lottchen vorderhand aufgehoben werde. Der Verlobungsring war ihm schon bei Eröffnung des Briefes in die Hände gefallen. Eine Nachschrift von Lottchen, halb durch Thränen verwischt, schien bestimmt zu sein, den bittern Eindruck dieser Erklärung bei ihm auszulöschen. „Der Würfel liegt!" rief er und legte Ring und Schreiben in das entfernteste Schubfach; den seinigen sandte er ohne Antwort an Amalie, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß sie es sei, welcher er diesen Dienst zu verdanken habe. Nach einigen Stunden aber besann er sich anders und schrieb einen ziemlich langen Brief an Lottchen, worin er sie seiner unverbrüchlichen Liebe versicherte. Die gehorsame Tochter gab ihm keine Antwort.

Sein Eintritt in die Akademie war ebenfalls von keinem guten Omen begleitet: der junge Tyroler, auf den er sich im Stillen herzlich gefreut hatte, entfloh zwei Tage darauf nach Italien und sandte dem Herzog aus der Schweiz ein Danksagungsschreiben, in welches — sein Zopf gewickelt war.

14.

> Vom Corridor her schimmert Licht. — Still! horch! wer spricht da? —
> Die Stimme kenn' ich — — — Was für ein Ruf
> Des Jammers weckt die Schläfer dieses Hauses?
>
> Wallenstein.

In einem der vielen Gänge des Akademiegebäudes begegnen wir einem nächtlichen Wanderer. Die Lampe in seiner Hand wirft ihren Schein auf ein noch immer blühendes Gesicht, in das aber ein abgemessener oder gar etwas grämlicher Zug sich eingegraben hat. Bald geht er rasch vor sich hin und blickt mit einer gewissen Strenge rechts und links, als müßte er sich der umgebenden Ordnung und Stille versichern; bald bleibt er an einem der Fenster stehen und sieht gedankenvoll in die Nacht hinaus. Er scheint ein Vorgesetzter zu sein, vielleicht sogar ein Mensch.

Ein entferntes Geräusch weckt ihn aus einer seiner Träumereien. Es ist ein leises Gehen und Rutschen, wie von vielen Füßen, dazwischen ein unterdrücktes Kichern, und wie er näher kommt, so zeigt sich ihm ein seltsames Schauspiel. Er sieht ein Bett im Gange stehen, worin einer ruhig schlummert, seiner ungehörigen Lage unbewußt; die Geister aber, die ihn hergetragen, sind verschwunden.

„Schlechter Spaß!" murmelte der Nachtwandler im augenblicklichen Aerger, doch siegte bald ein Lächeln über den angenommenen Ernst, als der Schein der Lampe den Schläfer erweckte, der mit unbeschreiblicher Bestürzung um sich sah und dem fragenden Vorgesetzten keine Rechenschaft über sein ungewöhnliches Nachtlager zu geben vermochte.

Dieser öffnete die Thür des nächsten Schlafsaales, der fünfzig Zöglinge unter der Obhut eines Offiziers und zweier Aufseher beherbergte. Jede dieser perlgrau angestrichenen Bettstätten war, weil die Schlafsäle am Tage zugleich als Arbeitssäle dienten, mit einer kleinen Haushaltung umgeben. Jede war durch ein Gitter zwischen zwei Säulen abgeschlossen,

innerhalb dessen sich der Arbeitstisch des Zöglings nebst dem darüber an der Wand befestigten Bücherbrette befand. Hinter diesen schwarzen Gittern abgesperrt, an diesen bläulichgrauen Tischen eingeengt, auf welchen in Abwesenheit des Bewohners nicht einmal ein Buch bis zur Rückkehr desselben aus dem Lehrsaale liegen bleiben durfte, rang sich eine junge Welt mit rebellischen Pulsschlägen, gährendem Moste gleich, einer freieren Zukunft entgegen. Für den Augenblick freilich herrschte die tiefste Stille, und die Bewohner des Saales schienen kaum weniger der Ruhe und Ordnung ergeben zu sein als ihre Strümpfe, welche reglementsmäßig über den beiden Enden jeder Bettstelle hingen. Der Vorgesetzte jedoch, der die Runde machte, ließ sich durch dieses trügerische Schauspiel nicht täuschen. Er überzeugte sich zuerst vom arglosen Schlafe der Wächter, deren Betten oben und unten im Saale standen, und spähte dann beim Lichte der in der Mitte hängenden großen Nachtlampen sorgfältig umher. Bald entdeckte er ein jugendliches Gesicht, das halb muthwillig, halb ängstlich aus den Kissen lauschte. Ein strenger Wink berief den Akademisten, der im schnell umgeworfenen Ueberrock mit bittenden Gebärden dem verehrten Lehrer zueilte.

„Schämt euch doch der tollen Possen, Kinder!" sagte dieser, „werdet ihr denn nie vernünftig werden? — Nun, nun," setzte er mit aufgehobenem Finger hinzu, „ich will nichts gesehen haben, aber tragt ihn gleich wieder hinein."

Nun erhob sich ein regsames Gewimmel, die eingeschlossene Jugend, die der gefesselten Phantasie in tausenderlei Possen Luft zu machen suchte und diesmal den gegen das gewöhnliche Opfer ihrer Laune gerichteten Streich mißlungen sah, war froh, so leichten Kaufs davonzukommen, und eilte rings in Ueberröcken herbei, um dem Vorgesetzten, dessen Milde Aller Herzen gewonnen hatte, Gehorsam zu leisten.

Während nun das muthwillige Werk der Nacht so schnell, als es entstanden war, wieder vom Schauplatze verschwand, setzte jener seinen beaufsichtigenden Gang fort, noch ein paarmal zurücklauschend, ob kein gefährlicheres Ohr als das seinige vom Geräusch erwacht sei; er war aber kaum um die nächste

Ecke gekommen, als ein neuer Auftritt seine Aufmerksamkeit erforderte.

Eine dickköpfige, stark beleibte, kürbisartige Figur stand ihm im Wege, die sich rasch wie ein Kreisel um sich selber drehte und dabei die Hand heftig in die Lüfte schleuderte. Ein Strom von Flüchen begleitete diese sonderbaren Gesticulationen.

„Sind Sie es, Herr Lieutenant Ries?" rief der Andere, als er näher kam, „was ist Ihnen denn?"

„Die vermaledeiten gottlosen Racker!" versetzte der Cerberus der Akademie mit schmerzlichem Stöhnen, „da sehen Sie selbst! Die Buben! Die Bösewichter! Weil sie wußten, daß ich kommen und visitiren würde, so haben sie die Thürklinke heiß gemacht; meine Finger sind verbrannt, daß Zeitlebens kein Haar mehr dran wachsen wird. O wenn doch sieben und siebenzigtausend Schock schwere Teufel —"

„Ei, ei!" rief der Andere, „fluchen Sie doch nicht so, Herr Lieutenant! wir wollen die Sache gleich untersuchen."

„Untersuchen!" äffte Ries mit wildem Spott, „hat sich was zu untersuchen! Wenn die Teufelsbrut nicht an einander hinge wie Kletten! Man bringt ja niemals nichts heraus! Aber ich will's ihnen eintränken," setzte er giftig hinzu, „ich will! — Was untersuchen! Kartoffeln will ich mir schaben, das wird gescheiter sein als Ihr Untersuchen."

„Sei'n Sie doch nicht so grob!" erwiderte der Andere, „ich hab's ja gut gemeint."

„Ach was! Sie haben gut reden mit Ihren kühlen Fingern."

„Nun, da mich's nicht brennt, so will ich's auch nicht blasen." — Mit diesen Worten entfernte sich der junge Vorgesetzte, der noch lange die Flüche und Seufzer des Verbrannten hinter sich hörte.

Wer wird den Nachtwandler nicht auf den ersten Blick erkennen? Noch immer das jugendliche Herz, nur etwas zahmer und stiller geworden im überwältigenden Dienste des Berufes, etwas abgestandener, möchte man sagen, in den pedantischen Umgebungen. Doch hat es ihm nicht an Leben und Frische

gefehlt, die Jugend, der er mit redlichem Herzen seine Dienste weihte, hat ihm vergolten, wie nur sie es vermag mit dem gesunden Blute, mit der rothwangigen Heiterkeit; von den älteren Zöglingen namentlich hat sich ein eng verwandter Kreis um ihn gezogen, dessen Vertrauen und männlichem Streben er auf die freisinnigste Weise und im Gefühl seiner eigenen noch nicht überschrittenen Jugend fast um den Preis seiner amtlichen Stellung entgegengekommen ist; wenigstens hätte der fürstliche Rector des Instituts manchen Zug von Nachsicht, von geheimer Uebereinstimmung, wenn er in das wahre Verhältniß des Lehrers und seiner Schüler eingeweiht gewesen wäre, nach seiner jähen Art für verbrecherisches Complottiren erklärt. Daneben ist der junge Mann auch mit der Welt etwas bekannter geworden, nicht blos mit der gelehrten, die bei Prüfungen und sonstigen Anlässen in die Säle der Karlsschule pilgerte, sondern auch mit der feineren Gesellschaft. Der Akademie nämlich stand ein Schwesterinstitut zur Seite, die Ecole des Demoiselles, welche, wie jene unter dem Herzog und seinem Intendanten, so unter der Leitung der Gräfin von Hohenheim und der Aufsicht der Frau von Seeger stand und in einem Theile des alten Schlosses ihren geräumigen Sitz inne hatte; adelige und bürgerliche Zöglinge wurden hier, wie in der männlichen Anstalt, herangebildet, die einen für das Leben, die andern für Oper und Theater. Sie genoßen den Unterricht verschiedener akademischer Lehrer, und so waren unserem Freunde geschichtliche und ästhetische Vorträge zugefallen, die ihn nicht nur in die freundliche Nähe Francisca's führten, sondern ihm auch manches angesehene Haus erkenntlicher Eltern und den Zutritt in manche Kreise des vornehmen Lebens öffneten, — ein Vorzug, den er in seiner träumerischen Weise hinnahm, ohne für seine äußere Bildung oder sein äußeres Fortkommen sonderlichen Nutzen daraus zu ziehen.

Denn noch immer war er in der bescheidenen Stellung, die wir ihn vor drei Jahren mit Widerstreben antreten sahen. Noch war nichts geschehen, was ihn in Stand gesetzt hätte, eine Absicht zu erreichen, wie diejenige, die er bei seinem

ersten Besuch auf der Solitude einem allzu unsichern Nachen anvertraut hatte. Oft gedachte er mit Wehmuth seiner hinschwindenden Jahre und manches Klostergenossen, der jetzt schon das Weib seiner Jugend in den Armen wiegte; ihm schienen die Freuden der Erde fremd bleiben zu sollen. Das Bild des Pfarrtöchterleins hatte er nicht vergessen, noch war es ihm gleichgültig geworden, aber ein dämmernder Schleier lag davor, der es in eine gewisse Ferne entrückte. Sie waren gar zu früh wieder getrennt worden durch das rasche Abbrechen des Vaters, worein das Mädchen, wie es ihrem Freunde schien, nur gar zu willig eingestimmt; und wenn Zeit und Nachdenken den ersten Groll in ihm gemildert hatten, war zugleich damit auch das heftige Feuer der Leidenschaft, das an Beruf und Beschäftigung sein sicheres Dämpfungsmittel findet, nach und nach wieder erloschen. Mit den einstigen Stuttgarter Verwandten war er in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal zusammengetroffen; Erkundigungen, die ihm dann und wann bei Gelegenheit auf der Zunge waren, drängte er wieder zurück, denn wozu sollten sie dienen? Das Mädchen, das ihn so glücklich gemacht hatte, schien nicht mehr auf Erden für ihn zu sein, sie hatte sich, mehr noch als ihm bewußt war, in einen stillen Winkel seines Herzens zurückgezogen, und die schönen Tage von Illingen glichen jetzt einem längstgeträumten Traume, der nur zuweilen in einem unbewachten Augenblicke wehmüthig mahnend vor die Seele tritt. — Der Herzog war gegen ihn derselbe wie sonst, manchmal besonders gnädig, und doch schien immer etwas wie ein leerer Raum zwischen ihnen zu sein; unter seinen Vertrauten pflegte Heinrich, wenn er auf dieses Capitel kam, zu sagen: „Er hält mich nicht fest und läßt mich auch nicht fahren."

Dagegen hatte sich seit einigen Wochen ein neuer Eindruck seiner Seele bemächtigt, der immer herrschender zu werden begann. Freundlich aufgenommen in einem Hause, das er, wegen einer ansehnlichen Sammlung von Meisterwerken älterer und neuerer Malerei, gerne zu besuchen kam, war er einst mit einer Dame vor einer sterbenden Virginia

zusammengetroffen, und mochte sie nun von einer seiner Aeußerungen über die Kunst oder den Gegenstand oder auf welche Weise sonst angezogen sein, genug, Aurora näherte sich ihm mit lebhafter Theilnahme, und bald brachte er jede freie Stunde an ihrer Seite zu. Nachdem die erste reizende Verlegenheit über den Abstand des Ranges und der Formen überwunden und der Neuling nah genug gerückt war, um ihr geistreiches Gespräch und ihre Weltkenntniß unbefangen sich zueignen zu können, kam die Freundschaft zwischen ihnen gar bald in's Wachsen und nahm eben jetzt eine leidenschaftlichere Färbung an, der die schöne Frau kein Hinderniß in den Weg legen zu wollen schien. Ihr Gemahl war abwesend, in Paris, und zwar für längere Zeit; so viel vernahm er aus ihren gelegentlich hingeworfenen Reden, der einzigen Quelle, woraus er sich über ihre Verhältnisse unterrichtete. Wenn wir hier wieder auf eine seiner Eigenheiten stoßen, so müssen wir von ihm bekennen, daß er zu wenig Weltkind war, um sich auf's Fragen und Umherhorchen zu verstehen, ein Mangel, der schon für manchen jungen Mann von bittern Folgen gewesen ist und selten auf einen günstigen Zufall rechnen kann, da eben das, was alle wissen, wenig besprochen wird, und am wenigsten in Gegenwart eines Betheiligten. Andrerseits aber ist nicht zu läugnen, daß dies gerade bei ihm auf jener tiefen sittlichen Zartheit beruhte, die sich vor jedem Mißtrauen scheut und die Freunde, wenn es möglich wäre, ohne Namen und Wohnung besitzen möchte, um die Theophanie im Verkehr der Menschen desto reiner zu genießen. Auch seinen nächsten Freunden verschwieg er dieses Verhältniß, er hatte nicht den Muth, wenn er sich die schlanke vornehme Gestalt vergegenwärtigte, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und außerdem gebot ihm ein gewisser bürgerlicher Stolz, jeden Schein eines Prunkens mit ihrem Stande zu vermeiden.

Und nun, welch' ein seltsamer Widerspruch, wenn er sich, die nächtliche Lampe in der Hand, als Zuchtmeister durch die Hallen der Wissenschaft wandeln sah! Zwar hatte dieser Beruf mit seinem Lehramte nichts zu schaffen und war auch

nur vorübergehend; eine Laune des Herzogs, der die Kränklichkeit eines der militärischen Aufseher schonen wollte, hatte ihm den Auftrag gegeben, dessen Posten für einige Zeit zu versehen und bei diesem Anlaß neben den täglichen officiellen Berichten noch einen besondern „von seinem Standpunkt aus“ über den „physischen und moralischen“ Zustand der Anstalt zu entwerfen.

In seine Gedanken vertieft, war unser Freund in den entlegeneren Flügel des Gebäudes, der an den Garten stieß, gekommen, als er in der Ferne einen Lichtschimmer gewahrte. Er ging den Gang hinunter, einer lauten Stimme folgend, die seltsam durch die nächtliche Stille klang. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, als er abgebrochene Laute der gräßlichsten Verwünschung hörte, den „Fluch glühenden Rachedursts vor den Augen der Schöpfung, vor des Ewigen Angesicht!“ So lauteten die Worte einer halbbekannten Stimme, die sich nun wieder in ein entfernteres Gemurmel verlor. „Sind denn alle Teufel los in dieser Nacht?“ sagte Heinrich, indem er sich einer Thüre näherte, hinter welcher das Gespenst schlurfend auf und nieder ging. Jetzt kam es wieder näher, die Worte wurden vernehmlicher: „Und Entsetzen um sie!“ hörte er mit Donnertönen ausgestoßen: „fahr' ich da wüthend auf! stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener, in die Ohren der Mitternacht!“

Das anfängliche Grausen des jungen Vorgesetzten machte einem herzlichen Gelächter Platz. Er riß unvermuthet die Thüre auf und fand sich einer Gestalt gegenüber, die in weitem Schlafrock und ungeheuren Schlappschuhen wie ein Geisterbeschwörer in der Mitte des Zimmers stand, jetzt aber in sichtlichem Schrecken dem Tisch zueilte, mit der unzweideutigen Absicht, eine daselbst befindliche Bierflasche zu salviren. Doch schien eine solche moralische Niederlage den Erdestampfenden und Sturmheulenden wieder zu gereuen, er hielt inne, nahm sich zusammen und trat mit stolzer Haltung dem unwillkommenen Besuch entgegen.

„Ei zum Henker, Schiller!“ rief dieser noch immer lachend, „halten Sie denn die Mitternacht für taubstumm, daß Sie ihr so gräßlich in die Ohren schreien?“

„Ach jetzt erkenn' ich Sie erst!" erwiderte der Zögling halb beruhigt, halb beschämt.

„Räumen Sie nur die Flasche weg," fuhr jener fort, „man kann nicht wissen — So, und nun sagen Sie mir, wer ist denn der Verworfene, und was hat er gethan, daß Sie der Mitternacht so grimmig in den Ohren liegen?"

„Fragen Sie mich lieber nicht; es ist eine alte Ode, die ich schon vor ein paar Jahren machte, und welcher ich mich jetzt zu schämen anfange."

„Aha!

Mercur sah sie und lachte,
Drum fliegt sie nur bei Nachte,"

recitirte Heinrich neckend. „Wer ist denn der Gegenstand Ihrer Flüche?"

„Ein Eroberer."

„Ein Eroberer? Was in aller Welt geht Sie denn ein Eroberer an? Wir leben ja im tiefsten Frieden."

„Aber ich sage Ihnen ja, der Paroxismus ist längst vorüber," versicherte der Dichter.

„Oder feiern wir heute," fragte Heinrich, „irgend einen Klopstock'schen Kalendertag, zu dessen Ehren der alte Geist noch einmal verstohlen durch die Nächte hinbraust?"

„Nein, es hat seinen besondern Zweck, ich möchte mir eine gewisse musikalische Stimmung aus dem Gedichte reproduciren, die ich eben jetzt nöthig habe, und da ich Ihnen, beim sauren Bier erwischt, ohnehin eine Beichte schuldig bin, so will ich sie ablegen, wenn Sie gut und ernsthaft sein wollen."

„Geschwind, was ist's? Ich bin gut und ernsthaft und sehr begierig."

„Ein — Sie müssen mich aber nicht auslachen — ein Trauerspiel."

„Ein Trauerspiel! Bewahre, das ist nichts zum Lachen. Wie? Also das wäre das Leiden, wegen dessen Sie sich auf den Krankensaal bringen ließen? Nun, ich will's auf mich nehmen. Poesie ist eine Austerkrankheit. Ich will's vor dem ganzen medicinischen Collegio verantworten."

„Es ist nicht die erste Verpflichtung,“ sagte der Jüngling mit Feuer, „wie viel haben Sie schon für mich gethan! Aber mein Dank und mein Vertrauen kennt auch keine Grenzen mehr.“

„Still davon!“ entgegnete sein Vorgesetzter lächelnd, „ich befinde mich hier in einer Collision von Pflichten, wo ich mir den Ausweg selber suchen muß. Aber nun rechtfertigen Sie mich bei mir und verrathen Sie mir Ihr Sujet. Also ein Eroberer? Aus den finstern Zeiten roher Volksanfänge?“

„Gewissermaßen ein solcher, aber mitten im Schooß unserer friedlichen Zeit.“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ versetzte Heinrich, indem er ein wenig nachsann. — „Er müßte nur in den Rang derer gehören, die sich bei Shakespeare bescheidener Weise die Förster Dianens nennen.“

„Beinahe getroffen, nur noch etwas schlimmer.“

„Räuber und Mörder!“ rief Heinrich mit komischem Entsetzen.

„Räuber und Mörder!“ wiederholte der junge Dichter und sagte ihm sein Räuberlied vor.

„Nicht übel,“ bemerkte Heinrich, „aber etwas starker Tabak. Der Sonnenwirthle ist ein Kind dagegen. Uebrigens, beiläufig gesagt, Der wär' auch kein schlechter Stoff.“

„Warum nicht gar!“ lachte der Dichter. „Eine Lederhose auf den tragischen Kothurn zu stellen! Der Modegeschmack wird mir meine Extravaganzen ohnehin kaum verzeihen.“

„Nun, so lassen Sie hören.“

„Ich sage Ihnen nichts vom Plan voraus,“ sagte Schiller, während jener sich einen Stuhl an den Tisch rückte. „Vielleicht errathen Sie ihn.“ — Er las mehrere Scenen ohne innere Folge vor, wobei ihn der ältere Freund nur von Zeit zu Zeit mit der Bitte, nicht so sehr zu schreien, unterbrach.

Als er geendigt hatte und seinen Kunstrichter erwartungsvoll ansah, sagte dieser: „Ist das nicht die Geschichte von den zwei Brüdern, die ich neulich im Schwäbischen Magazin gelesen habe? Der eine gleicht dem verlorenen Sohn

im Evangelium auf's Haar, und der andere ist das saubre Früchtchen, das den Frommen spielt, zu Hause bleibt und im Stillen Vater und Bruder zu verderben sucht. Nicht?"

Der Dichter nickte.

„Sie scheinen mir einen guten Griff gethan zu haben," fuhr Heinrich fort, „ich dachte damals gleich, das Sujet könnte zu brauchen sein. Freilich, daß der Held unter die Räuber geht, das ist etwas bedenklich, gibt aber Gelegenheit zu kräftigen Schilderungen. Nur sehe ich nichts von einem großen tragischen Stoff — es ist eben eine Familiengeschichte."

„Ich habe Ihnen noch zu wenig gelesen," erwiderte der Dichter leise und bescheiden.

„Gut! so viel hab' ich verstanden, daß Ihre Räuber einigermaßen der ganzen Welt den Krieg erklären. Was setzen Sie aber den Verbrechen der Empörung entgegen?"

„Da liegt es ja eben, die Verbrechen des Friedens."

„Ah! nun geht mir ein Licht auf. Das ist freilich eine Welt. Davon muß ich noch mehr hören. Wohin verlegen Sie aber die Versöhnung?"

„Versöhnung?" wiederholte der Dichter nachdenklich. Nach einer Weile stützte er den Kopf auf die Hand und sagte leise: „Daran hab' ich nicht gedacht — ich bin eingesperrt."

Ein langes Schweigen entstand. Endlich legte Heinrich dem Dichter die Hand auf die Schulter und sagte: „Auf jeden Fall muß Ihr Catilina zuletzt den Katzenjammer bekommen."

„Katzenjammer!" fuhr der Dichter zornig empor, „ja, und hören Sie, was für einen!" — Er las mit anfangs zitternder Stimme die Stellen, wo ein zerspaltenes edles Herz sich aus der Rohheit und Verödung nach der verlorenen Unschuld, dem vergessenen Friedensthale der Heimath, zurücksehnt und mit Thränen wieder die Schwalbennester, das Gartenthürchen und die goldnen Maienjahre der Knabenzeit begrüßt.

„Das ist rein schön!" rief Heinrich, „geben Sie mir die Hand, das haben Sie vortrefflich gemacht. Aus diesen Zeilen spricht das Gemüth des Dichters, oder daß ich's eigentlich

sage, ein Stück von seinem Leben. Da sehen Sie selbst, wie viel die Poesie durch Erlebtes gewinnt."

„Sagen Sie vielmehr, sie ist gar nichts andres als Erlebtes. Das hab' ich am deutlichsten gefühlt, als ich Goethe sah."

„Wie?" rief Heinrich lebhaft, „Sie haben ihn gesehen?"

„Nun freilich! vor vielen Jahren, hier, in der Akademie! Er war mit dem Herzog von Weimar da und wohnte einer öffentlichen Preisvertheilung bei."

„O sprechen Sie mir von ihm! Wie erschien er Ihnen?"

„Ein schöner, stiller junger Mann, mit dem Siegel Apollo's auf der Stirne und mit dem Prometheusfeuer in den Augen. Man sah ihm gar nichts Wildes, Sturm- und Drangmäßiges an; er wurde feuerroth, als einer der Redner eine Stelle aus seinen Werken citirte. Damals hatte ich die Knabenschuhe noch an, und doch hätt' ich ihm an den Hals fliegen mögen. Ach, wie beneidete ich ihn! Nicht weil er geehrt unter den Großen und Vornehmen stand, sondern weil er, noch so jung, die Welt frei beschauen durfte, an der Seite seines Fürsten und Freundes auf Abenteuer ausreitend. Jetzt bin ich selbst in dem Alter, wo er schon so viel erlebt hatte, und wenn ich daran denke, möcht' ich durch die Wände brechen."

„Und selbst auf ein paar Wochen unter Räuber gehen, um sie desto besser schildern zu können?"

„Nein!" lachte der Dichter. „Das braucht's nicht, die sind auch ein Stück Leben. Sehen Sie sich um, ich will Ihnen die Originale nicht verrathen, Sie finden Sie leicht selbst heraus, freie Seelen, Schleicher, Schufte, alles, was man braucht."

„Richtig! Da haben Sie die ganze Brüderschaft, mit der Sie, wie Sie sagen, eingesperrt sind, unter die Flügel genommen und incognito in die böhmischen Wälder getragen. Ein sauberes Complott, das ich entdecken muß! Und natürlich, je größer hier der Zwang, desto ärger dort die Licenzen."

„Lauter Portraitmalerei!" fuhr der Dichter fort, „brave Kerls, die für einen braven Kerl was riskiren, und wenn

auch der Galgen drauf stünde; zum Beispiel —" Er sah den Vorgesetzten schalkhaft an.

„Ich will nicht hoffen!" rief dieser erröthend.

„Man kann nicht wissen," sagte Schiller, „die dramatis personae sind noch nicht alle getauft."

„Nun, nun! Compromittiren Sie mich nicht bei den Verbrechen der Empörung. Gehen wir jetzt zu den Verbrechen des Friedens über. Franz heißt die Canaille? Wie?"

Schiller nahm sein Manuscript und las. Roller hörte verwundert zu, schüttelte den Kopf immer stärker und sprang endlich auf. Nachdem er ein paar Mal heftig im Saale hin und her gegangen war, kam er zurück, ergriff die Lehne des Stuhls und rief: „Das ist eine Mißgeburt, die man in Spiritus aufbewahren sollte, wenn Sie nicht leider dessen schon zu viel hätten! Nein, lieber Schiller, das ist ein moralisches Unding, das müssen Sie mir ändern. Es ist nicht blos ein Diebstahl, sondern zugleich ein Verrath an Shakespeare, den man hierin kaum nachahmen, geschweige überbieten sollte, weil seine Bösewichter eine besondere Menschensorte sind, die nur in England wächst, pathologische Abnormitäten, hinter deren Treiben eine gewisse Narrheit steckt, ein Spleen, daher man ihm in diesem Punkte mehr nachsehen muß als einem deutschen Poeten. Ja, der Bösewicht, das ist immer die gefährliche Klippe für diese jungen Genies. Wie sieht's doch in der wirklichen Welt so ganz anders aus! Wer mir ein paar Menschen schildern könnte, die von Haus aus gut scheinen, aber durch Gegensatz und Leidenschaft böse und zuletzt, ohne Umkehr ihren Weg fortrennend, schlecht, ja mit Bewußtsein schlecht werden und damit ihren eigenen Untergang decretiren, — wer das könnte, den wollt' ich einen Dichter heißen, das wäre ein tragisches —"

Er hielt plötzlich inne. Auch Schiller sah betroffen auf; beide schwiegen und horchten einen Augenblick. Leise, nicht zu beschreibende Schwingungen kamen durch die Luft, die, wie sie sich näherten, in ein eigenthümliches, kaum fühlbares Schüttern des Bodens übergingen und instinktmäßig auf die beiden jungen Männer wirkten. Roller stand kerzengerade

und nahm eine Amtsmiene an; Schiller hatte mit einem Griff das Trauerspiel zusammengerafft, und im nämlichen Moment, wo es in ein verborgenes Schubfach flog, sprang die Thüre auf, und der Herzog stand vor ihnen.

„Was macht Er da?"

Heinrich wollte nicht lügen aber auch nicht die volle Wahrheit sagen. Er versuchte den goldenen Mittelweg und versetzte: „Ich habe den Eleven Schiller wegen seiner poetischen Versuche getadelt."

„Ich sage, da hat Er wohl gethan; das ist reiner Zeitverderb. Wie? Wo steckt denn das Corpus delicti?" — Er eilte an Schillers Arbeitstisch und las in der inzwischen aufgelegten Schrift: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen." Hierüber mußte der Zögling ein hastiges Examen bestehen, das aber zur Zufriedenheit des durchlauchtigsten Rectors ausfiel. „Es gefällt mir," sagte er am Ende, „daß Er die Seele nicht ganz unabhängig vom Körper gemacht hat, wie ich nahezu von Ihm vermuthet hätte. Er hat sich hier als Mediciner gehalten; aber vergess' Er nicht, daß die Bestie im Menschen doch unterworfen werden kann durch moralische Freiheit oder, was ein wohlthätiges Surrogat dafür ist, durch strenge Erziehung, worüber freilich die Bestie seufzt."

Er sah seinem Zögling scharf in die Augen und kramte darauf wieder in dessen Papieren. Unglücklicher Weise stieß er hier auf die Ode, welche liegen geblieben war. Er las sie und warf sie verächtlich wieder hin. „Wenn Er Beruf zur Dichtung hätte," sagte er, „so würde Er nicht nach solchen Nebelbildern von Eroberern haschen. Das ist die unnatürliche neue Mode, die sich in Stoff und Form vergreift. Ich weiß nicht, ob es von der deutschen Uncultur herkommt oder vom Shakespeare. In diesem hab ich denn kürzlich auch einmal gelesen: mon Dieu, welch' barockes Zeug! Genie hat er freilich, und das zeichnet ihn vor seinen Nachtretern aus; aber seine Manier wird immer nur bei jungen unerfahrenen Menschen Anklang finden, die keinen Geschmack haben. Was ist das für eine Poesie, wo Kothurn und Narrenkappe, wo

die tollsten Gegensätze und Widersprüche sich durcheinander treiben! Es ist mir überhaupt eigentlich nicht darum zu thun, daß ein Dichter aus meiner Anstalt hervorgehe. Die Franzosen haben den Kreis der Dichtkunst abgeschlossen. Alle künftigen Autoren werden sich, wenn sie Beifall erwerben wollen, an Voltaire's Manier halten müssen, und doch hat dieser den Gipfel vorweg eingenommen, leider freilich auf Kosten der Religion! Ueber ihn hinaus kann keiner mehr. Wozu nun enfants perdus heranziehen? während es auf einer anderen Seite Noth thut! Dichter haben wir genug, aber eines Denkers bedarf die Zeit, der ihr wieder einen Umschwung gibt. Zwar die Bewegung ist schon da: es braucht keine große geistige Spürkraft, um zu wittern, daß neue Ideen auf dem Wege sind; aber sich ihrer zu bemächtigen, sie auszusprechen und zwischen festen Dämmen zu leiten, dazu bedarf es eines hellen Kopfes. Ihm hätt' ich so was zugetraut, Schiller: das heißt —"

Ein flüchtiges Blinzeln des Zöglings begleitete diese pädagogische Einlenkung.

„Das heißt, ich meine, daß er nach dieser Richtung vielleicht etwas Brauchbares hätte beitragen können, das den rechten Mann hervorgerufen oder secundirt haben würde. Deßhalb hab' ich Ihm auch immer den philosophischen Tic innerhalb Seiner Fachwissenschaft nachgesehen. Aber seit Er sich auf das liederliche Versemachen gelegt hat, scheint Er den Kopf nicht mehr auf dem rechten Flecke zu haben."

„Ew. Durchlaucht," wagte Heinrich einzuwenden, „erlauben mir zu fragen, ob diese neuen Ideen nicht auch von einem Dichter ausgesprochen werden könnten? Die Wirkung wenigstens wäre stärker und sicherer."

„Nein!" rief Karl. „Der Dichter ist nur der Colporteur des Philosophen, der seine Abschnitzel in zierliche Quincailleriewaaren umschmelzt. Und wozu dann die Verse? Warum nicht in einfacher überzeugender Form? Bedarf denn die Wahrheit einer glänzenden Täuschung?"

Bei einem so absoluten Mißverständniß war es am besten, zu schweigen.

„Gestatten Sie, gnädigster Herr," nahm Schiller das Wort, „mich des so hart verurtheilten Shakespeare ein wenig anzunehmen, wiewohl er sich selbst am besten zu vertheidigen weiß."

„Ich will nichts davon hören!" rief der Herzog ungeduldig. „Es ist ein unnatürliches Wesen mit rohen Natürlichkeiten im Einzelnen, im Ganzen aber ein Tollhaus von Contrasten, die so gegen alle Natur und Wahrheit aus einander fahren, daß kein Hexenmeister sie unter Einen Hut bringen könnte."

„Aber, gnädigster Herr," versetzte sein Zögling lächelnd, „ich hatte immer gemeint, in den Gegensätzen bestehe eben das Wesen des Drama's."

„Das werd' ich von Ihm lernen sollen!" rief der Herzog. „Allerdings, aber es sind einfache Gegensätze, die auf klaren Fundamenten ruhen und einander direkt gegenüberstehen, Gegensätze, die dann mit einem einzigen Soyons amis, Cinna! wieder zu vereinigen sind. Sieht Er? die Einheit ist's, woran es jenem Britten fehlt, also die Poesie; denn das Wesen der Dichtkunst ist Einheit, weil sie uns auf uns selbst zurückführt."

„Die Schlacht geht scharf," dachte Heinrich. „Er hat schon wieder ein neues Roß bestiegen."

Der Dichter aber versetzte blinzelnd: „Und in uns selbst, durchlauchtigster Herzog, treffen wir jene Mannigfaltigkeit wieder. Die psychologische Betrachtung zeigt uns eine große Reihe von Thier- und Menschengattungen, die in Einem Individuum beisammen wohnen, so daß es auf's Haar einem Shakespeare'schen Drama gleichen wird: eine Welt der tollsten Contraste, die doch am Ende unter Einem Hut vereinigt sind."

Mochte nun Karl bei diesen Worten an sein eigenes dreieckiges Hütchen denken, oder hatte ihn die Einwendung etwas verwirrt, er schwieg einen Augenblick, spielte mit seinem Stöckchen und fuhr endlich heraus: „Er will Alles besser wissen! — Mach Er jetzt, daß Er zur Ruhe kommt!" fügte er hinzu. „Er hat eine feuergefährliche Krankheit, die ich

mit Nächstem genauer untersuchen lassen muß, wenn sie sich nicht von selber gibt; ohnehin gegen das Poeten- und Eroberersfieber werd' ich Ihm eine gute Dosis Tartarus emeticus verschreiben lassen. — Und Er," wandte er sich zu Roller, „seh' Er zu, daß Er mir den Bericht über die Anstalt in Bälde liefert; es ist mir darum zu thun."

Er ging, und Heinrich mußte ihn begleiten. „O der Erzstatistiker!" rief ihm der Dichter nach, der über des Freundes Drangsal seinen eigenen Aerger vergaß.

15.

Geselle!
Du seist ein guter oder schlimmer,
Leg' dich auf's Ohr und rühr' dich nimmer!
Uhland.

Noch einen Gang durch den Tempel Salomonis!

Wir feiern den Abschied unsres Helden aus der Akademie, der nicht zwar als Lehrer, aber als interimistischer Aufseher nach langem Warten und großem Mißmuth endlich des verdrießlichen und mühseligen Amtes enthoben wurde. Morgen durfte er seine Wohnung wieder in der Stadt aufschlagen, und diese Nacht mußte er die letzte Runde bei seinen schwer zu hütenden Truppen machen. Eine Abschiedsfeier eigener Art war ihm zubereitet: nichts Geringeres als die Vorlesung der Räuber, wozu Schiller den nachsichtigen Vorgesetzten eingeladen hatte. Seit jener Nacht war Heinrich ein Freund und heimlicher Beschützer der vielversprechenden Arbeit geworden; er sah sie wachsen oder vielmehr reif werden, und wenn es auch zu spät war, einen Einfluß auf die ursprüngliche Anlage auszuüben, so wirkte doch bald seine Billigung, bald seine Verwerfung vortheilhaft auf die Gestaltung des Einzelnen und auf den Ausbau des Ganzen.

Der Dichter hatte alle Segel aufgezogen, um wenigstens mit den Hauptscenen für diese Nacht fertig zu werden; es war ein Fest, auf das er sich kindlich freute. Die erste Leseprobe hatte er vor wenigen Wochen im Kreise seiner Mitschüler auf einem der spärlichen Ausflüge, die ihnen vergönnt waren, mitten im dichtesten Walde der strengen Disciplin abzustehlen gewußt: jetzt sollte die Hauptprobe folgen.

Doch wo? Zwar hätte der Akt ohne viele Umstände am einfachsten auf Heinrich's Zimmer vorgehen können; aber dort war man von Lauschern oder Störern umgeben: über Riesen konnte trotz der verbrannten Finger der Speculationsgeist kommen, ein Aufseher konnte etwas zu melden, zu fragen haben, denn das Rapportiren ging wie eine Seuche um. Ja vor dem Herzog selbst, den eine Galerie vom Schloß herüber führte, konnte man keineswegs sicher wohnen. Die Krankenzimmer waren ein abgenütztes und für den Augenblick nicht zu brauchendes Motiv, und mancher Rath wurde von Schiller und seinen Verschworenen gepflogen, bis endlich einer von den wenigen bewährten Mitzöglingen, der Componist Zumsteeg, der bei den Gesängen des Trauerspiels zu Gevatter stand, vom Geist erleuchtet wurde. Er hatte noch in den letzten verzweifelten Stunden ausfindig gemacht, daß die Thüre zum Carcer zufällig offen geblieben war, und dorthin wurde, ominöser Weise, der Schauplatz der Tragödie verlegt.

So begleiten wir denn unsern Freund auf dem Katzenweg in's oberste Stockwerk des hintersten Flügels. Doch diesen Charakter nimmt seine Wanderung erst später an. Jetzt ist sein Schritt noch fest, sein Gang noch unbefangen; er ist noch der Vorgesetzte, der die Runde macht. Es ist doch eine eigene Sache um das Gewissen! In diesem Augenblick dürften ihm alle höllischen Legionen die Straße verlegen, er würde sich nichts darum bekümmern, denn er ist auf seinem Berufsweg; aber nach wenigen Minuten wird sein Gang unsicher, sein Tritt leise werden, sein Auge wird ängstlich umherschweifen, und das einzige geringfügige Ungethüm, Ries genannt, würde ihm durch seine Erscheinung einen größern

Schrecken einjagen, als das gehörnte Oberhaupt des rebellischen Reiches, das den Menschen zu jeglicher Insubordination zu verleiten beschuldigt wird.

Als er das Ende eines der mittleren Flügel, welche die Schlafsäle enthielten, erreicht hatte, hörte er etwas die Treppe heraufpoltern. Er zog sich ein wenig zurück und sah, wie ein sehr betrunkener Aufseher über den Gang taumelte und hart neben ihm seine Operationen gegen die Thüre eines Schlafsaales richtete. Zwei, dreimal machte er höchst kunstgerechte Ausfälle auf die Klinke, bis es ihm endlich gelang, sie zu ergreifen. Er ruderte, die Thüre hinter sich offen stehen lassend, in den Saal hinein, wo über eine Abtheilung der jüngsten Pflänzchen der Bock zum Gärtner gesetzt war. Die Lampen im Schlafsaal brannten hell und gestatteten eine genaue Beobachtung der verschiedenen Manoeuvres, die jener brauchte, um endlich zur Ruhe zu kommen. Erst hielt er sich an seiner Bettstelle und starrte nachdenklich vor sich hin; offenbar schien er mit großer Umsicht zu Werke gehen zu wollen. Dann begab er sich an das Geschäft, seinen Rock auszuziehen; da er sich aber in den Aermeln verwickelte, so fiel er mehrmals auf das Bett, wobei er aufflatterte und zurücksank wie eine Fledermaus. Endlich hatte er sich herausgeschält und setzte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf das Bett, um ein wenig zu rasten. Ein kummervoller Gedanke schien in ihm aufzusteigen: er erhob sich und blickte auf dem Boden umher; als ihm aber der Stiefelzieher in die Augen fiel, den ein wohlthätiger Genius schon bereit gestellt hatte, da heiterten sich seine Mienen wieder auf. Von militärischem Geist durchdrungen recognoscirte er seine Stellung und lehnte dann den rechten Flügel an das Bettende. Diese Taktik wurde mit solchem Nachdruck ausgeführt, daß die Bettstelle gewaltig krachte. Hierauf besetzte er mit dem linken Fuß das erwähnte Instrument, versuchte mit dem rechten einige Umgehungen und brachte ihn endlich glücklich in die Gabel. In diesem kritischen Augenblick aber rutschte der treulose Stiefelknecht vorwärts: ein schwerer Fall, ein dumpfer Fluch, dann Stille. Nun erhob er sich halb, griff

nach dem unentbehrlichen Instrument, schob es an den vorigen Platz zurück und stand mit grenzenloser Anstrengung wieder auf. Endlich war er auf den Beinen. „Infamer Stiefelhund!" brummte er und bediente ihn mit einem Fußtritt. Dann wiederholte er den Versuch, aber, als wäre die so gescholtene Bestie wirklich belebt, sie wischte ihm abermals unter den Füßen weg, und es erfolgte dieselbe Katastrophe. Heinrich hatte dieselbe das erste Mal einem Zufall zugeschrieben, jetzt aber, da er genauer hingesehen, stiegen aus physikalischen Gründen Zweifel in ihm auf, und der Umstand, daß die junge Bevölkerung bei den zwei schweren Fällen sich so still und schlafergeben verhielt, bestärkte seinen Verdacht. Er trat leise näher an die Thüre, wo er den Schlafsaal übersehen konnte, und suchte als scharfsinniger Philosoph die bewegende Ursache außerhalb des bewegten Etwas. Er durfte nicht lange forschen; bald regte sich etwas in der Ecke, und sein gutes Auge zeigte ihm einen Eleven, der halb aus dem Bette hing und eine Schnur in der Hand spielen ließ. Diesen Conduktor verfolgte er; derselbe verlor sich bald in der Dunkelheit, bald tauchte er an erhellten Stellen wieder auf und leitete sein Auge bis zu dem Stiefelknecht zurück, welchem er somit Leben, Absicht und Handlung mittheilte. Der Betrunkene hatte sich inzwischen zum dritten Mal in Positur gestellt; schnell blickte Heinrich auf den kleinen Spiritus rector. Der Geist des Muthwillens war nicht müßig: siehe da, ein Ruck! und die alte Wirkung wiederholte sich zum dritten Mal, krachender als zuvor. Diesmal aber sprang der Gestürzte mit einem gräßlichen Fluch alsobald wieder auf die Beine; ein zweiter Satz brachte ihn gestiefelt und gespornt in's Bett, wo er nach wenigen Secunden ruhig zu schnarchen anfing. Kaum war dieses Signal erschollen, so regte es sich in den Betten, wo es vorher so still gewesen war; Köpfe kamen zum Vorschein, nickten einander zu, und fünfzig junge Stimmen lachten einen lustigen Chorus.

Das geheime Publikum im Carcer war schon längst versammelt, als Heinrich ankam. Durch eine kluge Vorrichtung hatte man das Licht außer Stand gesetzt, einen

Schein auf das Fenster zu werfen, und als die Hauptperson auf dem bereit gehaltenen Stuhle Platz genommen hatte, besetzte Schiller, dem man die Ungeduld in den Augen ansah, den andern noch übrigen und begann zu lesen, während der Rest des Auditoriums stehend den Tisch umgab.

Es ist die schönste Aufgabe der Poesie, den Menschen über sich selbst zu erheben, das Wahre in der Wirklichkeit aus dem mannigfaltigen Schein herauszulösen und das schwankende, verworrene Dasein auf das ruhige Maß der Schönheit zurückzuführen. Diesen Beruf haben die griechischen Dichter ausgeübt, und unsere deutschen Dioskuren, nachdem sie die ungebundene Jugendkraft versprudelt, haben sich nach langem Widerstreben auf demselben Wege brüderlich zusammen gefunden. Jeder vollendete Dichter wird ihn einschlagen, und wenn seine Zeit, mit ihrer Noth und ihren Leidenschaften im Gedränge, nicht Zeit hat, auf ihn zu hören, so werden die folgenden Geschlechter mit dankbarer Vergütung zu ihm zurückkehren; denn nichts Aechtes kann auf die Dauer verloren sein. Wer aber das Wohl und Wehe seiner Zeit im Herzen bewegt, ihren ganzen Zwiespalt ungelöst ausspricht, der herben Gegenwart ihr herbes Bild im Spiegel zeigt und mit der Stimme von Tausenden und aber Tausenden redet, dem wird im gleichen Augenblick ein tausendstimmiges Echo des Beifalls entgegentönen, Ein Tag wird ihm vollere Kränze bringen, als jener sich in Jahrhunderten erwirbt, und auch die Späteren werden ihm seinen unbestrittenen Platz unter den Lenkern der Geschichte zugestehen. Sein Dichterkranz vielleicht wird welk auf die Nachwelt kommen, aber der mächtigste von allen Herrschern, der so reich belohnt, weil er nur Einmal lohnen kann, der Augenblick hat ihm gehuldigt.

Solches widerfuhr dem Erstling von unseres Dichters Muse. Er fand schon in seinen Freunden einen Hörerkreis, den er nicht dankbarer hätte wünschen können. Jede Saite der jungen Herzen war in dieser Dichtung angeschlagen: gleich in der ersten Studentenscene war dem unüberwindlichen Triebe, den verhaßten Zwang abzuschütteln, sich in's unbekannte Leben zu stürzen, die Welt mit der von Gottes Gna-

den zu allem Großen geborenen Jugendkraft zu erobern und zu erfrischen, und zugleich dem immer übertäubten, immer wiederkehrenden leisen Zweifel: „Aber was denn eigentlich anfangen?“ ein so lebendiger Ausdruck geliehen, und von Seiten der Zuhörer kam jeder halben Anspielung, die, den nächsten Kreisen entlehnt, von Fremden nur dem äußeren Zusammenhange nach verstanden werden konnte, ein so rasches Verständniß entgegen, daß er bei dieser Vorprobe im Jubel der Seinigen einen vollkommenen Vorschmack der Triumphe genoß, welche die Welt, im Großen eben solch' ein Gefängniß wie die Akademie im Kleinen, seiner Dichtung vorbehalten hatte.

Der Dichter sollte aber auch erfahren, wie der Becher mit dem süßen und schäumenden Trank des Augenblicks seine Hefe hat, wie der Stoff, der, weil er der Zeit entnommen ist, die allgemeinste Theilnahme findet, eben darum auch die bittersten Anfeindungen, die abgeschmacktesten Mißverständnisse herausfordert: — das ganze künftige Schicksal seines Gedichtes sollte wie in einem Spiegel an ihm vorübergehen.

Er hatte, ohne sich eine Pause zu gönnen, und mit unaufhaltsam wachsender Kraft bis zum fünften Aufzug fortgelesen und war eben an jener Vision, worin er den alten Propheten ihre Riesenbilder und der Offenbarung ihre geheimnißvollen Schauer abgelauscht — seine heftige, alles Maß übersteigende Stimme entsprach dem schrankenlosen Inhalt dessen, was er las, und von den begeisterten Zuhörern merkte keiner mehr, daß er sie so entfesselt walten ließ, als wären sie in einer Wüste und nicht in Herzog Karls Akademie, ja selbst der ältere Freund, dem die Dichtung so im Zusammenwirken aller Theile völlig neu war, hatte die ganze Welt darüber vergessen — da pochte es auf einmal laut an der verschlossenen Thüre. „Aufgemacht!“ rief eine nur zu bekannte Stentorstimme, und die Stürme und Engel des jüngsten Gerichts zerstäubten vor einem Hauch aus dem Munde des Lieutenants Nies.

„Aufgemacht, Herr Schiller!“ wiederholte dieser. „Wer-

den Sie aufmachen? Meinen Sie, ich hätte Sie nicht erkannt am Gebrüll?"

Zumsteeg öffnete die Thüre, nachdem der unglückliche Dichter sein Manuscript verborgen hatte.

Der Verhaßte trat herein, von einem Aufseher gefolgt, der eine ungeheure Laterne trug. „Das ist nun schon das zweite Mal," sagte er zu Schiller, „daß ich Sie so fluchen und durniren und krakeelen höre. Sie sollten sich recht schämen, so wüst auf ein Institut zu schimpfen, dem Sie Ihre Existenz verdanken und alles, was Sie sind."

Der Dichter maß ihn mit Löwenblicken, gab aber keine Antwort.

„Aber so wahr ich Melchior Ries heiße," fuhr der Lieutenant fort, „wenn ich noch einmal so was höre, so rapportir' ich's dem Herzog. Seine Durchlaucht werden so einen schwarzen Undank zu belohnen wissen, wie er's verdient. Hab' wohl gehört, was mir der junge Herr neulich nachgerufen haben: Ein confiscirter Kerl! O, ich weiß recht wohl, was das bedeutet; hab' mir's auch in's Wachs gedruckt. Man wird dem Herrn Schiller auch noch allerlei confisciren, wenn das so fort geht."

Unter diesen Reden hatte ihn Schiller wie in tiefer Zerstreuung angesehen; auf einmal schien ein Gedanke in ihm aufzusteigen, und er trat schnell an's Fenster.

Diese völlige Gleichgültigkeit brachte den Zuchtmeister auf's Aeußerste. „Was haben's da am Fenster zu schaffen?" rief er, einige Schritte vortretend und gespreizt wie ein kalekutischer Hahn. „Allomarsch, meine Herren! Sie gehören nicht daher. Gehen Sie gleich zu Bett, wo Sie hingehören. Wollen Sie in den Rapport kommen oder —?"

Schiller trat vom Fenster mit erheiterten Blicken zurück, wünschte dem Lieutenant mit gesetztem Wesen gute Nacht und eilte hinaus, die andern Eleven folgten. Ries sah verwundert nach, schloß dann die Carcerthüre ab und ging mit seinem Begleiter ebenfalls die Treppe hinunter.

„Alle Wetter!" sagte Dannecker zu den Andern, während sie ihrem Schlafsaal zueilten. „Wo ist unser Doctor hingekommen?"

„Das weiß ich wohl!" versetzte Schiller lachend. „Den muß ich vom Galgen erretten. Deßhalb hab' ich während Niesen's Philippika immer drauf studirt, wie ich ihm die Schlüssel entreiße. Ich sah in den Hof hinunter und bemerkte, daß in der Anatomie noch Licht ist. Ich hab' was ganz Tolles vor, weiß mir aber nicht anders zu helfen. Geht nur zu Bett und haltet euch ruhig; ich komme bald. Gut' Nacht inzwischen!"

Er rannte über Gänge und Treppen zu den anatomischen Zimmern hinab, wo er auch seine Vermuthung nicht getäuscht fand. Einige Mediciner saßen bei den Karten zusammen.

Er stürzte herein. „Kinder!" rief er athemlos, „thut mir den Gefallen und spielt so laut, daß ihr mir den Nies herbeilockt. Riegelt alle Thüren ab, daß er nur durch die Todtenkammer herein kann, und dann retirirt euch auf der andern Seite hinaus. Gebt mir einen weißen Ueberwurf, und fragt nicht lang, ich will euch nachher Alles sagen."

Die Spieler sahen ihn erstaunt an, da sie aber seine Hast gewahrten und begriffen, daß es dem gemeinsamen Feind einen Streich zu spielen gelte, so säumten sie nicht. Einer brachte dem Kameraden ein weißes Tuch, und ein Anderer leuchtete ihm nach der Todtenkammer, wo er sich im dunkelsten Winkel versteckte.

Bald hörte er mit innigem Behagen, wie es im Nebenzimmer laut und lärmend wurde. Und gleichwie, wenn die Mäuse zirpen, auch die Katze nicht fern ist, so vernahm er nach einer kleinen Frist Tritte, die sich näherten; es rasselte an mehreren Thüren, die Spieler löschten das Licht und entflohen mit Gepolter; endlich drehte sich der Schlüssel im Schlosse zur Todtenkammer, und herein kam der Schrecken aller Akademisten im Geleite seines Unteroffiziers. Ihm voraus aber ging ein starker Duft des schlechtesten Rauchtabaks, den sein Mund verbreitete. Er nahm dem Aufseher die Laterne ab und hielt sie vorsichtig in die Höhe. „Pfui," sagte er, „da tödelts, da stinkts! Es sind doch abscheuliche Leute, diese Mediciner." — Er zog seine große Horndose hervor, drehte den Deckel, der einen markzerreißenden Ton

von sich gab, und nahm eine volle Prise. „Was war denn das für ein Lärm?“ hob er wieder an. „Jetzt ist's ja ganz still. Es wird doch auch geheuer sein? — Sieh da, der macht eine Grimasse, die wird mir im Schlaf nachgehen. Dem muß der Tod weh gethan haben. Ein scheußlicher Kerl!“

Er war unter diesen Worten halb unschlüssig vorwärts gekommen: da erhob sich auf einmal hinter den Todten hervor eine lange Gestalt im weißen Leichengewande und führte mit der Faust einen wohlgezielten Streich, der dem Lieutenant die emporgehobene Laterne aus der Hand schlug und ihn noch obendrein ziemlich derb auf die Nase traf. Der Aufseher schrie wie ein Kalb und entfloh; Nies fiel lautlos zu Boden. Das Gespenst sprang jetzt hervor, beugte sich zu ihm hinab und nahm ihm die Schlüssel. „Wenn der Scherz nur nicht zu weit gegangen ist!“ murmelte er besorgt. „Aber jetzt ist keine Zeit.“ — Er raffte die Schlüssel zusammen, blies das noch in der Laterne brennende Licht aus und rannte die Treppe hinauf.

Heinrich war inzwischen in einer üblen Lage gewesen. Als er den Lieutenant an der Thüre hörte und die Vorlesung unterbrochen wurde, war sein erster Gedanke, zum Fenster hinauszuspringen, um nur nicht hier gefunden zu werden. Aber er war im obersten Stockwerk! Schnell sah er sich um. Kein anderer Schlupfwinkel war vorhanden, als die Bettstelle, welche glücklicher Weise mit ihrem Strohsack bedeckt war. Während Zumsteeg die Thüre aufschloß, kroch er unter dieselbe und hörte mit einer Art von Verzweiflung, wie alle fortgingen und die Thüre geschlossen wurde. Nun wagte er endlich wieder hervorzukommen, und nachdem er sich abgestäubt hatte, trat er an's Fenster und malte sich seinen peinlichen Zustand aus. Ein Vorgesetzter und Lehrer an der Anstalt — und im Carcer eingesperrt! Er konnte sich keiner Seele entdecken und wußte nicht, wie er loskommen sollte.

Es huschte die Treppe herauf, es klirrte im Schloß, und während er wieder unter das Bett fahren wollte, sprang die Thüre auf. „Herr Doctor!“ rief's herein, „wo sind Sie? Herr Roller! geschwind! ich bin's, Schiller!“

Heinrich sprang auf den Retter zu: „Schiller, das werd' ich Dir in meinem Leben nicht vergessen!" rief er. „Wir sind Brüder von diesem Augenblick! Hörst Du?"

„Von Herzen!" rief Schiller, indem er ihm die Hand hinstreckte. „Ich hab' in die Geisterwelt gepfuscht und den Nies auf den Tod erschreckt. Was thut man nicht für einen Freund? Nur heraus! schnell! fort!"

Er zog den Staunenden zur Thüre hinaus, schloß wieder ab, eilte mit ihm die Treppe hinunter, sprang an ein Fenster, warf die Schlüssel in den Hof, „gute Nacht!" rief er athemlos und jagte von dannen.

Heinrich wußte nicht, wie ihm geschehen war, und ging noch ganz bestürzt nach seinem Zimmer. Da hörte er ein Rennen und Laufen und ein Gemurmel vieler Stimmen. Er folgte dem Geräusche und stieß auf den Intendanten, welcher, von Aufsehern und Bedienten umgeben, eilig daherkam; der erschrockene Aufseher zeigte ihnen, ungern genug wie es schien, den Weg. Heinrich schloß sich an und gelangte mit ihnen zur Todtenkammer, wo ihm das Räthsel alsbald klar wurde; denn hier lag Nies, der ohnmächtig in eine Ecke getaumelt war, wie todt am Boden. Man bemühte sich, ihn wieder in das Leben zu bringen. Ein herzugekommener Mediciner, der ihn vielleicht lieber gleich secirt hätte, goß den Weingeist von einem Präparat ab, rieb ihm die Stirne damit ein und gab ihm, als er endlich zu sich kam, sogar davon zu trinken. Nies schaute mit wilden Blicken um sich und behauptete, von einem Geist einen Nasenstüber bekommen zu haben. Die Einen lachten, die Andern bekreuzten sich. Herr von Seeger schüttelte mißtrauisch den Kopf, unser Freund aber entfernte sich mit dem tröstlichen Glauben, daß auch die strengste Untersuchung dem Gespenste nicht auf die Spur kommen werde.

16.

> Wie schwach
> Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
> Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
> Worauf geboten werden kann! Sie ist
> Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
> Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
> Die Liebe ist der Liebe Preis.
> Schiller, Don Carlos.

Ein Rosabriefchen, das Heinrich am andern Tag auf dem Wege zur Ecole erhielt, berief ihn eilig zu seiner Dame. Er begab sich nach geendigtem Unterricht in ihr Haus, fand sie schöner und geistreicher denn je und wurde, nachdem sie ihm liebevoll sein ganzes gegenwärtiges Treiben und Befinden abgefragt hatte, mit folgender Anrede von ihr überrascht:

„Es hat sich, schneller als wir denken konnten, eine Freundschaft zwischen uns befestigt, der wir, so lang unser Schicksal noch in unsrer Hand ist, Gesetze und eine Staatsverfassung zu geben uns angelegen sein lassen müssen. Sie, mein Freund, sind ein lieber Träumer und wandeln in Ihrem sonnambulen geraden Striche vor sich hin, ohne zu sehen, was links und rechts etwa mitzunehmen oder zu vermeiden ist; Sie erlauben daher, meinem Weltsinn für die Dehors zu sorgen. — Zuvor aber von etwas Andrem. Zwischen Freunden wie wir sind oder zu werden beginnen, muß, däucht mich, reines Feld sein, nichts Unklares darf zwischen Ihnen liegen, keine zu späte Entdeckung der Freundschaft Gefahr bringen. In diesem Sinne wenigstens, hoff' ich, werden Sie mich zu achten nicht aufhören. Ist es wirklich? Sie wissen nichts von meinen Schicksalen?"

„Nein," erwiderte er, sie ruhig anblickend.

Sie sah ihm lang in die Augen und sagte dann mit einer Mischung von Spott und Bewunderung: „Das sieht Ihnen gleich."

Ein Bedienter trat in's Zimmer. „Ist angespannt?" rief sie ihm ungeduldig entgegen. Der Diener verbeugte sich bejahend.

„Nun so kommen Sie," wandte sie sich zu unsrem Helden, „wir fahren ein wenig aus und wählen einen einsamen Weg, zu solchen Mittheilungen geeignet."

Sie ging und bot ihm im Gehen den Arm, so daß er unten mit ihr im Wagen saß, ehe er sich besinnen konnte. Die rasche Ehre, die ihm widerfuhr, seine seltsame Lage — in einem wahrhaft fürstlich ausgestatteten Wagen von prächtigen Rossen gezogen, an der Seite der kostbar gekleideten Dame — das alles betäubte ihn so sehr, daß er stumm vor sich hin sah, ohne zu bemerken, wie ihm dann und wann ein bekanntes Gesicht mit Verwunderung nachblickte. Endlich schlug er die Augen auf und sah — o Himmel! in Lottchen's Augen. Sie war es, sie stand am Fenster mit Amalien, unter deren Hause der Wagen so eben hinfuhr. Beide Schwestern erkannten ihn im nämlichen Augenblick, wo er empor sah, ein Blick, und sie wandten sich und verließen das Fenster. Aber, welche Entdeckung hatte er in seinem Innern gemacht! Ein elektrischer Schlag, der ihn bei diesem Anblick durchfuhr und ihm alles Blut zum Herzen zurück und wieder heraus aus dem Herzen jagte, hatte ihn belehrt, daß das keine Halbvergessene sei, welcher er in einem stillen Eckchen seiner Erinnerung ein wohlwollendes Denkmal errichtet zu haben glaubte. Er hatte ihr in die Augen gesehen, und ihre Seele hatte ihn wieder angerührt; in seinen heftig klopfenden Pulsen arbeitete die Seligkeit und die Pein dieses Augenblicks.

Aurora schien nichts davon bemerkt zu haben. Vor dem Thor angekommen, hielt sich der Wagen eine Zeit lang auf der Straße nach der Solitude, lenkte dann rechts auf einen fahrbaren Feldweg ein, wo keine störende Begegnung zu fürchten war, und umfuhr in einem weiten Bogen die Stadt.

Mittlerweile hatte Aurora ein Heftchen hervorgezogen, das sie dem Freunde mit den Worten übergab: „Sie werden, wenn Sie gelesen haben, das natürliche Gefühl billigen, das mich abhielt, meine Beichte mündlich abzulegen. Sie ist in diesen Blättern enthalten. — Und nun," fügte sie mit feuchten Augen und zitternder Stimme hinzu: „Nun lesen Sie, gleich, hier, an meiner Seite! Ich muß dabei sein, damit die Lectüre das ist, was sie sein soll, eine Unterredung zwischen uns, und ohne Qual des Harrens auf die Entscheidung. Lesen Sie, mein Freund, wir gehen beide einer schweren Probe entgegen."

Heinrich nahm die Blätter zerstreut und bang, aber mit dem Lesen stieg seine Aufmerksamkeit, so daß er seine Gesellschaft, die sich still genug verhielt, bald ganz darüber vergessen hatte. Die Confession war mit edlen Schriftzügen französisch abgefaßt und lautete im Wesentlichen so:

„Ich war ein armes Fräulein. Meine Eltern gaben mir eine sehr sorgfältige Erziehung und beschäftigten meine Einsamkeit mit Lectüre. Ich wuchs mit den großen Frauencharakteren der französischen Tragödie auf, und die römischen Lucretien und Virginien waren mir Vorbilder, welche mich für die Märtyrerkrone der Tugend schwärmen machten. Ach, leider war meine Imagination zu hoch gespannt, als daß ihre Gebilde nachher vor den Farbenmischungen der wirklichen Tageswelt hätten bestehen können. Meine Eltern starben fast zu gleicher Zeit, und ich sah mich allein. Mein Schwager nahm mich zu sich in die Hauptstadt, und in seinem Hause war ich nur um so verlassener, die Scenen der Wirklichkeit, von welchen ich so oft geträumt hatte, umbrausten mich hier; sie ließen mich leer und schienen mir nichtiger zu sein als alle meine früheren Träume. Ich verlebte meine Tage in dumpfer Erwartung; das eigentlich Wirkliche, meinte ich immer, werde erst nachfolgen, und jeden Morgen erwachte ich mit einer gewissen Neugier, ob sich nicht jetzt die Leere des äußeren Daseins für mich bevölkern würde. Diese Schilderung verräth es, daß mir die Liebe noch nicht bekannt war. Ich sah achtungswerthe junge Männer um mich, aber mein Herz wurde sie nicht gewahr, das, von der Einbildung getragen, hoch über den Wolken wandelte.

„Mein Schwager war einer von den Menschen, die nach Umständen gut oder schlecht sind. Er hätte mich immer als eine arme Verwandte mit Güte behandelt und mich nichts von der Rauheit meines Schicksals fühlen lassen, wenn ich nicht — schön gewesen wäre. Aber meine heranblühende Jugend fiel ihm auf und führte ihn auf ein Project, das seinem Ehrgeiz wie seinen Bedürfnissen schmeichelte; denn weder seine Stellung noch sein Einkommen konnte seiner Sucht nach einer glänzenden Rolle genügen. Lang entging mir die vermehrte

Rücksicht, die steigende Achtung, mit der er mich behandelte; auch die Andeutungen, die er sich entschlüpfen ließ, gingen spurlos an meinem unbefangenen Ohr vorüber.

„Endlich eines Tages — o, diesen Tag werd' ich nie vergessen! — kam er im Triumph nach Hause, der Fürst, erzählte er, sei sehr gnädig gewesen und habe ihm zugesagt, heute in seinem Abendzirkel zu erscheinen. Das ganze Haus kam in Bewegung und wurde mit Zubereitungen erfüllt; mich aber nahm er bei Seite, um mir Vorschriften für mein Verhalten zu geben, und nun ging mir endlich ein Licht auf! Meine erste Empfindung war heftiges Erschrecken; ich warf mich ihm zu Füßen, ich bat, weinte, drohte. Er blieb kalt. Mein Muth, mein Stolz erwachte in seiner ganzen Kraft; ich legte mich zu Bette, und alle Bemühungen des Niederträchtigen, mich in die Gesellschaft zu bringen, scheiterten an meiner Festigkeit. Unglücklicher Heroismus! wie leicht zu beugen, wenn man die Mittel anwendet, welche die Dichter in der Regel nicht zu schildern pflegen. Seine Rache war so wohlberechnet als abscheulich. Der Prinz hatte das Haus unzufrieden verlassen, doch ohne eine Ahnung von meinem Widerwillen zu haben; Gott weiß, was er ihm für Entschuldigungen vorgeschwatzt haben mag. Von nun an behandelte er mich wie eine Magd, und das ganze Haus beeilte sich, in den neuen Ton einzustimmen. Welch' ein Gefühl, sich von dem elenden Bedientengeschmeiße, das man sonst fast nur auf den Knieen sah, mit Hohn und Verachtung behandelt zu finden, auf einen Befehl keinen Gehorsam, auf eine Bitte ein leeres „Sogleich!" ohne Folge, auf eine Frage keine Antwort zu erhalten. Wenn ich aus Furcht vor unwilligen Blicken, aus Abscheu vor unwürdigen Reden nicht zu Tische kam, so brachte man mir kein Essen auf's Zimmer. Das hätt' ich nun zwar wohl verschmerzen können, aber die Demüthigung, die Schmach! und diese eben da erleiden zu müssen, wo man zuvor Ehre und Ansehen genoß! Das wirkt.

„Aber es wirkte noch nicht genug. Man gab mir zu verstehen, eine erwachsene Person habe die Pflicht, für sich selbst zu sorgen, und könne niemanden zumuthen, sich mit ihr

zu belästigen. Der Wink war so gegeben, daß er nicht mißverstanden werden konnte. Ich erwiderte, daß mir nichts übrig bleibe, als betteln, und wenn man sich nicht der Verwandtschaft halber bedenke, so werde ich die Erlaubniß auf der Stelle benützen. Nun wurde diese Saite nicht mehr berührt. Ich hatte keinen Menschen auf der weiten Welt, bei dem ich eine Zuflucht hätte finden oder auch nur suchen können. Ein kleines Gut, worauf sich mein ganzes Erbe beschränkte, war schon zu Lebzeiten meiner Eltern bestritten und wurde bis zum Austrag der Sache von den Gerichten verwaltet. Nicht einmal, was ich in Romanen immer noch als den letzten Trost gefunden hatte, nicht einmal ein alter ehrlicher Diener war im Hause, um mich durch Theilnahme und Zuspruch aufrecht zu erhalten. Ich war allein mit meinem Elend. Wie beneidete ich die armen Spinnerinnen und Nähterinnen, deren glückliche Niedrigkeit ihnen die Mittel gab, sich selbst zu ernähren und von sich selbst abzuhängen! Darauf war meine Erziehung nicht berechnet gewesen.

„Ich begann jetzt ernstlich auf die Flucht aus dieser Hölle zu denken, aber ach, wie passend fand ich den Volksausdruck von den Grenzen der Welt! Das Leben ist überall mit Brettern vernagelt, und das, was der jugendlichen Phantasie gar keine Schwierigkeit macht, ja gar nicht in die Augen fällt, das ist das einfach Unmögliche. Nur Ein Ausweg war hier zu betreten, und er war mir willkommen. Meine Träume von dem männlichen Ideal nahmen eine andre Richtung, aus dem Helden ward ein Retter, und dieses Bild stand der Menschlichkeit bei Weitem näher als jenes; ja ich hätte einem Soldaten, einem Taglöhner meine Hand reichen können. Wenn ich in stiller Nacht meine Plane machte — o, wer hat je die Gedanken eines Mädchens belauscht! Das Schicksal, die Bestimmung des Weibes hat etwas Unaussprechliches, sich einem andern Wesen, sich einem Manne ganz und gar zu eigen geben! Kann eine diesen Gedanken denken ohne Erröthen, ohne banges Herzklopfen? Und vollends, wenn nicht Liebe diese Hingebung herbeigeführt hat, wenn der Beschluß dasteht als eine kalte Nothwendigkeit, noch ohne

Gegenstand! Der Preis war hoch, aber ich entschloß mich, ihn zu wagen. Der Gegenstand fand sich, und ich hätte mir kaum einen bessern wünschen können. Es war ein wackerer Mann unter meinem Stande, nicht zur Liebe, aber zur Achtung geschaffen; seinem Charakter war alles zuzutrauen. Ich sah, daß ich ihm nicht gleichgültig sei, und seine Ehrerbietung rechtfertigte mein Entgegenkommen. Schon hatte ich gegründete Hoffnung, durch ihn frei zu werden, und dünkte mich höher als eine Königin. Mein Schwager, so meinte ich, werde in meine Erniedrigung mit lachendem Munde willigen, aber das war nicht seine Absicht! Noch ehe das Verhältniß zu einer Verständigung gediehen war, wußte er den biedern Freund zu entfernen und dieser Maßregel den Schein zu geben, als ob sie von mir selbst ausgegangen wäre. Ein Moment, und er war mir unwiederbringlich verloren! Als meine arglosen Augen aufgingen, war es zu spät. Wenn es wirklich die Höllenstrafen gibt, welche die Kirche lehrt, so kann ich den Verräther manchmal bemitleiden; denn die Tage und Nächte, die ich nach dieser Entdeckung zubrachte, müssen ihm dereinst die härtesten hilflosesten Qualen zuziehen. In der bodenlosen Tiefe meines Elends sah ich den letzten Weg der Rettung vor mir, der mir jäh und schwindelnd aus der ewigen Nacht entgegenwinkte. Ich betrat ihn. Rechne mir, o du endlose Barmherzigkeit, diesen Versuch nach seinem Ausgang an, nicht nach meiner Absicht! Er mißlang, und schaudernd floh ich vom Abgrunde weg, die Religion, die mir streng und warnend an den Pforten der Ewigkeit erschien, führte mich wieder in's Leben zurück.

„Ach, hätte sie mir auch jenen tiefen Halt gegeben, der allein dem Leben einen Werth zu leihen vermag! Wie leicht hätt' ich den Hohn und die Verachtung der Menschen getragen, wie hätt' ich durch unerschütterte Geduld die Schläge des Unglücks, die Plane der Bosheit gelähmt! Aber ich kannte den Glauben nur durch Ueberlieferung; ich hatte ihn nie geprüft, und noch jetzt erscheint er mir nur wie ein Instinkt, der mich bei bedeutenden Wendungen meines Geschicks ergreift. Dahin rechne ich auch den Muth, der mich

antrieb und in den Stand setzte, für meinen Freund diese Bekenntnisse niederzuschreiben.

„Mein Schwager mochte fühlen, daß der Bogen für jetzt nicht stärker gespannt werden dürfe. Er ließ mich in Ruhe und behandelte mich gleichgültig, doch nicht unfreundlich. Ich hätte dieses so wenig empfunden, als ich jenes empfand, denn auf die gewaltsamste Aufregung war eine dumpfe Versunkenheit gefolgt, und die Tage gingen an mir vorüber wie an den Abgeschiedenen im Reich der Schatten. Doch auch dahin drangen endlich die Gerüchte, die das Land seit einiger Zeit in Bewegung setzten. Die fürstliche Regierung war in immer größern Zwiespalt mit der Constitution getreten; Eigenmächtigkeiten gegen die Gesetze, Gewaltschritte gegen Einzelne waren geschehen. Eine gährende Unzufriedenheit bemächtigte sich der Gemüther. Schon führten die Stände eine entschiedenere Sprache, und Feindseligkeiten drohten auszubrechen, von welchen man nicht vorhersehen konnte, wie lang sie blos auf dem Papiere geführt werden würden. Ich hörte von diesen Zuständen ohne Theilnahme, wie mir anfangs schien; aber eh' ich's gewahr wurde, hatten sie meine Seele eingenommen und waren ein Theil meines Denkens geworden. Denn der Mensch hat eine unergründliche Lebenskraft; was ihm auch begegnen mag, er stellt sich immer wieder her. Wenn der Schlag nicht zum Tod oder zum Wahnsinn geführt hat, so ist in irgend einem Punkte seines Wesens ein Lebensfunke zurückgeblieben, und wenn auch noch so klein und schwach, das Fünkchen glimmt fort, wächst, breitet sich aus und belebt die abgestorbenen Theile wieder; nicht lang, so lebt und webt das Individuum und bewegt sich seiner alten Organisation gemäß. Das mußt' ich bald empfinden. Es waren die alten Phantasieen eines unbelehrten Heroismus, welche wieder erwachten; die großartigen Gestalten des geliebten Kothurns tauchten wieder vor mir auf, und die tiefe dumpfe Lähmung machte einer Anspannung Platz, die, unnatürlich wie sie war, mich auch jetzt noch einmal alle Grenzen der Wirklichkeit übersehen machte. Ich begann zu glauben, das Geschick habe die große Rolle in meine Hände gelegt,

als Friedensengel zwischen dem Regenten und dem Lande aufzutreten; meine Ansprüche an das Leben waren vernichtet, und so wollte ich, aus Beweggründen, die schon manchen Märtyrer geschaffen haben, all' mein Glück, ja meine Ehre einer großen Idee zum Opfer bringen, von der Mitwelt verkannt, von der Nachwelt angebetet werden. Ich Arme wußte nicht, daß man für den höchsten Gedanken nicht immer auch die höchsten Accorde greifen darf; ich ahnte nicht, daß diese Rolle einer viel gewöhnlicheren Seele zu Theil werden, daß diese festliche Arbeit einen weit werktäglicheren Gang nehmen sollte.

„Diese Stimmung traf mit erneuerten Versuchen meines Schwagers zusammen und wurde zum Theil durch sie erzeugt; denn auch ihm waren die politischen Conjuncturen, freilich aus ganz andern Gründen, eine Aufforderung, sein Project wieder aufzunehmen. Aus der ersten leisen Andeutung — denn ich hütete mich wohl, ihn von meiner wahren Absicht auch nur etwas ahnen zu lassen — entnahm der verschlagene Kaufmann, daß seine Waare brauchbar zu werden beginne. Es bedurfte keiner weitläufigen Vorbereitungen. Ich wurde eines Abends auf einem Hofball so gestellt, daß der Prinz gerade auf mich zugehen mußte. Er redete mich sehr gnädig an, und nun bat ich vorgeschriebener Maßen um Verwendung in meiner Rechtssache. Diese wurde mit Freuden zugesagt: nur mußten zuvor die Documente vorgelegt werden, und dazu bedurfte es natürlich meiner mündlichen Erörterung. Wie es die Umstände doch fügen können, daß ein unerfahrenes Mädchen wichtige juristische Nachweise zu geben vermag!

„Mein Schwager ließ das Eisen nicht kalt werden, und der nächste Tag fand mich schon im Schlosse. Ich wurde in ein freundliches Cabinet geführt. Die halbgeöffnete Seitenthüre zeigte mir den Fürsten im Gespräche mit dem berüchtigten, seither gestürzten Günstling. Laß sie nur raisonniren, rief er, laß sie nur klagen! Ich will noch mit Skorpionen gegen diesen privilegirten Landschaden zu Felde ziehen. Sprengen will ich diese Hemmketten, und wenn auch mein Wagen in donnerndem Sturze bergab müßte.

„Der Inhalt der Unterredung war leicht zu errathen, obwohl sie bei meiner Ankunft abgebrochen wurde; denn der Minister, der, als er mich gewahr wurde, sich alsbald empfahl, sagte: Ew. Durchlaucht gehen den Weg Cäsars und aller großen Männer — und verschwand, nachdem er mit der Stirne beinahe den Boden berührt hatte.

„Ah, meine holde Supplicantin! rief der Prinz und eilte auf mich zu, tauschen wir die Rollen aus! Nehmen Sie die gebietende Miene an, die Ihnen gebührt. Sie sehen den Demüthigsten aller Bittenden vor sich.

„Dann ist dies hier nicht am Platze, versetzte ich, indem ich lächelnd meine Schrift zerriß. Aber eine Bitte habe ich doch, gnädigster Herr, eine große, schwere Bitte, und was Sie mir darauf antworten, das wird für unser Verhältniß entscheidend sein.

„Nun begann ich mit großem Feuer von den Zuständen des Landes und von der Versöhnung mit seinem Volke als dem Pfande der Uebereinstimmung unsrer Seelen zu sprechen. Ach, es war ein Meisterstück jugendlicher Beredtsamkeit, auf das ich mit Stolz und Beschämung zurücksehe. Ich will es hier nicht wiederholen.

„Er ließ mich ungestört ausreden. Erst hörte er verwundert zu, dann warf er den Kopf in den Nacken und biß sich in die Lippen, ein schneidender Hohn zuckte um seinen Mund, und als ich geendigt hatte, erwiderte er kurz: Ich glaubte, Sie wären gekommen, mir etwas Andres zu sagen. Also ohne Umstände: können Sie mich lieben?

„Nein, sagte ich empört.

„Adieu.

„Er ließ mich bis an die Thüre gehen und setzte dann hinzu: Ich wundre mich, wie schlecht man Sie instruirt hat. Ich bin doch wahrlich nicht der Mann, unter dem eine — daß ich sage, ein Weiberregiment aufkommen kann; ich habe keine Lust das traurige Beispiel meines Vetters *** ** zu wiederholen.

„Ich wandte mich um. Sie wissen nicht, wie sehr, wie tief Sie mich kränken! rief ich und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er schien bewegt. Beruhigen Sie sich, sagte er und nahm mich bei der Hand: ich will ja gern glauben, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Nun gut, gut! es war Ihr Ernst; glauben Sie mir, daß ich diese Gesinnung schätze. Aber überlassen Sie den Männern, was nur Männer verstehen, und mischen Sie sich nicht in solche Dinge; ich weiß schon, was ich zu thun habe. Daß ein so liebliches Kind sein eigenes schönes Element verkennen kann. Ihre Aufgabe ist federleicht: Sie haben nichts als zu lieben, und ob Sie das können oder nicht, das überlegen Sie in einer ruhigeren Stunde.

„Er gab mir den Arm und führte mich an die Thüre, wo er mich freundlich auf die Stirne küßte.

„Ich kam betäubt nach Hause und ließ mich den ganzen Tag nicht außerhalb meines Zimmers sehen. Ich war in der sonderbarsten Verfassung. Ach, ich liebte ihn! Er hatte mein Herz gewonnen in demselben Augenblicke, wo er es so schmerzlich mißverstand. Wie dies kommen konnte, weiß ich nicht zu sagen. Es gibt Ereignisse im innern Leben, die keine Seelenlehre vollkommen abzuleiten vermag. Seine Liebenswürdigkeit, die Hoheit seines Wesens, meine Demüthigung, das Gefühl, daß ich werth gewesen wäre, besser von ihm gekannt zu sein — alles das reicht nicht hin, diese plötzliche wunderbare Erschütterung zu erklären. Genug, ich wußte, daß ich ihn liebte. Es war meine erste Liebe, und mein Herz taumelte zwischen Abscheu und Wonne hin und her. Aber mein Stolz erhob sich gebieterisch über alle andern Gefühle, und ich beschloß, dieses Geheimniß in der Brust zu begraben, als ein süßes Gift, das mir, ohne Ausweg zehrend, bald den erwünschten Tod bringen sollte.

„Es sollte noch anders kommen. Mein Schwager, der jenen Vorgang nur halb erfuhr und gar nicht verstand, zeigte zu meinem Erstaunen nicht den geringsten Verdruß, er glaubte das Eis nun einmal gebrochen und hielt das kleine Mißverständniß nur für eine vorübergehende Störung. Auch als er seine Täuschung einsah, beharrte er in seiner Verdacht erregenden Freundlichkeit und schien seinen Plan völlig aufgegeben zu haben. Bald genug zeigte es sich, welchen wohl-

angelegten Schlag er bis zuletzt aufgespart hatte. Ein Freier trat plötzlich auf, der widrigste und verhaßteste von außen und von innen, der mir in der ganzen Welt hätte begegnen können. Schon längst, bei gleichgültiger Bekanntschaft, war er mir zuwider gewesen, und mit welchem Haß und Ekel ich ihn jetzt empfing, brauche ich nicht zu sagen. Desto entzückter schien mein Schwager über diese Partie, welche mich über meinen Rang erhob und mir einen ehrenvollen Schutz gegen jede Nachstellung, jede schmähliche Nothwendigkeit versprach. Je mehr es ihm Ernst mit diesem Zureden zu sein schien, um so höher stieg meine Verzweiflung. Jetzt hatte ich alle Ansprüche auf seine Hilfe verloren, jetzt hatte er das Recht wieder, die alte Litanei von Belästigung, von unbilligen Ansprüchen anzustimmen, und er machte einen grausamen Gebrauch von seinem Rechte. Alles drängte mich zu der Heirath, die ich verabscheute; mußte ich sie ja noch für ein Glück halten, denn — mein guter Ruf war schon verloren! Die Welt wußte nur Eine Deutung für jenen Besuch im Schlosse, und das war ihr nicht zu verargen. Zwar konnte mir dieses Gerücht in den höfischen Kreisen nicht eben sonderlich schaden, aber der freie Adel dachte nicht durchgängig so, und auch meine bürgerlichen Bekannten zogen sich zum Theil mit stiller Verachtung, mit vorsichtigem Widerwillen von mir zurück. Ich war von der ganzen Gegenwart abgeschnitten, und die Zukunft lag pestartig vor mir. Meine Lage war jetzt ganz das Gegentheil von jener früheren, hatte ich damals in einer Heirath meine Rettung gesucht, so suchte ich jetzt Rettung vor der Heirath in — Erlassen Sie mir eine weitläufige Schilderung!

„Wenn ich heute auf jene Zeit zurücksehe und meine Gefühle, meine Leiden von damals abwäge, so möchte ich behaupten, der Schritt wäre mir leichter geworden, wenn ich den Fürsten nicht geliebt hätte. — Da ich mit diesen Worten etwas Paradoxes gesagt habe, so will ich sie ohne weitere Erörterung stehen lassen.

„Meinem Schwager übrigens war das ganz gleichgültig. Er hatte seinen Zweck erreicht und triumphirte, aber ganz im

Stillen. Ja, so weit wußte er die Verstellung zu treiben, daß ich fast das erste Wort auszusprechen genöthigt war; wenigstens gab er einem Seufzer, einem halben Ausruf diese Deutung und stellte sich an, als ob er sehr erstaunt darüber wäre. Mit kaltem Lächeln ließ er mir die Wahl, und ich — ich wählte! Festen Muthes, aber mit wankender Stimme gab ich meine Erklärung ab. Er versprach, die ehrenvollsten Maßregeln einzuleiten, die ich ihm unbekümmert überließ; auch hielt er, nach seinen Begriffen von Ehre, vollkommen Wort. Schon am folgenden Tage kam er sehr vergnügt und sagte, er bringe mir einen Gemahl, den bequemsten, lenksamsten, den ich mir wünschen könne. Diese Nachricht setzte mich in neue Verwirrung; ich war aber sogleich aufgeklärt, als er den Ehecontract hervorzog, worin dieser Gemahl sich anheischig machte, mich gleich nach der Trauung zu verlassen, niemals auf meinen Besitz Anspruch zu machen und die Residenz, ja das Land ohne meine Erlaubniß nicht zu betreten. Ich gerieth nicht einmal in Erstaunen, als ich den Namen meines verhaßten Freiers las — denn dieser war es — und nun dahinter kam, daß Alles eine längst abgekartete Sache sei; die Entdeckung war ohne Werth für mich, und mit stumpfer Ruhe unterzeichnete ich den Contract, den mein Schwager wieder zu sich nahm, um mich ganz in seiner Gewalt zu haben. Er hatte mich, wie ich nachher erfuhr, sehr theuer verkauft. Den ansehnlichsten Theil der Rente behielt er für sich, mit der Verpflichtung, für meinen standesgemäßen Unterhalt zu sorgen; um eine schöne Abfindungssumme hatte mein Amphitryo seinen Namen feil getragen, und ein bescheidenes Nadelgeld blieb dem abgehetzten Opfer dieser Cabale.

„Die unheilige Ceremonie wurde bei Nacht begangen. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich den Altar nicht beleidigt habe; eine tiefe Betäubung, die mich nichts hören noch sehen ließ, ersparte mir diese Schuld. Auch habe ich auf die Frage des Priesters nichts geantwortet, man nahm es nicht so genau. Ein bereit stehender Wagen entführte den Bräutigam auf Nimmerwiedersehen; er begab sich nach dem

Haag, das er später mit Paris verwechselt hat. Ein anderer Wagen wartete an der entgegengesetzten Kirchenthüre auf mich, um mich nach Hofe zu bringen. Ich nahm mich zusammen, denn nun begann meine Rolle.

„So gewöhnlich endete ein Geschick, das einer rühmlicheren Lösung vielleicht nicht unwerth gewesen wäre. Ich bin am Schluß und kann das Uebrige kurz zusammenfassen. Meine Herrlichkeit dauerte nicht viel länger, als mir jeder Eingeweihte hätte voraussagen können. Der geistreiche, vielerfahrene Prinz achtete die Frauen nicht und hatte wenig Grund, sie zu achten; die Männer wie die Frauen lieben eigentlich nur einmal, und in der Regel ist die erste Liebe eine Täuschung, die über das ganze Leben entscheidet. Wenn die Liebe jener Zeiten, von welchen uns die Dichter erzählen, keine Fabel ist, so muß sie einen eigenen Gott gehabt haben, der die Führung der Glücklichen übernahm, der aber seitdem sein Scepter niedergelegt hat. Ich habe mich viel umgesehen in den Geheimnissen der großen und kleinen Welt, und mancher Schleier hat sich mir gelüftet, ich entdeckte überall wenig Glück, und auch dieses wenige ließ mich zweifelhaft, ob es nicht ein Schein sei, über den die erste gründliche Probe richten würde. Lächeln Sie über diese Reflexionen! Ich wollte es der ganzen Menschheit gönnen, wenn sich nur mein eigenes und einzelnes Schicksal in denselben abspiegelte. — Aber auch u n s r e Freundschaft ist vielleicht nur ein Schein.

„Ich selbst besaß zu wenig Elasticität, um meine Eigenthümlichkeiten zu verleugnen; ich ahnte nicht einmal, wie nothwendig die sei. Die Liebe bedarf solcher persönlicher Wahrzeichen, sie braucht sie als die Gefäße eines verklärenden Cultus. Ach, die Liebe freilich! Aber ich war nicht geliebt. Ich fluchte ihm nicht, als ich wieder vom Schauplatz abtrat, ich hatte ihm früher geflucht; seit ich aber einsah, daß er die geringste Schuld an meinem Unglück trug, daß er nur wählen durfte unter den Opfern, die ihm freiwillig dargebracht wurden, suchte ich und suchte noch heute jenen Fluch durch tägliche Gebete und Segenswünsche zu vertilgen.

„Die letzten Tage meiner sinkenden Macht benützte ich

noch, um meinem Schwager zu vergelten. Es bedurfte keiner Erfindung, um ein ansehnliches Sündenregister zusammenzustellen. Sein Sturz brachte mich wieder in den Besitz jenes wichtigen Documents, und er lebt jetzt in einer entfernten Stadt von meinen Almosen. Und ich! — um mein ganzes Lebensglück betrogen, umgeben von einem leeren Menschenschwarme, den mein Rang, mein Reichthum und mein nie ganz erloschenes Ansehen um mich versammelt hat, setzte ich bis jetzt ein trauriges Dasein fort. Die Ideale meiner Jugend hab' ich weggeworfen; an ihre Stelle ist eine kalte Lebensansicht getreten, die, genau betrachtet, gar keine Grundlage hat. Ich mache mir kein Gewissen daraus, meinen wohlfeil und doch so sauer erworbenen Reichthum zu genießen, er bietet mir die tausend kleinen Surrogate der Glückseligkeit, und während er sonst seinen nach wahrhaft menschlichen Zwecken so schwer zu berechnenden Weg durch die Canäle des gesellschaftlichen Verkehrs gegangen wäre, setzt er mich nun in den Stand, unmittelbar an Ort und Stelle der Menschheit die Hand zu bieten, zu erfreuen, zu lindern, zu trösten, und unermüdlich in dieser Beschäftigung, erlange ich in ihr das einzige Gefühl, das mit dem Glück verglichen werden kann.

„Längst hatt' ich auf alles Andre verzichtet. Und nun sollte mir noch ein Spätsommer der Freundschaft, ein Schimmer der Jugend zu Theil werden, reicher, als ich ihn je verlangt, ja, ich will es offen sagen, schöner, als ich ihn verdient habe. Ich mag mir nicht mit eiteln Hoffnungen schmeicheln, es ist einer von den kurzen späten Tagen, wo eine flüchtige Frühlingserinnerung von der heraneilenden Nacht verschlungen wird, und, ich fühle es, diese Entdeckungen haben ihn noch schneller hinabgeführt. Ich begehre es nicht zu ändern. Mit bescheidenem Danke hab' ich ihn genossen, den vorübergehenden schönen Lohn, den mir ein nicht ganz ungütiges Schicksal für meine früheren Leiden zugedacht. Mag auch diese Aufrichtigkeit mir verderblich sein, ich war sie meinem Charakter, ich war sie der Arglosigkeit meines Freundes schuldig, und wenn er hinfort scheu vor meiner Begegnung zurückweicht, der

letze Act meiner Freundschaft, ich weiß es, die Art, wie ich seine Achtung verlor, wird mir einen Theil dieser Achtung erhalten." —

Hier schloßen die Bekenntnisse der unglücklichen Frau. Heinrich hatte sie tief bewegt gelesen und war mit einer schwer zu beschreibenden peinlichen Verwirrung am Schlusse angelangt. Er schien noch immer zu lesen, während rastlose Gedanken sich in seiner Seele stritten. Zuerst schien es ihn zu drängen, ihre Hand zu fassen, sie seiner Achtung, seiner unverbrüchlichen Freundschaft zu versichern, aber — es handelte sich um mehr als das! Wollte er alle Folgerungen dieser sophistischen Freundschaft mit unterschreiben? Er fühlte sein Herz zugeschlossen, die aufkeimende sonderbare Neigung, von einer so reinen Nebenbuhlerin berührt, von einer so schweren Beichte niedergedrückt, war verdorrt, verschwunden, und eine öde leere Empfindung nahm ihre Stelle ein. Wäre eine so beispiellose Offenherzigkeit einer weiblichen Seele nicht einer völligen Absolution würdig gewesen? Er gestand es zu, aber die einzige Lossprechung, die hier genügen konnte, die Absolution der Liebe, war ihm versagt, und so mußte er sie wieder versagen. Diese herbe Enttäuschung führte ihn auf hundert Gedanken, deren jeder ein Todesurtheil war; sie machte ihn streng gegen die Sophismen, die er leicht von den Zwangsmitteln der Noth unterschied; sie machte ihn streng gegen den Genuß von Schätzen, die ein ächter Stolz weggeworfen hätte, statt sie einem schwer in Anspruch genommenen Lande zu entziehen; sie erinnerte ihn an die öffentliche Meinung, die er keine Ursache hatte gering zu schätzen, denn er besaß Freunde, deren Achtung sein Leben schmückte, und dies gab den letzten Stoß! Nun fiel ihm auf einmal bei, daß diese Frau ihn vor den Augen des Volks, vor den Augen der einstigen Geliebten durch die Straßen der Stadt geführt hatte, und er glaubte einen Kunstgriff hierin zu sehen, der ihm die weitern Schritte dadurch erleichtern wollte, daß der erste einmal unwiderruflich geschehen war. Er hatte vielleicht Unrecht, aber das menschliche Herz, zumal das Herz einer Frau, selbst einer so aufrichtigen, hat Falten, von welchen es oft selbst nichts zu wissen scheint. Eine stille Bitterkeit stieg in ihm auf, gegen alle Welt, gegen sich

selbst, den unbedachtsamen Nachtwandler im hellen Sonnenlichte, am meisten aber gegen die schöne Frau, die doch vielleicht eine andre Wirkung von ihrer Confession erwartet haben mochte. Er legte die Blätter neben hin und sah stumm vor sich nieder.

Aurora, welche jeder seiner Bewegungen mit haftenden Augen gefolgt war, sank mit einem tiefen Seufzer in die Ecke des Wagens und verhüllte das Gesicht. Keines von Beiden sprach ein Wort mehr. Der Kutscher, der sich mehrmals umgesehen hatte, fuhr langsam nach der Stadt zurück. Der Wagen hielt vor einem erleuchteten Gebäude; Heinrich erhob sich; Aurora machte eine unverständliche Gebärde; er ergriff ihre Hand, hielt sie lang, ungewiß, was er sagen sollte, und stürzte dann plötzlich hinaus. Mechanisch folgte er dem Menschengedränge, das nach dem erhellten Hause strömte, und erst drinnen ward er gewahr, daß er sich im Theater befinde. Unwillig wollte er zurück, obgleich er eigentlich nicht wußte, wie er die nächsten Stunden zubringen sollte, als auf einmal das Zauberwort „Emilia Galotti", das er von einem der Mitdrängenden hörte, ihn vorwärts trieb, es paßte wunderbar zu seinen heutigen Erlebnissen. Das Trauerspiel hatte schon begonnen, als sich die Thüren hinter ihm schlossen. Er war eine Weile aufmerksam, sank aber bald in einen Strudel von zerstreuten Gedanken zurück. In den Zwischenacten hörte er bang und verwirrt auf die Reden der Nachbarn, ohne doch einen Sinn davon aufzufassen. Zuletzt vernahm er von Bühne und Parterre nichts mehr als ein Schwirren und Rauschen und Sprechen, dem er sich zu entreißen nicht die Kraft hatte; er stand wie gebannt bis zu Ende, und das Stück blieb ihm so fremd, als ob es in einer unbekannten Sprache gespielt worden wäre.

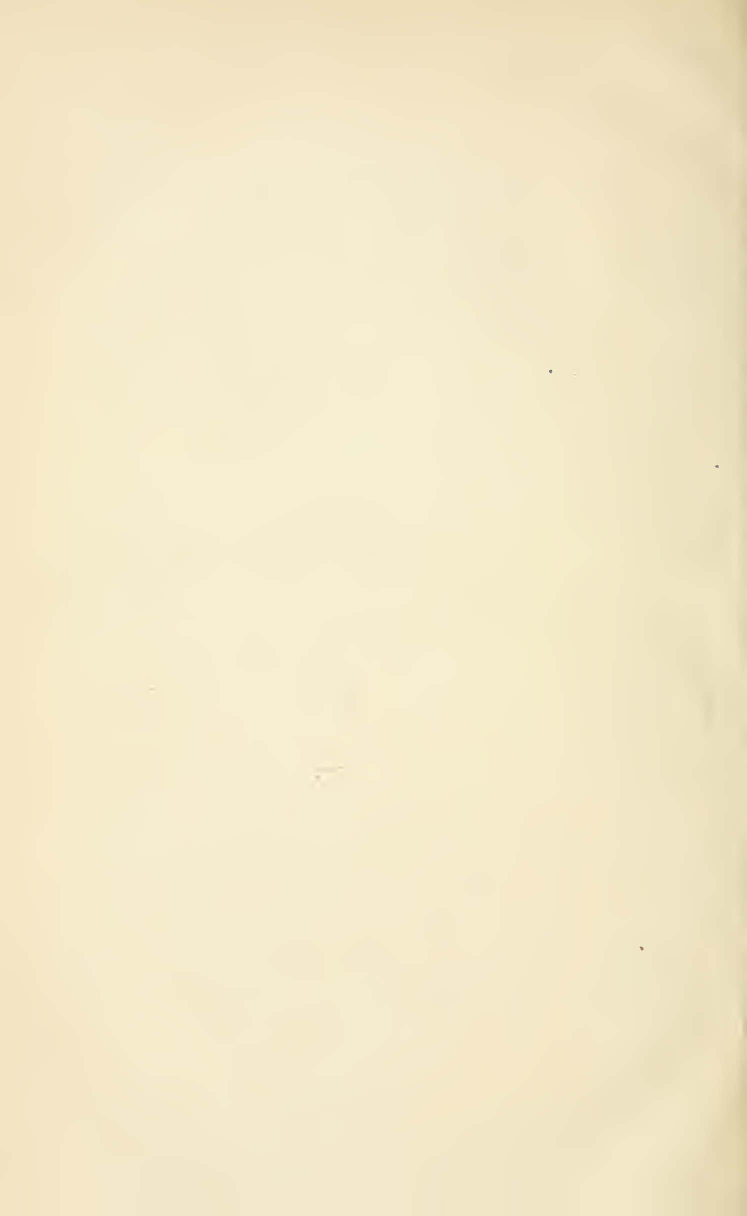
Der Vorhang fiel, das Publikum erhob sich, und dieses Geräusch brachte ihn zu sich selbst. Indem er sich zum Fortgehen anschickte, wagte er einen schüchternen Blick nach der Galerie zu werfen, ob Aurora wohl zugegen sei. Sie war nicht da, aber in der Loge neben an sah er wiederum — Lottchen! und zwar in der Gesellschaft jenes jungen Edel-

manns, den er früher im Hause ihres Schwagers kennen gelernt hatte. Der Baron war eben beschäftigt, ihr den Mantel umzulegen, und that dies mit jener Vertraulichkeit, die oft so viel sagt und so wenig bedeutet. Auch das noch! Unser Freund, dem alle Furien im Nacken saßen, machte, daß er hinauskam. Draußen blieb er in einem Menschenknäuel stecken, was den sonst gemäßigten und duldsamen jungen Mann fast unsinnig machte; aber er mußte ausharren, und die Püffe und Stöße, die er den unschuldigen Nachbarn in seiner Wuth austheilte, wurden ihm mit Wucher zurückgegeben. In diesem Gedränge wurde er ganz nach hinten getrieben und war der Letzte, der in's Freie kam. Die Wagen waren schon alle abgefahren; nur einer stand noch da, an welchem Heinrich vorüber mußte, und zum dritten Mal war es Lottchen, die ihm sein böser Genius zeigte. Sie stieg eben ein, von dem Baron unterstützt, der ihr sodann folgte. Der Kutscher hieb auf die Pferde, und in donnerndem Trabe flog der Wagen davon, aber nicht nach dem Hause, wo Lottchen wohnte, sondern nach einer ganz andern Seite. Heinrich eilte unwillkürlich nach und sah noch, wie der Wagen zum Thor hinausfuhr, und hörte, wie der Lärm der Räder in nächtlicher Ferne nach und nach verhallte. Ein kaltes Kopfnicken sandte er nach; dann preßte er mit den Händen das Herz zusammen, um nicht laut zu stöhnen; aber unaufhaltsame Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Hätte er gewußt, welchen Bedrängnissen das unschuldige, liebliche Mädchen entgegenfuhr, wie hätte er alle Kräfte angestrengt, um den Wagen aufzuhalten und sie in die Arme zu nehmen, nach welchen ihre stille Sehnsucht begehrte!

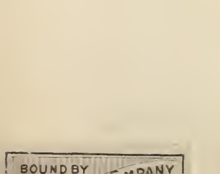
Er wußte es nicht, und nachdem er seinen Thränen zornigen Einhalt gethan hatte, ging er, betäubt von so vielen Schlägen, fast gedankenlos hinweg; nur ein unarticulirter Laut verrieth zuweilen, wie das unbegreifliche Ereigniß in ihm wühlte.










BOUND BY

